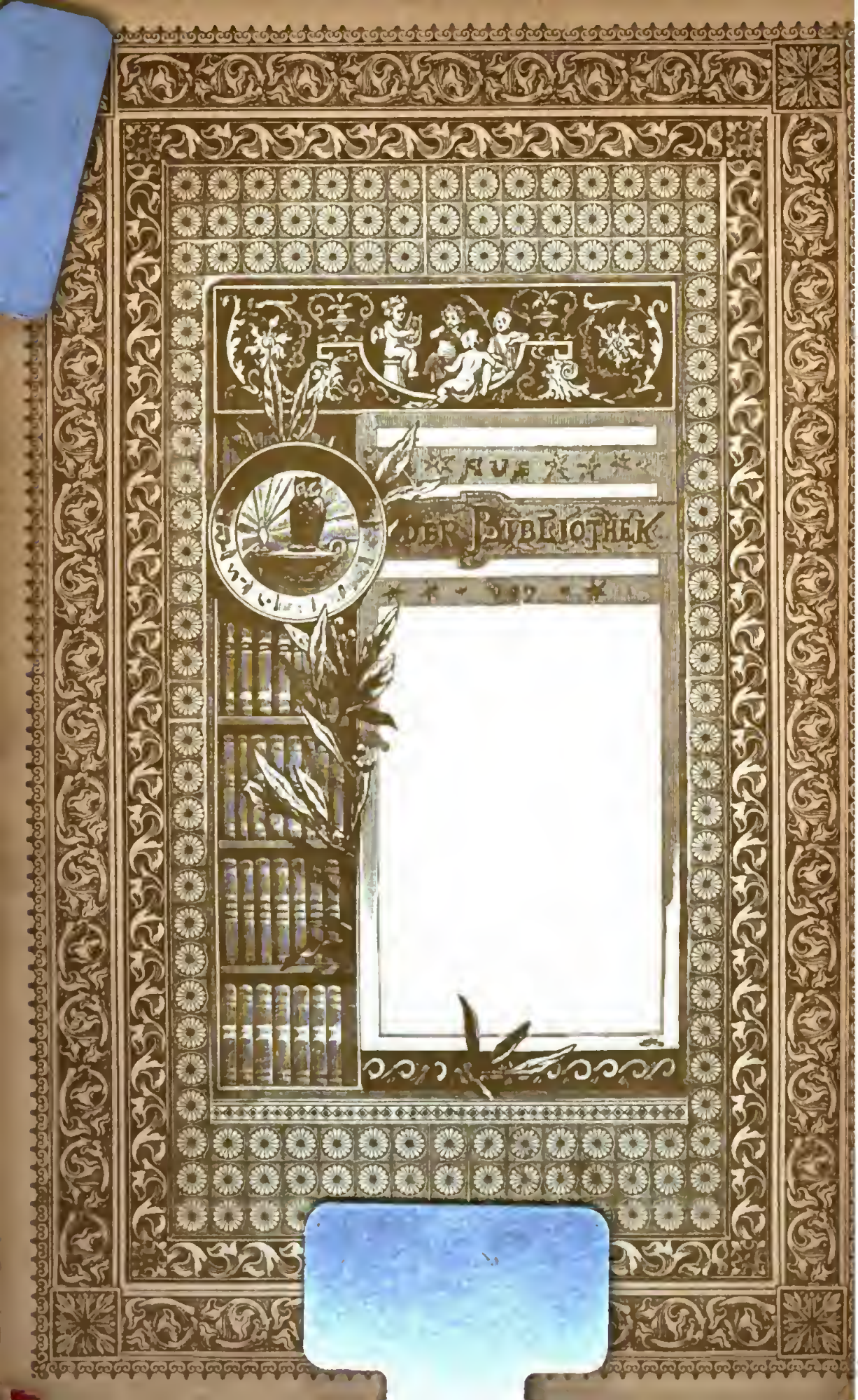
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek
Denkwürdiger Forschungsreisen.

Von C. Falkenhorst.

12 elegant in Ganzleinwand gebundene Bände.
Preis pro Band 2 M. 50 Pf.

Das Werk bietet in seinen zwölf Bänden folgenden reichen und interessanten Inhalt:

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
„ 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
„ 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
„ 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
„ 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
„ 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
„ 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
„ 8. Prschewalskis Reisen in Central- und Nordasien.
„ 9. Nordpolfahrten.
„ 10. Luftfahrten.
„ 11. Weltentdecker und Weltumsegler.
„ 12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes.

Die Verlagshandlung hat sich bei Herausgabe dieser Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echt populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, sie zu lesen; dennoch enthalten sie das Wichtigste, was zur Orientierung über eine der bewegenden Fragen nötig ist, in einer Form, die nicht ermüdend, sondern anregend wirkt. Die hübschen, schmucken Bände sind eine Zierde für jede Hausbibliothek und verdienen zur Anschaffung dafür wärmstens empfohlen zu werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google

Zu der Novellette „Der Geschäftsführer" von A. Oskar Klaußmann.
Originalzeichnung von E. Limmer. (S. 94)

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Sechster Band.

PUBLIC LIBRARY

Stuttgart. Berlin. Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275471A
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1920 L

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der Vaquero. Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Der Geschäftsführer. Novellette von A. Oskar Klaußmann 75

Mit Illustrationen von E. Limmer.

Aus Sibirien. Bilder aus dem fernsten Osten. Von E. Koller 96

Mit 9 Illustrationen.

Hagelschlag. Novelle von Anna Vogel v. Spielberg . 117

Die Vorläufer unserer Klaviere. Musikgeschichtliche Studie. Von Ernst Montanus 179

Mit 7 Illustrationen.

Bei der Einkleidung unserer Kolonialtruppen. Skizze von Gerh. ten Boer 194

Mit Illustration.

Die Perle von Südtirol. Bozener Bilder. Von Alex. Ritter 203

Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein Posttrieg 221

Neue Erfindungen: Das neueste Verfahren zur Herstellung künstlicher Diamanten 224

Mit Illustration.

Seite

Die imitierte Eisenrüstung 226
Schlangenzauber 227
Gewichtige Menschen 228
Mozart auf Konzertreisen 234
Brautschau in der Kirche 235
Die Belagerung Frankenthals 236
In Todesgefahr 237
Wie der Name Bockbier entstand 238
Die beiden Klubgenossen 240

Der Vaquero.

Roman von **Baldwin Möllhausen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Seit der Zusammenkunft King Bobs mit Bell und dem Besuch der beiden Landspekulanten lastete es auf den Gemütern der Bewohner von Howitts Farm wie ein böser Bann. Nur ernste Gesichter sah man noch. Verklungen waren Lachen und heitere Scherzreden, die so lange die friedliche Blockhütte und deren Umgebung freundlich belebten.

Zum Kummer der Eltern und Befremden der Brüder war Bell vollständig unzugänglich geworden. Kein Wort, das über die dringendste Notwendigkeit hinausreichte, hörte man von ihr. Entschlossenheit prägte sich wohl um ihre blühenden Lippen aus, dagegen schaute es aus ihren Augen wie eine Mahnung an Tod und Grab. Die Störrigkeit des Vaters hatte sich auf sie vererbt. Wie jener den einmal ausgesprochenen Willen als unerschütterlich hoch hielt, weder durch schüchtern gewagte Vorstellungen, noch durch eigene mildere Regungen zu einer anderen Entscheidung

bewegt werden konnte, ſo erfüllte Bells ganze Seele der Entſchluß, auf die eine oder die andere Art mit King Bob vereinigt zu werden, gleichviel, was ſie auf der anderen Seite als Preis dafür einſetzte und verlor, ob die Heimat und den letzten Zuſammenhang mit den Ihrigen oder das Leben.

Eine ernſtere Steigerung erfuhren die Beſorgniſſe um die Zukunft, als der Inhalt des von Baxter entſendeten Briefes kund geworden war. Die darin enthaltenen Andeutungen konnten nicht mißverſtanden werden. Es hätte ebenſogut heißen können: „Iſt zu der beſtimmten Zeit die Farm nicht geräumt, wird zu Gewaltmaßregeln geſchritten," und was nur geſchehen konnte, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, das war ſeither von Howitt und den Seinigen bedachtſam vorbereitet und eingeleitet worden.

Und abermals hatten ſie, nur noch wenige Tage vor dem angekündigten verhängnisvollen Termin, den Verluſt eines Rindes zu beklagen. Trotz der angeſtrengten Wachſamkeit war der Raub eine Stunde vor Tagesanbruch ausgeführt worden. Die Gelegenheit dazu hatten die hinterliſtigen Freibeuter durch das unbemerkte Ausheben mehrerer Einfriedigungsriegel ſelbſt geſchaffen, infolgedeſſen die Herde verfrüht ins Freie hinausdrängte und ſich um das Gehöft zerſtreute. Dieſes Mal ſollte indeſſen bewieſen werden, daß man fernere Eingriffe in das mühſam erworbene Eigentum wenigſtens nicht ungeſtraft dulde.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als man beim Zuſammentreiben der Tiere eine junge Kuh vermißte. Ohne Zeitverluſt ſchickten die beiden älteſten Söhne, Ben und Adam, ſich an, deren Spuren, wenn erforderlich, bis in das Lager der verruchten Horde nachzufolgen. Sie rechneten darauf, daß, wie ſchon früher geſchah, das erbeutete Tier auf dem Wege dahin geſchlachtet worden, um es ſtückweiſe an Ort und Stelle zu ſchaffen. Die Hoff-

nung der jungen Männer gipfelte darin, die Frevler beim Zerlegen zu überraschen und dann, im Falle des Widerstandes, freien Gebrauch von ihren Büchsen zu machen. Da seit Fertigstellung des Palissadenzaunes Arrowmaker und der junge Mandane nach der Farm übergesiedelt waren, wodurch die Besatzung einen Zuwachs von zwei sicheren Büchsen erhielt, erklärte Rabbit sich sofort bereit, an dem Unternehmen teilzunehmen.

Mit ernsten Mahnungen zur Vorsicht entlassen, drangen die jungen Leute in den Wald ein. So viel wie möglich die Fährten des Rindes haltend, blieben sie in der Nähe des Flußufers, wo es ihnen, begünstigt durch Bäume und Buschwerk, erleichtert war, sich feindlichen Späherblicken zu entziehen. Anfänglich schritten sie hintereinander einher. Erst nach Ablauf einer halben Stunde, als sie durch die Spuren darüber belehrt wurden, daß das Rind, wahrscheinlich um der Herde sich wieder zuzugesellen, mehrfach von der Hauptrichtung abgewichen und kreuz und quer gelaufen war, gelangten sie zu der Voraussetzung, daß es nicht weit mehr bis zu der Stelle, wo es getötet worden. Von da ab wurden sie in ihren Bewegungen noch vorsichtiger; zugleich trennten sie sich voneinander, um, jeder seinen eigenen Weg wählend, die Räuber einzukreisen und demnächst aus verschiedenen Richtungen zu bedrohen.

So schlichen sie abermals eine Viertelstunde einher, Adam auf dem Flußufer, Ben in der ungefähren Mitte des Gehölzes, während Rabbit den äußeren Waldessaum hielt, von wo aus er die sich stromabwärts erstreckende, unregelmäßig begrenzte Wiesenfläche zu überblicken vermochte. Wo sie sich befanden, wußte einer vom anderen wenigstens nicht genau. Als geübte Jäger wanden sie sich zu leise zwischen Gesträuch und hindernden Ranken hindurch, um selbst auf kürzere Entfernungen ihre Anwesenheit zu verraten. Desto gespannter lauschten sie nach

vorne auf Zeichen, die von den Bewegungen der Räuber gezeugt hätten. Doch alles blieb still. Nur ein Nußhäher ließ nach einiger Zeit, wie angesichts eines ihn störenden Gegenstandes, seine krächzende Stimme erschallen.

Bens Argwohn erwachte. Vertraut mit den Eigentümlichkeiten des unruhigen Vogels, legte er sich nieder, und geräuschlos glitt er durch das hohe Gras einer kleinen Waldblöße und der Stelle zu, wo der Häher durch erneutes und lauteres Schreien unverkennbar Mißtrauen verriet. Nach einigen Minuten nahm dichtes Buschwerk den jungen Jäger wieder in sich auf. Dort war er gezwungen, zumal er die schußfertige Büchse vor sich her schieben mußte, seine Behutsamkeit bis aufs Aeußerste zu steigern.

Da drang das Geräusch einknickender Zweige zu ihm herüber, für ihn ein Signal, sich regungslos zu verhalten. Er sann noch über die Ursache nach, als in der Entfernung von ungefähr zweihundert Ellen ein Schuß fiel. Unmittelbar darauf folgte, begleitet von dem Geschrei des Hähers, ein notdürftig zu unterscheidender dumpfer Fall, dann herrschte wieder Stille. Nur das Krächzen des Vogels, der sich eiligst entfernte, fand seine Fortsetzung. Schneller glitt Ben nunmehr durch das Gebüsch. Nach Zurücklegung einer kurzen Strecke dehnte ein schmaler Wiesenstreifen sich vor ihm aus, der zugleich das Flußufer bildete. Sein erster Blick fiel auf das geraubte Rind. Da man es vor dem Töten mit den Hörnern an einen Baumstamm gefesselt hatte, war es, zusammenbrechend, unnatürlich zu liegen gekommen, so daß es mit dem Kopf über das Gras hinausragte. Vergeblich aber sah er sich nach demjenigen um, der, wie er nur glauben konnte, es kurz zuvor niederschoß. Da erneuerte sich das Knistern. In Zweifel, ob das Geräusch von seinem Bruder oder einem der Räuber herrühre, schob er sich in das ihn mehr

überdeckende Kraut und Geſtrüpp zurück, jedoch nur gerade ſo weit, daß er die getötete Kuh im Auge behielt.

Endlich trat es auf die Lichtung, doch nicht Adam, ſondern ein Mann, der ſich durch ſein ganzes Aeußere als ein Mitglied der weiter unterhalb lagernden Bande verriet. Bevor er das Gebüſch verließ, ſpähte er ſichtbar argwöhniſch in alle Richtungen, auch zu Ben hinüber. Achtlos glitten ſeine Blicke über das ihn bergende Kraut hinweg. Ben dagegen ſah zu derſelben Zeit in ein mit ſchwarzem Bartwuchs bedecktes häßliches Geſicht, dem Verworfenheit ihr unauslöſchliches Gepräge aufgedrückt hatte. Mit von Haß verſchärften Blicken unterſchied er auf die Entfernung von ſechzig Ellen deutlich jeden einzelnen Zug, ſogar die kleinen Schlitzaugen, die, etwas ſchielend, gemeinſchaftlich mit den unter der Oberlippe ſtark hervorragenden weißen Zähnen ihm den Ausdruck eines tückiſchen Ebers verliehen. Auf dem wirren Haupthaar hing ein fettiger grauer Filzhut, der als ſolcher kaum noch zu erkennen, während ſeinen Oberkörper ein rot und ſchwarz gewürfeltes Kalikohemd umſchloß.

Erſt nachdem er ſich überzeugt zu haben glaubte, von niemand beobachtet zu werden, trat er ganz ins Freie heraus, und die abgeſchoſſene Büchſe neben ſich in der Fauſt tragend, begab er ſich in ſchräger Richtung nach dem Uferrande hinüber. Dadurch, daß er Ben den Rücken zukehrte, gegen Entdeckung geſichert, hob dieſer das Haupt empor. Erbittert ſpähte er dem Räuber nach. Jede einzelne ſeiner Bewegungen prägte ſich wie mit Feuerſchrift ſeinem Gedächtnis ein. Er meinte ſogar zu erraten, daß die Herkunft der ſchlanken Geſtalt nicht in den Kreiſen zu ſuchen ſei, in denen der Mann ſich jetzt heimiſch fühlte. Ungeduldig wartete er auf das Eintreffen Adams und Rabbits, um, anſtatt ſofort zum Aeußerſten zu ſchreiten, gemeinſchaftlich mit ihnen, unter Androhung eines augen-

blicklichen Todes, ihn wehrlos zu machen. Und so vertieft hatte er sich in das Anschauen des unheimlichen Gesellen, daß ihm entging, wie es von der Seite her wie mit den lautlosen Windungen einer durch das Gras kriechenden Schlange sich ihm näherte.

Nur noch drei, vier Schritte befand der Räuber sich von dem Uferrande entfernt, als Ben, wie selbst von einem tödlichen Geschoß getroffen, plötzlich den Kopf auf den Rasen sinken ließ. Doch nur einige Sekunden blieb er in dieser Lage, und als er sein Gesicht wieder aufrichtete, glich es dem eines Gestorbenen, so blutleer und fahl war es geworden. Sein Atem stockte. Ein Schrei des Entsetzens wand sich in seiner Brust empor, um indessen zurückgehalten zu werden, bevor er die Lippen verließ. An den Kleidern, die nur ein wenig über das Gras hinausragten, hatte er seinen Bruder erkannt. Auf dem Rücken lag er, neben ihm, von stärkeren Halmen in der Schwebe gehalten, der Filzhut, der beim Hinstürzen von seinem Haupt geglitten war. Vor ihm stand der Räuber, der ihn aus sicherem Hinterhalt meuchlings erschossen hatte. Anscheinend neugierig sah er auf sein unglückseliges Opfer nieder. Ihn rührte nicht die im Tode erstarrende Jugend, nicht das Erkalten des Herzens, in welchem so viel warme Liebe, so viel Glück und heitere Zufriedenheit gewohnt hatten. Selbst gedeckt durch Buschwerk, war er seiner ansichtig geworden, als er, die schußfertige Büchse vor sich tragend, auf dem anderen Ende der Lichtung auftauchte und, den Uferrand haltend, das geschlachtete Rind ins Auge faßte. Angesichts des kampfgerüsteten jungen Mannes zögerte er nicht. In ihm einen Verräter fürchtend, der alle Bewohner der Farm auf seine und der Raubgenossen Spuren lenken würde, bevor sie Zeit gewannen, die Beute ins Lager zu schaffen, entledigte er sich seiner kaltblütig auf die einfachste Weise.

Endlich atmete Ben wieder lang und tief. Der erſten Regung nachgebend, hob er die Büchſe, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ließ ſie aber alsbald zurückſinken. Die furchtbare Erſchütterung hatte ihm die Arme gelähmt, den Blick ſeiner ſonſt ſo ſcharfen Augen getrübt. Und abermals ermannte er ſich. Doch bevor er den Gewehrſchaft an die Schultern zog, um zwiſchen Kraut und Gezweig hindurch ſein Ziel zu ſuchen, glitt eine braune Hand vor ſeine Augen hin. Erſchrocken ſah er zur Seite und in Rabbits ruhiges Geſicht. Keiner gab einen Laut von ſich. Während aber der junge Mandane vier Finger warnend erhob und durch eine Kopfbewegung nach der getöteten Kuh hinüberwies, erreichten auch ſchon die Stimmen von Männern die lebhaft zu einander ſprachen, aus mäßiger Entfernung ihre Ohren.

„Ihrer viere kommen," raunte der bedachtſame Burſche Ben leiſe wie ein Hauch zu, „der fünfte folgt mit einem Pferde. Es ſoll das Fleiſch tragen helfen. Ich ſah alle. Auf der Wieſe gingen ſie am Waldesſaum. Schießt du den Hund nieder, wartet dein Vater vergeblich auf dich und auf mich. Er ſoll ſterben, wie die geſtohlene Kuh. Aber nicht jetzt. Seine Zeit kommt. Wir müſſen ihn lebendig fangen," und ein unheimliches Gepräge dämoniſcher Grauſamkeit und Rachſucht eilte über das braune Geſicht hin.

Obwohl nach Rückkehr ſeiner Kaltblütigkeit unbezähmbare Sucht nach Vergeltung und Jammer um den Bruder die Bruſt Bens zuſammenſchnürten, blieb er nicht unempfänglich für die Warnung. Und ſo lagen die beiden Gefährten, wie der auf ſeine Beute lauernde Panther, gleichſam ſtarr, zwiſchen den ſie deckenden Hinderniſſen hindurch den Mörder fortgeſetzt ſcharf überwachend. Reue war es am wenigſten, was ihn erfüllte; und doch erzeugte es den Eindruck, als hätte er die Blicke nicht

von dem vor ihm liegenden armen Opfer loszureißen vermocht.

Näher ertönten unterdeſſen die Stimmen, bis endlich einzelne Worte und gleich darauf zuſammenhängende Bemerkungen zu den beiden Spähern in ihr Verſteck drangen. Sie glaubten ihnen zu entnehmen, daß es urſprünglich ihrer zwei geweſen, die den Raub ausführten, dann aber, nachdem ſie das ſtörriſch gewordene Rind geräuſchlos mit dem Meſſer getötet hatten, ſich voneinander trennten. Während der eine zurückblieb, um die Umgebung zu überwachen und den etwa Nachſetzenden keine Gelegenheit zu geben, ſich in der Nachbarſchaft unbemerkt in den Hinterhalt zu legen, eilte der andere ins Lager, um Beiſtand zu ſchleuniger Bergung des Fleiſches herbeizurufen.

Der Anblick des bei dem Ermordeten ſtehenden Genoſſen befeſtigte den Wahn der Eintreffenden, daß bis jetzt noch keine Gefahr drohe, und ſo fragte einer ſorglos hinüber, zu was er unnötigerweiſe den Schuß abgefeuert habe.

Der Mörder hatte eben begonnen, ſeine Büchſe zu laden. Statt eine Antwort zu erteilen, winkte er die Genoſſen zu ſich. Bevor ſie herangelangten, ſahen ſie, um was es ſich handelte, und mit einem Ausdruck tieriſcher Roheit ſchallte über die Lichtung:

„Da will ich in dieſer Stunde zur Hölle fahren, wenn der Doktor nicht einem den Weg zur ewigen Seligkeit zeigte!“

„Einer von des ſtierköpfigen Howitt Jungens!“ verſetzte ein anderer erſtaunt. „Verdammt! Das lockt uns die ganze Sippſchaft auf den Hals. Ich kalkuliere, das war ein überflüſſiger Trick.“

„Beſſer, er trottet auf dem Wege zur ewigen Seligkeit, als hätte er mir dazu verholfen,“ erwiderte der ehe-

malige, jetzt vollſtändig heruntergekommene, entmenſchte Arzt verdroſſen.

„Möchteſt auch den richtigen Pfad verfehlt haben,“ wendete ein anderer gleichmütig ein, „führen doch zu viele breite Nebenſtraßen zur Hölle. Aber war's denn durchaus notwendig mit dem jungen Blut?“

„So notwendig, wie dir ſelber 'ne geſunde Lunge zum Atmen.“

„Du als Doktor und Medizinmann ſollteſt das freilich am beſten wiſſen.“

„Nun ja denn, kam ich ihm nicht zuvor, ſo läg' ich jetzt hier an ſeiner Stelle. Ich denke, wir ſchaffen ihn beiſeite, damit er nicht zu bald gefunden wird.“

„Beiſeite ſchaffen?“ hieß es im Durcheinander. „Laßt die Hände davon, ſag' ich. Und wohin mit ihm vor den Augen der Brut des alten Querkopfes? Die iſt nämlich ſchlau wie 'ne Fiſchotter im Waſſer und ſpürt wie mit Hundenaſen. Rührt ihn nicht an. Den kann jeder andere erſchoſſen haben. Indianer giebt's genug in dieſem Landesteil.“

„Aber die Kuh da? Wer die ſchlachtete, weiß jeder, ſobald er ein Auge auf die zurückgebliebenen Merkmale legt, und dem fällt auch der Mord zur Laſt.“

„Das ſoll erſt bewieſen werden. Wer den Schuß auf den Jungen abfeuerte, kam erſt, nachdem wir längſt zum Teufel waren.“

„Das weitere mögen wir unterwegs vereinbaren,“ riet einer, der bis dahin noch nicht geſprochen hatte, „jetzt heißt's, das Tier zerlegen und auf den Sattel packen. Was für die Mähre zu viel iſt, nehmen wir ſelber. Und noch 'nen Rat für euch alle: Schnürt eure Zungen feſt. Von Reden kommt Reden —“

Die letzten Worte ſprach er auf dem Wege nach der Beute hinüber. Was die verworfene Geſellſchaft weiter

verhandelte, ging den beiden Spähern verloren. Sie warteten daher nicht länger. Mochte es Ben das Herz zerreißen, den Bruder in ſeinem Blute liegen zu laſſen, ſo gab es doch keinen anderen Ausweg. Zugleich trieb es ihn, die erſchütternde Trauerbotſchaft den Eltern zu überbringen und gemeinſchaftlich mit den Brüdern den Ermordeten ſchleunigſt aus dem Bereich von Raubtieren und unter das elterliche Dach zu befördern. Behutſam zogen ſie ſich zurück. Die Räuber waren zu eifrig mit ihrem Werk beſchäftigt, um der Umgebung viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken. So gelangten ſie bald dahin, wo weitere Vorſicht überflüſſig und ſie ihre Schritte beſchleunigen konnten.

Atemlos erreichten ſie die heimatliche Lichtung. Als Ben das kleine Gehöft ſo ſtill und friedlich daliegen ſah, ſich vergegenwärtigte, wie bald es von verzweiflungsvollem Klagen und Jammern erfüllt werden würde, verließ ihn die Faſſung. Sich niederwerfend und ſein entſtelltes Geſicht auf den Raſen preſſend, krallte er in raſender Wut und wildem Schmerz die Finger in das Erdreich ein. Dabei ſeufzte und ſtöhnte er, als hätte er erſticken wollen. Vergeblich redete Rabbit in ſeiner Weiſe ermutigend auf ihn ein. Erſt als er ihm verkündete, daß der Vater vom Thorwege aus herüberſehe, gewann er die Herrſchaft über ſich zurück. Haſtig ſprang er empor, und die Büchſe auf die Schulter werfend, eilte er auf die Paliſſaden zu, wo Howitt ihn in der That erwartete. Schneller und ſchneller bewegte er ſich einher, bis er endlich in vollen Lauf verfiel.

Obwohl mit ſeinen vierundzwanzig Jahren ein Mann im vollen Sinn des Wortes, hatte er bisher doch nie einen Schmerz geahnt, wie ein ſolcher jetzt ſeine Bruſt zerriß und ihm die letzte Beſinnung zu rauben drohte. Es durchſtrömte ihn die Empfindung, als ob er nicht leben noch atmen könne, ſolange er ſich mit der verhängnisvollen

Kunde trug. Und als er dann vor dem Vater eintraf, der, aus seinem Aeußeren ein furchtbares Unglück erratend, mit der Starrheit eines Erzgebildes auf ihn hin sah, da versagte ihm die Sprache. Keuchend, wie selbst dem Tode verfallen, stand er da. Die Zunge, die den vernichtenden Schlag nach dem Vaterherzen führen sollte, klebte ihm am Gaumen.

Howitts Gesichtsfarbe hatte sich verändert: tiefer waren die Furchen in die verwitterte Haut eingesunken. Unheimlich funkelten seine Augen unter den buschigen Brauen hervor. Als Ben immer noch zögerte, packte er ihn mit eiserner Faust an der Schulter, und wie Donnerton schallte in seine Ohren: „Kain! Wo ist dein Bruder?!“

Da ermannte sich Ben. Durch Mark und Bein war ihm die fürchterliche Anklage gedrungen.

„Vater!“ rief er laut klagend im Vorwurf aus, „er ist tot — er wurde von dem Räuber des Rindes erschossen!“

„Und du lebst? Du lebst, um mir die Nachricht zu hinterbringen?“ fuhr Howitt fort, ohne den Griff der Faust zu lockern, und sein Gesicht verwandelte sich in das eines versteinerten Rachegeistes.

„Höre mich, Vater,“ antwortete Ben ehrerbietig, aber fest, „Gott ist mein Zeuge, daß ich Adams Leben freudig mit dem eigenen durchschossenen Kopf bezahlt hätte, allein bevor ich herankam, war das Gräßliche geschehen.“

Howitt zog seine Hand zurück. „Aber du kamst zur rechten Zeit, deinen Bruder zu rächen?“ fragte er finster zwischen den aufeinander knirschenden Zähnen hindurch.

„Von meiner Hand soll der Mörder sterben,“ beteuerte Ben schaudernd. „Ich sah ihn deutlich genug, um ihn unter Tausenden heraus zu erkennen. Ihn sofort niederzuschießen blieb mir sowohl wie Rabbit versagt. Geschah es dennoch, so beklagtest du statt eines Sohnes

deren zwei. An mir und Rabbit war nichts gelegen, wer aber hätte dich zu dem Gemordeten führen sollen? Du weißt, wie treu ich zu Adam stand. Liegt er erst in der Erde, dann giebt es für mich nur eine Aufgabe. Nicht Tag oder Nacht will ich ruhen, bis der Verbrecher unter meiner Hand sein fluchbelastetes Leben aushauchte."

„Ben, ich glaube dir," sprach der zähe, alte Squatter, und seine Stimme zitterte trotz seines Willens, wenigstens äußerlich eine gewisse Ruhe zu bewahren; „ich war nicht zugegen, kann also nicht wissen, inwieweit dich ein Vorwurf trifft. Aber ich halte dich beim Wort. Wer unschuldig Blut vergießt, des Blut soll vergossen werden, steht geschrieben, und du sollst zu seiner Zeit diesen heiligen Wahrspruch an dem Mörder vollziehen. Geh zu deinen Brüdern und unterrichte sie über den unersetzlichen Verlust, der uns betroffen hat. Sag ihnen, es sei jetzt keine Zeit zu nutzlosem Klagen und Jammern. Ein schweres Werk liegt vor uns, und das darf nicht aufgeschoben werden. Wie weit ist es bis zum Ort der Blutthat?"

„Beinah eine halbe Stunde."

„Zu weit, um den Toten auf den Armen hierher zu tragen. Sattelt daher zwei Pferde und befestigt zwei Stangen, auf jeder Seite eine, von Sattel zu Sattel, so daß die Tiere hintereinander gehen, aber zwischen ihnen Platz für unseren Adam bleibt. Du, als der Aelteste, und Rabbit, dazu ich selber werden etwaigen Angriffen wohl gewachsen sein, wenn die Schurken es mit uns wagen sollten. Die anderen bleiben zum Schutze der Mutter und des Gehöftes zurück. Jetzt rührt euch. Ich gehe zur Mutter, um sie darauf vorzubereiten, daß sie ihren Adam nur noch als Leiche wiedersieht. In zehn Minuten bin ich bei euch. Bis dahin könnt ihr fertig sein," und sich umkehrend, schritt er nach der Blockhütte hinüber.

Erschüttert sah Ben ihm nach. Ihm entging nicht,

daß der eiserne Alte, wie nie zuvor, den Nacken beugte. Gleich darauf traten die Brüder zu ihm. Schienen sie auf die unfaßliche Schreckenskunde anfänglich die Denkkraft eingebüßt zu haben, so ermaunten sie, des Vaters strengen Gebotes eingedenk, sich doch alsbald zu eifrigem Schaffen. Schweigend verrichteten sie ihr Werk. Eine rauhe Erziehung war ihnen zu teil geworden; das hinderte indessen nicht, daß die Liebe zu den Angehörigen um so üppiger wucherte, hie und da Thränen über die gebräunten jugendlichen Wangen schlichen.

Als Howitt sich ihnen zugesellte, prägte die gewohnte Unbeugsamkeit sich wieder in seiner Haltung aus. Nur sein verwittertes Gesicht schien noch hagerer geworden zu sein. Die Mutter hatte er weinend und die Hände ringend ihrem Schmerz überlassen. Auch Bells Augen entwanden sich schwere Thränen. Doch angesichts der verzweifelnden Mutter gelang es ihr notdürftig, sich zu beherrschen.

Ohne Zeitverlust trat der kleine Zug seine schwere Wanderung an. Ben schritt voraus und führte das vordere Pferd. Ihm folgte Howitt, mit der Büchse auf der Schulter, und Rabbit, der das zweite Pferd beaufsichtigte. Als sie bereits eine Strecke in das Gehölz eingedrungen waren, tauchte plötzlich Bell neben Howitt auf. Finster sah dieser auf sie hin.

Bell verstand die stumme Frage und erklärte: „Die Mutter war damit einverstanden, daß ich ging, um unseren Adam heimwärts zu geleiten. Ich wünschte von Herzen, ich könnte mit ihm tauschen."

„Ein hartes Wort, Bell. Dich möchte ich ebensowenig verlieren, wie jeden einzelnen deiner Brüder."

Dann folgte Schweigen. Kein Wort mehr wurde gewechselt, bevor sie bei dem Toten eintrafen. Dem Beispiel des Vaters folgend, hielt jeder Aeußerungen des

Jammers zurück. Erst nachdem Ben den Hergang des furchtbaren Ereignisses mit wenigen Worten erklärt hatte, Bell trockenen Auges neben dem toten Bruder niederkniete und beide Hände zärtlich auf die blutleeren Wangen legte, brachen die so lange gewaltsam eingedämmten Gefühle sich Bahn.

„Vater," wendete sie sich an diesen, und fest umspannte sie die erkalteten Hände Adams, „hier liegt dein bester Sohn, er war ein treuer Freund Bobs. In deiner Gewalt liegt es, die leere Stelle an deinem Tisch wieder auszufüllen" — und die Stimme drohte ihr vor dem ihre Brust zerwühlenden Schmerz zu versagen — „Vater, er wird dir ein nicht minder treuer Sohn sein und in deinen Gram sich mit dir teilen —"

„Adams Stelle einnehmen sollte er?" fragte Howitt mit erbarmungsloser Härte, daß es klang wie angeschlagenes Erz. „Wer vermöchte den leer gewordenen Platz auszufüllen? Wer? Wer? Du aber, wenn du den Namen desjenigen aussprichst, der als Störer meines häuslichen Friedens bei uns eindrang, nimm zuvor die Hand fort von der deines gemordeten ehrenwerten Bruders."

Bells Farbe wurde noch fahler. Es prägte sich in ihren Zügen aus, daß sie laut hätte aufschreien mögen. Dann bemächtigte sich ihrer die Ruhe der Verzweiflung. Wie Eis fühlte sie es durch ihre Adern rieseln. Lautlos und die in den Augen zusammenrinnenden Thränen bekämpfend, beugte sie sich über den Entseelten hin, und ihn küssend, lispelte sie ihm zu:

„Du lieber, lieber Bruder — du dachtest anders. Wenn du reden könntest, würdest du jetzt noch den Bob auf deine Stelle rufen."

Mit dem letzten Wort erhob sie sich. Ihre Bewegungen waren die einer Schlaftrunkenen. Keinen Blick wendete sie von dem Toten; aber auch keine Hand legte sie an,

Digitized by Google

als man ihn sanft emporhob und auf die Bahre bettete, die durch Stricke, Ranken und Gezweig zwischen den beiden Stangen hergestellt worden war.

Stumm trat Howitt nunmehr selber an die Spitze und ergriff die Zügel des Pferdes. Stumm überwachten Ben und Rabbit die Bahre und die Bewegungen des anderen Pferdes. Bell beschloß den Zug. In ihren Augen war der letzte Lebensmut erloschen. Ein fremder Ausdruck lagerte um die festgeschlossenen Lippen. Es regte sich in dem zerrissenen Herzen mehr und entschiedener die von dem Vater ererbte Unbeugsamkeit. Wer ahnte, wann und wie sie mit unwiderstehlicher Gewalt zum Durchbruch gelangen sollte!

Langsam, ganz langsam schritten die Pferde auf dem gewundenen Uferpfade einher. Langsam, ganz langsam begleiteten sie die Leidtragenden. Es war, als hätte man befürchtet, ihn, der so grausam in der Blüte fröhlicher Jugendkraft aus dem Kreise der Seinigen gerissen worden, im seligen Schlaf zu stören. Aber die Vögel des Waldes, die kannten kein Schweigen, gleichviel, was sich unter ihren Augen abspann, kein Schweigen, solange sie selbst nicht litten und die kleinen Kehlen noch eine klingende Note von sich zu geben vermochten. Hier sang ein zierlicher Blauvogel sein von Liebeslust zeugendes heiteres Liedchen; dort sendete ein leuchtend roter Kardinal seine schwermütige Weise in die Welt hinaus oder lockte mit süßen Tönen eine Spottdrossel. Freundlichen Schatten spendeten die hohen, breit verzweigten Bäume, und ernst schauten sie darein, wie um ihren reichsten Blätterschmuck zu dem toten Jüngling niederzusenden, während bald hier, bald dort ein Eichhorn hinter schützendem Ast hervor neugierig die stillen Menschen beobachtete. Und die Atmosphäre war voll Sonnenschein, wie an jedem anderen Tage; wie an jedem anderen Tage summten und schwirrten

Bienen und Käfer, einen leisen, geheimnisvollen, endlosen Accord erzeugend. Was wußten sie von den Leiden der Menschen, von ihren Freveln?

Und eine Stunde später, da lag Adam, von zitternden Händen gebettet, mit Thränen benetzt, unter dem heimatlichen Dach. Ihm zu Häupten saßen die trostlose Mutter und ihre Tochter, mit grünen Zweigen den Fluginsekten wehrend, die keinen Unterschied kannten zwischen Lebenden und Toten. Dabei überwachten sie unablässig die geschlossenen Augen des entschlafenen Lieblings, als hätten sie für unmöglich gehalten, daß sie zum herzlichen Gruß sich nicht mehr öffnen sollten.

Während aber die Brüder sich nach der Prairie hinausbegaben und im Schatten mehrerer das Ufer schmückender Bäume das Grab auf einer Stelle schaufelten, die an jedem klaren Morgen, ob Winter oder Sommer, von den ersten Sonnenstrahlen überströmt wurde, arbeitete Howitt still für sich. Aus behauenen Planken und Kistenbrettern zimmerte er ein einfaches kleines Häuschen, welches dem verlorenen Sohn als letzte Heimat dienen sollte. Er übereilte sich nicht; denn auf die Bitten der verzweifelnden Mutter hatte er mit der zähen Urwaldnatur sich widerstrebend dazu verstanden, wenn auch nur noch auf eine Nacht den Sohn in der Blockhütte zu beherbergen.

So war es Nachmittag geworden, und die Sonne neigte sich dem Westen zu, als abermals zwei Reiter sich dem Gehöft näherten. Schon als sie um die Waldecke herumbogen, wurden sie als Baxter und Margin erkannt. Bei ihrem Anblick schwollen Howitts Adern auf den Schläfen mächtig an. Doch was in ihm gären mochte, er bezwang sich. Darauf hinweisend, daß der Todestag eines Mitglieds der Familie nicht entweiht werden dürfe, untersagte er den bei ihm weilenden Söhnen jede Kundgebung von Feindseligkeit. Er ging sogar darauf ein, als Ben riet,

wenn der Todesfall überhaupt zur Sprache kommen ſollte, die Kenntnis ſeiner Urſache zu verſchweigen. Denn jetzt, nachdem die erſte Erſchütterung ruhigerer Ueberlegung gewichen war, kannte man nur noch das Verlangen, den Mörder zur Rechenſchaft zu ziehen. Anſtatt durch Verraten eines Argwohns dem Verbrecher Veranlaſſung zu geben, in der Flucht aus der gefährlichen Nachbarſchaft ſein Heil zu ſuchen, ſollte er in Sicherheit gewiegt werden.

Den höflichen Gruß der beiden Sklavenmänner beantwortete Howitt mit den klangloſen Worten: „Sie betreten eine Stätte der Trauer. Einer meiner Söhne ſtarb in vergangener Nacht. Wollen Sie geſchäftlich mit mir verkehren, ſo wählen Sie einen anderen Tag.“

„Woran ſtarb er?“ fragte Baxter verſtört. „Uebten die jungen Leute bei unſerem letzten Beſuch doch den Eindruck auf mich aus, daß ihnen, einem wie dem anderen, ein hundertjähriges Erdendaſein beſchieden ſei.“

„Was ihn verfrüht aus unſerer Mitte riß, wird Ihnen wohl gleichgültig ſein,“ antwortete Howitt eintönig; „er iſt tot, das beſagt alles.“

„Wohlan, ſo wollen wir nicht weiter ſtören,“ verſetzte Baxter, unheimlich angeweht von dem finſteren Ausdruck, der jüngere wie ältere Geſichter in gleichem Maße auszeichnete, und herzlos fuhr er fort: „Die Urſache unſeres Beſuches beſchränkt ſich überhaupt auf eine nur kurze Mitteilung. Uebermorgen im Laufe des Tages, alſo zu dem brieflich anberaumten Termin, werden zwei ehrenwerte Anſiedler hier eintreffen, um Beſitz von der Farm zu ergreifen. Der eine iſt ein wohlberufener Arzt, der neben großer Vorliebe für den Ackerbau darauf rechnet, aus dem ſchnellen Wachſen der Bevölkerungszahl eine gute Praxis zu ziehen. In ſeinen Händen befindet ſich der geſetzlich beglaubigte Kontrakt, der auf ſeinen und ſeines Partners Namen verſchrieben wurde. Es kann alſo nichts

mehr daran geändert werden. Sie sind übrigens verpflichtet, sich mit Ihnen über die Entschädigungssumme zu einigen, die, nachdem von Ihrer Seite die Uebergabe erfolgte, von mir selbst unverkürzt ausgezahlt wird."

Während des letzten Teils dieser Erklärung hatte Howitt an den beiden Reitern vorbei einen Blick auf Ben geworfen. Es befremdete ihn nicht, zu gewahren, daß sein Gesicht wie unter heftigem Blutandrange glühte, aus seinen Augen dagegen eine Gehässigkeit hervorleuchtete, die unzweifelhaft bewies, daß ihm das Wort „Arzt" nicht entgangen war. Kaum merklich, jedoch bezeichnend, wiegte er das Haupt, worauf er, zu Baxter gewendet, gelassen fragte:

„Wo sind Sie zu finden, wenn Ihre Anwesenheit hier erwünscht wäre?"

„Eine Stunde Weges von hier steht mein Zelt. In meiner Nachbarschaft weilt eine Anzahl friedlicher Ackerbauer, die sich anschicken, die auf den verschiedenen Parzellen errichteten Häuser zu beziehen und hier herum neue zu gründen."

„Friedliche Ackerbauer," wiederholte Howitt und nickte mehreremal nachdenklich, während ein seltsamer Zug des Hohnes um seine schmalen Lippen schärfer hervortrat, „nun ja; sollten Ihre Leute kommen, so bin ich hier. Doch was dann, wenn wir uns nicht einigen?"

„Ich würde es tief beklagen, müßte um das Hausrecht gestritten werden," erklärte Baxter erheuchelt teilnahmvoll. „Sie entsinnen sich, daß ich mit wohlgemeinten Vorschlägen vor Sie hin trat, Sie dagegen alle verwarfen. Sie hausen zur Zeit mit Ihrer Familie unzweifelhaft auf einem Boden, der Ihnen nicht gehört. Andererseits sind die Männer, die ihn erstanden, begierig, festen Fuß zu fassen und demnächst ihre Angehörigen nachkommen zu lassen. Auf wessen Seite das Recht liegt, bedarf keiner weiteren

Frage. Ich selbst habe keine Hand mehr darinnen, bin also unfähig, zu vermitteln, wenn die rechtlichen Besitzer zu Gewaltmaßregeln greifen und schlimmsten Falles den Beistand der Besatzung von Fort Riley anrufen."

„Und wohin könnte ich mich wenden?" fragte Howitt eigentümlich hart.

„Weiter oberhalb am Smoky-Hill-Fork erstrecken sich umfangreiche freie Ländereien, wie ein Squatter sie nicht geeigneter für seine Zwecke wünschen kann."

„Wo ich einer schuftigen Regierung gegenüber ebenso schutzlos wäre, wie jetzt hier, rechne ich."

„Sie brauchten nur Ihre Besitzergreifung rechtzeitig anzumelden und sich dadurch das Vorkaufsrecht zu sichern."

„Das glaubte ich, wenn auch nicht schriftlich, so doch durch achtzehnjähriges Wohnen auf dieser Scholle bewirkt zu haben. Doch was zahlten Ihre Männer für den Morgen meines Landes?"

„Den üblichen Preis von fünf Dollars."

„Den Judaslohn hätte ich ebenfalls aufzählen können, aber freilich — doch was reden wir lange? Schicken Sie Ihre Knechte oder nicht: fertig werde ich mit ihnen auf alle Fälle. Das ist mein letztes Wort, und jetzt reiten Sie dahin, woher Sie gekommen sind."

Mit kurzem Gruß schieden die beiden Landspekulanten. Einen Blick des wildesten Hasses, der seinen Widerschein in den Augen jedes einzelnen seiner Söhne fand, schickte Howitt ihnen nach; dann begab er sich ins Haus, um den Platz vor Adams Leiche neben seiner Frau einzunehmen.

Zehntes Kapitel.

Zwei Tage waren verstrichen, und seit vierundzwanzig Stunden schlief Adam in seinem Grabe auf dem Prairierande. Mit peinlicher Spannung sah man auf Howitts

Farm der Ankunft der beiden angemeldeten Koloniſten entgegen. Trotzige Zuverſicht beſeelte alle, prägte ſich ſogar in den Zügen des vierzehnjährigen Knaben aus. Der Vater hatte den Entſchluß offenbart, Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und das galt jedem als heiliges Gebot. In der Ueberzeugung, frevelhaft hintergangen worden zu ſein, konnte nichts ſeinen Willen erſchüttern, das ihm hinterliſtig verkürzte Recht bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Seine Hoffnung auf Erfolg begründete ſich darauf, daß auch die Bevölkerung der Nordſtaaten ſich rüſtete, durch Entſenden achtbarer Anſiedler bei Gelegenheit der Abſtimmung über die Verfaſſungsfrage den Horden der Sklavenbarone nicht nur das Gleichgewicht zu halten, ſondern ſie auch zu beſiegen.

Jetzt war es eine Stunde nach Mittag. Ein Teil der ſtreitbaren Bewohner der Farm befand ſich auf dem Hofe, während die anderen die weidenden Pferde und Rinder bewachten, als hinter der Waldſpitze hervor zwei Reiter auftauchten und die Richtung auf das Gehöft zu einſchlugen. Mit ſich führten ſie an Leinen jeder ein beladenes Packpferd. Bei ihrem erſten Erſcheinen hatte Howitt die Paliſſaden verlaſſen und ſich vor der noch offenen Einfahrt aufgeſtellt. Bei ihm befanden ſich Ben und Daniel, ſein dritter Sohn, ein kraftvoller zwanzigjähriger Burſche. Innerhalb der Umzäunung weilten Arrowmaker und Rabbit. Die Aufmerkſamkeit der jungen Männer wechſelte zwiſchen den Fremden, durch die ſie verdrängt werden ſollten, und dem Vater, deſſen hageres Antlitz in gefährlicher Entſchloſſenheit ſich verſteinert hatte. So viel ſie zu unterſcheiden vermochten, ſprach das Aeußere der Reiter für das Gewerbe ehrbarer Ackerbauer. Zwar mit Büchſen bewaffnet, erzeugten ſie durch Haltung wie Bekleidung doch den Eindruck friedliebender Männer. Sie waren unterdeſſen auf etwa anderthalbhundert Ellen heran-

gekommen, als Ben plötzlich eine wilde Verwünſchung zwiſchen den aufeinander knirſchenden Zähnen hervorſtieß. Geſpannt ſah Howitt auf ihn hin. Er gewahrte, daß ſein Geſicht ſich entfärbt hatte, ſeine Augen in unbezähmbarer Leidenſchaftlichkeit glühten.

„Und dennoch derſelbe Mann, den ſie Doktor nannten, der Mörder unſeres Adam," ſprach er gedämpft. „Ich erkenne ihn trotz des ſchwarzen Rockes, den er überſtreifte — nein, kein anderer iſt es." Auf ſeinen Ruf eilte der junge Mandane herbei. „Rabbit," fragte er mit ſeltſam gedämpfter Stimme, „ſag mir, ob meine Augen blind geworden ſind. Wer kommt dort?"

„Der Hund, der deinen Bruder niederſchoß," antwortete Rabbit, ſich Howitt zukehrend.

„Iſt es wirklich wahr?" fragte dieſer beinahe tonlos, während es in ſeinem Geſicht unheilverkündend aufleuchtete.

„So wahr, wie ich dein Sohn bin," beteuerte Ben.

Howitt ſeufzte tief auf. Wie im Uebermaß der Erregung entwand ſich ſeiner Bruſt röchelnd:

„Gott ſei Dank, ſo brauche ich noch nicht an der Gerechtigkeit des Himmels zu zweifeln." Dann zu ſeinen Söhnen gewendet: „Achtet auf mich. Verratet keine Gehäſſigkeit, aber haltet euch bereit. Ben, du bleibſt hier. Ihr anderen geht und rüſtet euch mit Schlingen aus. Sage ich: „Vorwärts in Gottes Namen!" ſo wißt ihr, was ihr zu thun habt." Die Fremden waren bis auf fünfundzwanzig Schritte herangekommen. Howitt fand nur noch Zeit, zu fragen: „Welcher iſt es?"

„Der im ſchwarzen Rock und mit dem ſchiefen Blick," antwortete Ben feſt.

„Einen guten Gruß zu euch," redete der eben Bezeichnete, heranreitend, den Squatter vertraulich an, und mit dem letzten Wort ſchwangen die beiden Genoſſen ſich aus

den Sätteln. „Mein Name ist Doktor Harveß. Es thut mir leid, wenn ich ungelegen erscheine, allein das Hemd ist dem Menschen verdammt viel näher, als der Rock. Da möchte ich Sie denn ohne Umschweife ersuchen, sofern Sie der Daniel Howitt sind, Haus und Hof mir als mein Eigentum zu übergeben. Hier ist der Kontrakt, der zugleich als Ausweis dient," und er streckte dem Alten ein zusammengefaltetes Papier entgegen. „Möchten Sie indessen noch einen oder zwei Tage bleiben, um sich mit aller Bequemlichkeit zum Abzug zu rüsten, soll's mir recht sein. Wir sind keine Unmenschen, und vertragen werden wir uns wohl so lange unter demselben Dach."

Während Doktor Harveß mit einer gewissen Ueberstürzung diese Ansprache hielt und dabei immer wieder den Blicken Howitts auffällig auswich, hatte dieser anscheinend empfindungslos dagestanden. Wie mit einem Meißel tief ausgeschnitten, zeichneten die doppelten Furchen zu beiden Seiten des Mundes sich aus. Die Lippen verschwanden fast vor der Gewalt, mit der er sie, seine Erbitterung knechtend, aufeinander preßte. Starr und doch unheimlich scharf blickten seine Augen unter der gerunzelten Stirnhaut hervor. Den Mörder seines Sohnes vor sich zu sehen, zu hören, wie er gleißnerisch seinen guten Willen anrief, war mehr, als er zu begreifen vermochte. Zu unfaßlich, zu unnatürlich erschien ihm eine derartige, in einem verstockten Gemüt wurzelnde Frechheit. Da er nicht antwortete, die beiden Abenteurer aber nicht blind dafür waren, wie es in seinem Inneren wogte und kämpfte, nahm des Doktors Begleiter das Wort:

„Muntert Euch auf, alter Gentleman," bemerkte er leichtfertig, „sind Sie doch nicht der einzige, der in solche Ungelegenheit gerät, und wir wären die letzten, obwohl das Recht auf unserer Seite liegt, unbillig zu verfahren."

„Nicht der einzige," gab Howitt eintönig zu und wies

mit einer ablehnenden Handbewegung den Kontrakt zurück, „auch mache ich eure Personen nicht verantwortlich dafür, daß Baxter und Margin, diese ausgefeimten Schurken, mir hinterrücks mein Recht stahlen," und um seinen Söhnen Zeit zu verschaffen, sich mit der vor ihnen liegenden Aufgabe einigermaßen vertraut zu machen, fügte er nachdenklich hinzu: „Wissen möchte ich wohl, wie hoch Sie die an mich zu zahlende Entschädigungssumme berechnen."

„Nun, alter Gentleman," entgegnete der Doktor bereitwillig, „wir wurden beauftragt, mit unserem Angebot bis auf zweihundert Dollars zu gehen und nicht darüber hinaus."

„Zweihundert Dollars," wiederholte Howitt verwundert, und um sich von der Nähe seiner Söhne und Rabbits zu überzeugen, sah er wie ratlos um sich, „also für zweihundert Dollars soll ich die Gebäude hier errichtet, die Einfriedigungen gezogen und die Aecker unter den Pflug gebracht haben? Das nenne ich eine harte Zumutung. Doch was stehen wir hier? Jungens, nehmt die Pferde und führt sie in den Schuppen. Sie haben keinen Anteil daran, wenn es uns schlecht ergeht; da soll wenigstens ihnen Gastfreundschaft erwiesen werden." Seine Blicke flogen von Auge zu Auge, um sich zu vergewissern, daß sein versteckter Befehl verstanden wurde. Gleich darauf befanden die jungen Leute sich zwischen den beiden Fremden und ihren Pferden. Wie Messerklingen funkelte es aus den Augen des erbitterten alten Squatters, indem er deren Bewegungen heimlich überwachte, wogegen die Aufmerksamkeit seiner mißtrauischen Bedränger ihm ausschließlich zugewendet war. Er sah, daß hinter deren Rücken geöffnete Schlingen zum Vorschein kamen, hörte, wie die Burschen schmeichelnd zu den Pferden sprachen, und ruhigen, unbeweglichen Antlitzes gebot er:

„Säumt nicht, Jungens. Vorwärts, in Gottes Namen!“

Bei dem letzten Wort fielen zwei Schlingen über die Köpfe der Fremden, und bevor dieſe begriffen, was mit ihnen vorging, lagen ſie auf dem Rücken, krampfhaft um ſich ſchlagend und vergeblich nach Luft ringend. Jeder Verſuch, ſich zu erheben oder die Schlingen vom Halſe zu löſen, hatte zur Folge, daß dieſe ſich feſter zuzogen und ſie, außer widerwärtigem Krächzen, keinen Laut hervorzubringen vermochten.

Doch auch Howitt war plötzlich regſam geworden, und ſo dauerte es nur wenige Minuten, bis die beiden verbrecheriſchen Sendlinge einer verbrecheriſchen Genoſſenſchaft an Händen und Füßen ſcharf gefeſſelt dalagen. Auf einen Wink des ſeine Kaltblütigkeit jederzeit bewahrenden Squatters wurden die um ihren Nacken geſchlungenen Leinen ſo weit gelockert, daß ihnen wenigſtens der Atem nicht verſagte; dann aber ſchrieen ſie, ſchäumend vor Wut, über Verrat, von dem ſie wähnten, daß er nur den verhaßten Eindringlingen gelte.

Da hob Howitt die Hand zum Zeichen, daß er ſprechen wolle, und von böſen Ahnungen beſchlichen lauſchten die Gefeſſelten, als er mit feierlichem Ausdruck begann:

„So wahr, wie ich bereit bin, mein Leben für jeden Hilfsbedürftigen einzuſetzen, ſo wahr wird mein Thun von demjenigen nicht als Verrat gerechnet, der euch in meine Hände gab. Der Herr hat euch geſchlagen, und ich bin nur ein elendes Werkzeug in ſeiner Hand —“

Was er hinzufügen wollte, wurde übertönt von neuen Wutausbrüchen. Wilde Drohungen einten ſich mit Verwünſchungen, was indeſſen keinen anderen Erfolg hatte, als daß Howitt die Knoten der Feſſeln bedachtſam prüfte. Des Doktors von tieriſchen Leidenſchaften ohnehin gezeichnetes Geſicht hatte ſich grauenhaft verzerrt. Die Leichenfarbe, die nach dem Zurücktreten des wieder frei

kreisenden Blutes sich über dasselbe ausgebreitet hatte, wie die verstörten Blicke zeugten dafür, daß er seine Lage nicht unterschätzte. Heiser klang seine Stimme, als er, gefoltert von seinem belasteten Gewissen, nach der Ursache der hinterlistigen Ueberwältigung fragte, wogegen sein Genosse in wahrer Raserei immer neue Flüche auf die Häupter der ihn Umringenden herabbeschwor. Niemand antwortete. Erst nachdem Howitt seine Opfer eine Weile mit eiserner Ruhe betrachtet hatte, rief er Ben und Rabbit neben sich hin.

„Ben," redete er seinen Sohn finster an, „zeige mir den Mörder deines Bruders und rufe den Allmächtigen zum Zeugen an, daß du keinen Irrtum begehst."

„Der ist es," antwortete Ben, auf den Doktor weisend, „hinterrücks erschoß er deinen Sohn, so wahr mir Gott helfe!"

„Rabbit," hieß es weiter, „du kennst nicht die Bedeutung eines christlichen Eides, aber du kennst Wahrheit. Jetzt sage: Ist der da der Mörder unseres Adam?"

„Derselbe Mann," erklärte Rabbit mit überzeugendem Ausdruck.

„Lüge! Alles Lüge!" schrie der Doktor in seinem Entsetzen auf. „Ich bin unschuldig — ich kenne Ihren Sohn nicht — sah ihn nie — Beweise, Beweise —"

Er verstummte, als Ben vor ihn hin trat und haßerfüllt anhob: „Keine fünfzig Ellen weit lagen der Mandane und ich hinter dir im Gebüsch verborgen. Du standest vor dem Ermordeten und betrachtetest ihn. Kamen deine fünf Genossen nicht mit dem Pferde, so hätte ich dich neben dein Opfer hingestreckt. Ist das nicht Beweis genug, oder soll ich wiederholen, was deine Raubgenossen zu dir sagten und du antwortetest?"

Bei dieser Ankündigung schienen die Augen des Elenden ihre Höhlen verlassen zu wollen. Er war so bestürzt.

ſo vollſtändig niedergeſchmettert, daß ihm die Stimme verſagte. Erſt als Howitt befahl, die beiden Genoſſen über die Pferde zu hängen und an die Sättel feſtzuſchnüren, ermannten ſie ſich wieder zu ſinnloſen Vorſtellungen und Wutausbrüchen. Doch ob der Doktor die Rache des Himmels und der Hölle auf Howitt und die Seinigen herabbeſchwor, der andere unabläſſig ſeine Unſchuld beteuerte: ſie begegneten nur düſterem Schweigen und feindſeligen Blicken.

Bis zur Ohnmacht lähmte dann wieder ihre Zungen, als Howitt ſeine Söhne beauftragte, einige Schaufeln und Hacken mit auf den Weg zu nehmen. Ausdruckslos klang dabei ſeine Stimme, wie von einer künſtlich belebten Maſchinerie erzeugt. Er hätte ſeine Wirtſchaftsanordnungen nicht kaltblütiger treffen können. Weder Mitleid noch Barmherzigkeit fanden in ſeiner Bruſt Raum. Seit früheſter Kindheit, und die entfiel auf die Zeiten blutiger Kämpfe der Anſiedler mit den Eingeborenen, daran gewöhnt, mit der Büchſe auf dem Rücken hinter dem Pflug einherzuſchreiten, hatte die granitene Hinterwaldnatur ſich in ihm ausgebildet. Da, wo es ihm von keinem anderen gewährleiſtet wurde, verſchaffte er, unbeugſam in ſeinem Willen, ſein Recht ſich ſelber. So hatte er es von ſeinem Vater gelernt, ſo war es den eigenen Söhnen, ſobald ſie Verſtändnis dafür beſaßen, von ihm ſelbſt eingeprägt worden. Gottesfürchtig und zähe in ſeinen tiefgewurzelten Anſchauungen, betrachtete er ſich in den geſetzloſen Wildniſſen gewiſſermaßen als das verkörperte Geſetz, dem freier Lauf gelaſſen werden mußte.

Von Grauen erfüllt ſahen Bell und ihre Mutter, denen auf des Vaters Geheiß die beiden jüngſten Söhne ſich zugeſellt hatten, dem unheimlichen Zuge nach, als er die Richtung nach dem Waldesvorſprung einſchlng. Doch auch ſie befanden ſich zu ſehr unter dem ſtrengen Einfluß der

beherrschenden Gewalt des Gatten und Vaters, als daß sie hätten wagen dürfen, milden Regungen nachgebend, ihre Stimmen vermittelnd zu erheben.

Die gezwungene peinvolle Lage der beiden Verbrecher, die ihrer Begleitung nur noch als Sachen galten, hinderte sie, mit ihren Kundgebungen über wütendes Aechzen, Stöhnen und dazwischen gestreute Flüche hinauszugehen. Ihr Grausen wurde dadurch auf den Gipfel gesteigert, daß niemand sie beachtete oder einen Laut von sich gab. Vor der Waldecke eingetroffen, sah Howitt noch einmal zurück. Das Gehöft, wo, wie er wußte, bange Augen nach ihm ausschauten, befand sich noch in seinem Gesichtskreise, und weiter schritt er voraus, bis Baum und Strauch sich zwischen ihn und die gefährdete Heimstätte schoben. Wiederum spähte er um sich. Mehrere vereinzelte Eichen, die abgesondert von dem Gehölz standen, wählte er zu seinem Ziel. Auf seinen Wink wurden die Gefesselten von den Sätteln gelöst und einander gegenüber jeder am Fuße eines Baumes niedergesetzt. Dann bezeichnete er in der Entfernung weniger Schritte eine Stelle, auf der seine Söhne alsbald den Rasen auszustechen und die Erde aufzuwühlen begannen. Eine halbe Stunde ging damit hin, und als die Burschen sich so tief in den nachgiebigen Wiesenboden hineingearbeitet hatten, daß nur ihre Köpfe noch hervorragten, gebot Howitt, innezuhalten.

Eine Weile hatten die Gefangenen noch unter äußerster Anstrengung gewütet und getobt, bis Erschöpfung und Grauen sie übermannten. Indem sie wie geistesabwesend auf die ausgeworfene schwarze Erde hinstierten, war es, als hätte das Leben sie bereits verlassen gehabt. Erst als die jungen Männer die Grube verließen, trat Howitt vor den Mörder hin. Dieser sah mit verglasten Augen zu ihm auf. Tödliche Spannung verriet sich in denen seines Raubgenossen. Die vorwiegende dumpfe Stille, die finster

verschlossenen Physiognomien wie die geschäftsmäßig getroffenen Vorbereitungen waren für beide gleichbedeutend mit hundertfachem qualvollem Sterben.

„Wochen ist es her, da stahlt ihr eines meiner Rinder," begann Howitt in kaltem Erzählerton, „ich hätte es verzeihen können, rechne ich, weil vielleicht Not bei euch eingekehrt war. Auch der Raub des zweiten wäre von eurer Seite mit gutem Willen auszugleichen gewesen. Denn sollte jemand wegen Diebstahls hängen, so hätte es von Rechts wegen euren schurkischen Auftraggebern, dem Baxter und dem Margin, gebührt, die wohl hundertmal den Galgen verdienten. Die aber waren zu schlau. Sie verstanden es, die Köpfe aus den Schlingen zu ziehen und die anderer hineinzustecken. Da erschossest du meinen Sohn meuchlings aus dem Hinterhalt, ein unschuldiges junges Blut, das weiter nichts verbrach, als daß es dich bei der gestohlenen und geschlachteten Kuh überraschte. Ein Rind kann ersetzt, ein Meuchelmord dagegen nimmermehr rückgängig gemacht werden. Wer aber Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Also steht es aufgezeichnet in der Heiligen Schrift, und das Wort wird jetzt erfüllt werden. Sieh dort die Grube. Bevor viele Minuten vergehen, liegst du da unten, und Erde bedeckt dich. Hast du noch ein Gebet zu verrichten, die Bitte um Vergebung deiner Sünden, so beeile dich. Wenn aber der Allmächtige jedem verzeiht, so wäre das von mir zu viel verlangt. Und so tritt denn hin vor Gottes Thron mit der Erinnerung an meine letzten Worte: Mögest du von Ewigkeit zu Ewigkeit die Qualen erdulden, die zwei gramgebeugten Eltern durch dich aufgebürdet wurden. Beschließt der Allmächtige trotzdem milder über dich, soll es mir recht sein, denn ich bin sein getreuer Knecht."

Solange Howitt sprach, war kein anderer Laut vernehmbar. Selbst die beiden verbrecherischen Genossen

wagten in ihrer Todesangst kaum zu atmen. Wie ein Patriarch aus sagenhaften Zeiten, der zugleich Richter über alles, das zu ihm gehörte, stand der alte Squatter hoch aufgerichtet da. Auf die lange Büchse gelehnt, leuchteten seine Augen im düsteren Feuer der Begeisterung. Sogar als er endigte, dauerte die Stille noch fort. Nur der Kardinal sang in der Nachbarschaft seine schwermütige Weise; es zwitscherte der fröhliche Blauvogel, es sandte die melodienreiche Spottdrossel ihr süßes Lied in den goldenen Sonnenschein hinaus. Es waren vielleicht dieselben Sänger, die vor Tagen dem entseelten Liebling seiner Eltern die letzten Grüße zusandten.

Barsch unterbrach Howitt das Schweigen wieder mit den Worten:

„Bist du bereit zum Sterben?"

„Barmherzigkeit — nur noch eine Woche — einen Tag —" flehte der feige Mörder schaudernd.

Howitt kehrte sich ab. Ben stand seitwärts von ihm, die schußfertige Büchse in den Händen.

„Tritt zurück, mein Sohn," wehrte der Alte ihm eigentümlich sanft, als er gewahrte, daß seine Züge sich krampfhaft anspannten und die Mündung der Büchse schwankte. „Tritt zurück. Dein Wort betrachte ich als gelöst. Meine alten Schultern tragen es leichter als die deinigen, rechne ich."

Erschrocken sah Ben auf den Vater. Dieser beachtete ihn nicht weiter, sondern hob die Büchse. Der wilde Schrei, den der Mörder ausstieß, fiel mit dem Knall des Schusses zusammen. Mitten vor die Stirn hatte die Kugel ihn getroffen.

Howitt kehrte sich ab. „Uebergebt ihn der Erde," befahl er streng. „Sprecht ein Gebet über ihn hin um unseretwillen; denn ihm würde es schwerlich viel helfen."

Während die jungen Leute sich beeilten, den Gerichteten

aus den Augen zu ſchaffen, wendete er ſelbſt ſich an den zweiten Gefangenen.

„Bettete ich dich da neben deinen Genoſſen,“ ſprach er finſter, „ſo wäre es ein gottesfürchtiges Werk; denn die Erde zählte einen Verbrecher weniger. Du magſt indeſſen frei ausgehen. Da ſtehen eure Pferde; die nimm mit fort. Vermelde deinen Brotherren, was du hier erlebteſt. Sage ihnen, daß die Flüche, die ſie ausſäten, auf ihre eigenen Häupter zurückfallen würden. Sage ihnen aber auch, daß ich hinter den Paliſſaden mein gutes Recht verteidigen, jeden unbarmherzig niederſchießen würde, der ſich dem Gehöft bis auf hundert Ellen näherte. Der begangene Mord fällt ihnen zur Laſt; ich brauche daher keine Rückſichten mehr mit ihnen und ihren Helfershelfern zu nehmen, rechne ich.“ Er hob den Kontrakt auf, der neben dem Gefeſſelten auf der Erde lag, zerriß ihn in vier Stücke und warf ſie ihm auf den Schoß, indem er hinzufügte: „So viel gebe ich auf ein Recht, das durch Raub und Mord beſiegelt wurde.“

Der Gefeſſelte atmete auf, wagte aber nicht, aus Beſorgnis, den unerbittlichen Squatter zu einer anderen Entſcheidung zu beſtimmen, ein Wort zu erwidern.

Howitt kehrte ſich ſeinen Söhnen zu und überwachte das Zuwerfen der Grube. Als einer den Hut des Mörders ebenfalls hinabſenden wollte, wehrte er ihm. Er wartete, bis der Hügel mittels einiger Schaufelſchläge geglättet worden war, und legte den Hut zu Häupten darauf.

„Der Grabſtein iſt nicht zu verkennen, wenn Baxter und Margin oder einzelne ihrer verruchten Werkzeuge dieſes Weges kommen ſollten,“ bemerkte er wie im Selbſtgeſpräch, und eigenhändig löſte er die Feſſeln des Gefangenen.

„Geh ſamt deinen Tieren,“ riet er ſtreng, „gehe und

verkünde, was ich dir auftrug. Deine Büchse und die deines gerichteten Freundes bleiben in unserem Besitz. In euren Händen könnten sie uns schaden, und wir mögen sie vielleicht noch gebrauchen."

Gefolgt von seinen Söhnen und Rabbit entfernte er sich.

Schwankend, nachdem er sich so lange in der gezwungenen Lage befunden hatte, erhob sich der Erlöste. Die Todesangst, die er erduldete, schien ihn der letzten Kraft beraubt zu haben. Die ihn verzehrende Wut erstickte in dem Bewußtsein, sich als gerettet betrachten zu dürfen. Doch erst nachdem Howitt und die Seinigen hinter dem Waldessaum verschwunden waren, befestigte er die vier Pferde aneinander, und das seinige besteigend, schlug er die nächste Richtung nach dem Lager der Freibeuter ein.

Elftes Kapitel.

Bedrückten Gemütes bogen Howitt und seine Begleiter um den Vorsprung des Gehölzes herum. Nur Rabbit schaute so gleichmütig drein, als hätte der furchtbare Gang dem Ausräuchern eines Waschbären aus hohlem Baum gegolten. Der Anblick der heimatlichen Farm hatte den erheiternden Reiz für jeden einzelnen Bewohner verloren. Trauer herrschte in den engen Räumen der Blockhütte; Trauer umwebte die Baulichkeiten, lagerte auf den grünenden Saatfeldern, eine Trauer, von der niemand ahnte, ob sie allmählich gemildert werden oder noch eine Steigerung erfahren sollte.

Bevor sie die Einfahrt des Hofes erreichten, ließ Howitt seine trüben Blicke über Felder, Wiesen und die weidende Herde hinschweifen. Indem sie die Stelle auf dem Prairierande suchten, wo sein Sohn Adam der Ewigkeit entgegenschlummerte, fesselte eine unbestimmte Bewegung seine Aufmerksamkeit. Schärfer hinüberspähend,

entwickelte sich vor seinen Augen ein anscheinend mit drei Pferden bespannter Wagen, der auf dem steilen Abhang sich vorsichtig ins Thal hinabwand. Das Gefährt Bertrands und Mutter Hickups erkannte er. Hoffte er nicht auf Hilfe von außerhalb, so beschlich ihn angesichts der ihm freundlich gesinnten Menschen doch ein Gefühl der Erleichterung. Als er sich aber vergegenwärtigte, daß sie, wenn sie ihn überhaupt fanden, von King Bob kamen, verfinsterte sein Antlitz sich wieder. Doch welcher Art die Erfahrungen sein mochten, die sie während ihrer Abwesenheit sammelten: für ihn gab es keinen Grund, ihnen anders als mit aufrichtiger Befriedigung zu begegnen. Um sie zu erwarten, blieb er in der Einfahrt stehen. Im scharfen Trabe führten die Pferde den Wagen näher. Noch bevor er zum Stillstand gelangte, tönte der tapferen Korporalswitwe rauhes Organ mit dem Ausdruck ungeheuchelter, schmerzlicher Teilnahme zu ihm herüber.

„Um Gottes willen — Daniel Howitt!“ rief sie aus, daß es weit über den Hof hinschallte, „wir kamen da oben an einem frisch aufgeworfenen Grabe vorbei —“

„Still, still!“ beschwichtigte Howitt, neben den Wagen hintretend, um der alten Freundin zur Erde zu helfen, „was ich vorhersah, es ist eingetroffen. Noch vor dem anberaumten Termin ist Blut geflossen. Mein Sohn Adam endigte sein junges Leben unter der Hand eines Meuchelmörders —“

Mutter Hickup war, jede Unterstützung verschmähend, unter Benutzung des Vorderrades neben Howitt hingelangt. „Arme, arme Eltern!“ sprach sie, seine beiden Hände ergreifend, tröstlich, „ich kenne dergleichen und gedenke der Stunde, in der sie meinen seligen Knockhimdown mit geschundenem Schädel herbeitrugen; aber wir bezahlten die Missethäter, und so wird es auch hier den Schuldigen treffen —“

„Es traf ihn, Frau Hickup," unterbrach Howitt ſie düſteren Blickes, „es traf ihn des Himmels Rache in einer Weiſe, daß er ſchon auf Erden einen Vorgeſchmack der ewigen Verdammnis erhielt."

„Das iſt herzerhebend, das iſt tröſtlich, bei Gingo!" erwiderte Mutter Hickup förmlich begeiſtert, und abermals ergriff ſie Howitts Hände, ſie mit feſtem Druck haltend. „Gedenkt man doch eines lieben Toten, nachdem er gerächt wurde, um ſo beruhigter, als wenn der Verbrecher noch auf Erden umherſtrolchte und auf neue Schandthaten ſänne."

Nachdenklich ſah Howitt in ihre ehrlichen Augen. Er verſtand ſie, wie ſie ihn. Die glänzendſte, ſalbungsvollſte Anſprache hätte keinen wirkungsvolleren Eindruck auf ihn ausgeübt, als die dem goldenen Herzen gleichſam entſprudelnden ungekünſtelten Worte.

Einige Sekunden verharrten ſie in Schweigen, worauf Frau Hickup wieder anknüpfte: „Und hier iſt Herr Bertrand, der gemeinſchaftlich mit mir zu Ihnen ſteht auf Tod und Leben, wenigſtens ſo lange, bis hier alles entſchieden iſt." Und weiter ſprach ſie zu den jungen Männern, während Bertrand den alten Squatter freundſchaftlich begrüßte: „Munter, Jungens, fahrt den Wagen in 'nen ſicheren Winkel, ſpannt die Gäule aus und jagt ſie auf die Weide. Nehmt auch die Gewehre herunter, aber vorſichtig. Sie ſind geladen, ſag' ich, und ſolch Ding geht zuweilen los, wenn man nur einen ſchärferen Blick drauf legt, und die Kugel fliegt ihren eigenen Kurs." Dann wieder zu Howitt gewendet: „Ich gehe zu Ihrer Frau, um ein gottgefälliges Wort mit ihr zu reden, daran ſie ſich aufrichten ſoll."

Ueber den Hof bewegte ſie ſich feſten Schrittes auf die Blockhütte zu, wo Bell und ihre Mutter ſie bereits erwarteten. Die Hälfte des Weges hatte ſie zurück-

gelegt, als Bell ihr entgegentrat. In ihrem abgehärmten Antlitz verriet sich schmerzliche Spannung. Eine ergreifende Frage offenbarte sich in ihren Augen.

„Er lebt, ist gesund und sendet dir tausend Herzensgrüße," raunte Mutter Hickup ihr zu, indem sie das Mädchen in die Arme schloß. „Er ist nicht weit, und droht ein Unglück, läßt seine Hilfe nicht auf sich warten. Also Mut, Bell! Was in meinen Kräften steht, das soll geschehen, um alles zu einem guten Ende zu führen. Gieb mir nur Gelegenheit, heimlich mit dir zu reden. Hab' viel zu erzählen von dem Schlingel, dem Bob, und manches, das du gern hörst," und gleich darauf stand sie vor der trauernden Mutter, deren Augen bei ihrem Anblick Thränen entstürzten.

Howitt näherte sich mit Bertrand der Hütte zögernd. „Wären wir nur früher gekommen," bemerkte letzterer, als Howitt die Schilderung der jüngsten Ereignisse abschloß; „wir fußten eben auf dem festgesetzten Termin."

„Wären Sie überhaupt nicht fortgegangen, so hätte das nichts geändert," wendete Howitt ein, „und wer weiß, was uns noch bevorsteht. Denn die Sorte, die da stromabwärts kampiert, wird nicht abziehen, ohne wenigstens den Versuch unternommen zu haben, sich der Farm zu bemächtigen. Die Hinrichtung eines ihrer vornehmsten Genossen diente am wenigsten dazu, ihre Ruchlosigkeit einzudämmen, rechne ich. Eine Schmach ist's für die Menschheit, aber auch für eine Regierung, die nicht einschreitet, wenn eine Gesellschaft der verworfensten Spekulanten unser Territorium mit ihren Bluthunden überschwemmt. Müssen wir schließlich dennoch weichen, soll es indessen sicher nicht geschehen, ohne das ausgeführt zu haben, wozu der gewaltsame Tod meines Sohnes uns berechtigt."

„Sie sehen zu schwarz," versetzte Bertrand vorsichtig,

„Sie vergeſſen, daß gerade oft dann, wenn die Not am höchſten, die Hilfe am nächſten.“

Howitt warf ihm einen Blick des Argwohns zu. Eine Erwiderung ſchwebte ihm auf den Lippen, die Frage, woher ihm Hilfe kommen ſolle; doch, wie die Antwort darauf fürchtend, meinte er gelaſſen: „Sie ſind alſo geſonnen, noch einige Zeit mein Gaſt zu bleiben?“

„Vorausgeſetzt, Sie ſind einverſtanden damit.“

„Aber wie, wenn das Pfeifen von Kugeln in Ausſicht ſtände?“

„So befände ich mich an der Seite meines Gaſtfreundes.“

„Geſprochen wie ein Mann, dem an der Achtung von Männern mehr gelegen, als an Weiberthränen, rechne ich,“ erwiderte Howitt und drückte Bertrands Hand. „Bleiben Sie nur eingedenk, daß das Ende jedes einzelnen jener Mordbande, Baxter und Margin in erſter Reihe, eine Wohlthat für die Menſchheit. Wie giftiges Gewürm müſſen ſie zertreten werden, die da kommen, um des Fluches der Sklaverei willen rechtſchaffene freie Bürger in ihrem Beſitz zu ſtören.“

Die Hausthür lag dicht vor ihnen. Stimmen draugen zu ihnen heraus. Bedachtſam lenkten ſie das Geſpräch auf andere, weniger beunruhigende Dinge über.

— — — — — — — — — — — —

Der Abend war hereingebrochen. Ein Teil der Bewohner weilte in der Blockhütte. Andere verſahen den Wachtdienſt bei der Herde, die der Sicherheit halber auf das nächſte eingefriedigte Feld getrieben worden war. Unter den letzteren befand ſich Bell. Schweigend hatte ſie die Hütte verlaſſen. Dort, wo dumpfe Stille herrſchte, tiefe Sorgen den Pulsſchlag des Blutes regelten, war ihre Entfernung nicht beachtet worden. An ihre düſtere Wortkargheit gewöhnt, hätte keiner ſie um ihre Abſicht

befragt. Noch weniger sprach sie selbst zu jemand. Seit dem heimlichen Verkehr mit der Frau Hickup war sie zwar unruhiger, aber auch noch verschlossener geworden. Nur kurze Zeit leistete sie Ben Gesellschaft. Eindringlich sprach sie zu ihm. Dann suchte sie Rabbit auf und drang mit ihm hinter dem Gehöft in den dort beginnenden Wald ein. Zehn Minuten später erreichten sie die Heimstätte Arrowmakers.

Der vereinsamten Hütte zuschreitend, hatten sie die Hälfte des Weges über die Lichtung zurückgelegt, als neben dem seltsamen Bau aus der durch die Bäume verdichteten Dunkelheit ein schwarzer Schatten auftauchte. Gleich darauf fühlte Bell sich von den Armen King Bobs umschlungen. Seine kosenden Worte vermochte sie nur mit heftigem Schluchzen zu beantworten. Erst nachdem er erklärte, durch Rabbit bereits von allem Vorgefallenen unterrichtet zu sein, sprach sie mit vor Wehmut bebenden Lippen:

„Ja, Bob, wir erlebten Schreckliches, so Schreckliches, daß es mir schwer würde, es vor dir zu wiederholen. Was ich aber außerdem erduldete, war genug, mich um den Verstand zu bringen."

„Und der Vater," fragte King Bob, „hat der furchtbare Schlag, der euch traf, sein Herz nicht erweicht, ihn nicht versöhnlicher gestimmt? Erwachte in ihm nicht die Regung, einen ehrlichen Mann, der nichts gegen ihn verbrach, als daß er seine Tochter ins Herz schloß, in seine Familie aufzunehmen?"

„Er blieb hart wie ein Fels. Vor der blutigen Leiche unseres armen Adam rief ich seine Barmherzigkeit an, und er verwies es mit grausamen Worten."

King Bob knirschte mit den Zähnen. „Und das um alter, vergessener Dinge willen, die nur in den Augen eines Herzlosen mir zum Vorwurf gereichen," hob er erbittert an.

Flehentlich fiel Bell ein: „Nicht doch, Bob. Er ist und bleibt doch immer mein Vater, für den ich auch heute noch mein Leben bereitwillig opfere. Er besitzt eben eine störrische Natur, die zwingt ihn, an einem einmal gefaßten Entschluß festzuhalten. So war es von jeher mit ihm, und das ist entscheidender, als sein böser Wille gegen deine Person."

„Liegt es so, dann läßt er sich nie und durch nichts besänftigen," wendete Bob heftig ein, daß Bell vor ihm zitterte.

„Das mag sein," gab sie klagend zu, „und doch will ich dir angehören über alle Feindseligkeiten und Hemmnisse hinweg. Denn fernerhin unter seinen Augen zu gehen und an meinem Gram zu zehren, ertrage ich nicht länger. Lieber lege ich mich freiwillig ins Grab. Bin ich ihm aus dem Wege und er sieht mich nicht mehr, wird auch seine Stimmung eine andere. Denn unter der haben meine Brüder sowohl, wie die Mutter unablässig zu leiden, und ich trage die Schuld daran. Ich kann mir das Herz nicht aus der Brust reißen und dafür ein unempfindliches Felsstück einfügen. Nennt der Vater es unkindlich und gewissenlos, wenn ich das elterliche Haus ohne seinen Willen verlasse, so gewöhnt er sich bald an meine Abwesenheit. Bin ich ihm doch nur ein Stein des Anstoßes. Sage also, wann ich mit dir ziehen soll: zu jeder Stunde, ob Tag oder Nacht, bin ich bereit."

„So will ich denn nicht ohne dich von hier scheiden," versetzte King Bob leidenschaftlich, „wie lange es aber bis dahin dauert, kann ich nicht vorhersagen. Zuvor muß ich einen letzten Versuch wagen, den Vater zu einer Aenderung seines Sinnes zu bewegen, und dazu wird mir in den nächsten Tagen sicher Gelegenheit geboten. Wie ich es anstelle, darum befrage mich nicht. Weiß ich es selbst doch kaum. Nur so viel: Nach dem Voraufgegangenen

iſt nicht zu bezweifeln, daß man gewaltſam gegen ihn vorgeht, und damit iſt die Zeit zum Handeln gekommen. Eine gute halbe Stunde ſtromaufwärts im Thal des Smoky-Hill-Fork habe ich mein Lager aufgeſchlagen. Bei mir befinden ſich acht gewandte Burſchen, die jederzeit bereit ſind, mit dem Leben für mich einzutreten. Das zu wiſſen, muß dir genügen. Das weitere iſt von den Bewegungen der verruchten Raubbande abhängig. Entſchlage dich daher aller Sorgen. Die Deinigen vor ſchwerem Mißgeſchick zu bewahren, iſt meine nächſte Aufgabe. Iſt die erfüllt, dann führt unſer Weg ſüdlich, gleichviel, wie dein Vater denkt und entſcheidet."

„Bob, mein Bob," klagte Bell unter hervorbrechenden Thränen, und feſter ſchmiegte ſie ſich an ſeine breite Bruſt, „ich kann nicht ohne dich leben, nicht atmen, wenn ich dich fern und in Gefahr weiß. Und einen gefährlichen Weg willſt du betreten — ich errate es — das gönnt mir keine Ruhe. Und ich will es nur eingeſtehen: Schon ſeit Wochen verfolgen mich ſchwere Träume des Nachts, wenn ich auf Stunden die Augen ſchließe; die ſchrecklichſten Ahnungen laſten am Tage auf mir. Mir iſt, als bedrohe mich ein furchtbares Verhängnis. Bob, ich ſchwör' dir's, ergeht es dir wie dem armen Adam, dann ſollen ſie mich an deiner Seite verſcharren. Ich kann nicht, ich will nicht ohne dich auf Erden zurückbleiben —"

„Was ſind Träume, was Ahnungen?" beſchwichtigte King Bob einfallend. „Beides wiegt nicht halb ſo ſchwer, wie der Nagel deines kleinen Fingers. Faſſe daher Mut, ſtreife ab die leeren Sorgen. Was ich thue, was ich unternehme, es geſchieht für dich und für mich, aber auch für alle deine Angehörigen."

„Lieber Bob," fuhr Bell wieder fort, „ſolange ich dich reden höre, kenne ich keine Angſt, keine Not. Biſt du aber aus meinen Augen, bricht es mit verdoppelter Ge-

walt auf mich herein. Und doch muß ich nach Hause jetzt, mich zufrieden geben mit dem Gedanken, dich überhaupt gesehen zu haben. Ich muß zurück sein, bevor der Vater mich vermißt. Er würde die Wahrheit sofort erraten, wissen, wo er mich zu suchen hätte."

„So beeile dich," versetzte King Bob zärtlich, „auch mir genügt vorläufig, mich überzeugt zu haben, daß du gesund und wohlbehalten. Das weitere ist meine Sorge. Gern begleitete ich dich bis an eure Lichtung, fürchtete ich nicht, deinem Vater zu begegnen. Mit Rabbit sprach ich; er wird mir zur Seite bleiben, damit ich einen zuverlässigen Boten zur Hand habe, sofern es Wichtiges zu melden giebt. Und so gehe denn, ja, gehe. Bevor ich dich nicht auf dem Hofe weiß, finde ich keine Ruhe."

Er küßte sie, und wie einem höheren Gebot folgend, begab Bell sich unverweilt auf den Heimweg.

Auf ein Zeichen King Bobs gesellte Rabbit, der so lange auf dem Flußufer gesessen hatte, sich ihm wieder zu. Nur wenige Worte wechselten sie; dann folgten sie dem Uferpfade, der nach dem Lager der südstaatlichen Sendlinge führte. Der Mandane schritt voraus. Vertraut mit jedem Fußbreit des Bodens, beschleunigte er anfänglich seine Bewegungen. Erst als sie den wüsten Lärm unterschieden, mit dem die zu Scheinansiedlern bestimmten Freibeuter unter sich verkehrten, mäßigten sie ihre Eile. Vorsichtiger schlichen sie einher, und aufmerksamer achteten sie auf ihre Umgebung, bis endlich hie und da Lichtstreifen zwischen Bäumen und Buschwerk hindurch ihnen entgegenschimmerten. Dort legten sie sich nieder, und behutsam nach vorne gleitend, erreichten sie nach kurzer Zeit den Waldessaum, der, einen unregelmäßigen Halbkreis beschreibend, die unheimlich belebte Lichtung auf drei Seiten begrenzte.

Der noch junge Mond war eben aufgegangen. Schwarz

erſchienen die hohen Waldmauern im Gegenſatz zu dem geſtirnten Himmel, zu den Kochfeuern in dem gegenüberliegenden Winkel und dem von ihnen über die Wieſe entſendeten rötlichen Schein. Träge ſchlich der Rauch über die Bäume hinaus. Mit dem den beiden Kundſchaftern zuwehenden Lufthauch einte ſich der Duft brennenden Holzes und röſtenden Fleiſches, ein Beweis, daß es den dort Lagernden gelungen war, aus einer anderen Richtung geraubtes Vieh herbeizuſchaffen. Nicht an eine beſtimmte Zeit gebunden, gaben ſie ſich ihren Genüſſen hin, wie und wann ſie geboten wurden. Sie ſchienen die ganze Nacht hindurch ſchwelgen zu wollen.

Mindeſtens fünfundzwanzig Männer waren es, die dort kauerten, lagerten oder ſich mit den allereinfachſten Küchengeräten beſchäftigten. Zugleich wurde von Feuer zu Feuer über kleinere und größere Zwiſchenräume hinweg eine geräuſchvolle Unterhaltung geführt. King Bob gewann den Eindruck, daß man ſich in Gruppen voneinander geſondert habe, je nachdem Gleichgeſinnte auf Grund der mehr oder minder tiefen Stufe der Geſunkenheit ſich vereinigten. Abenteuerliche Geſtalten der verſchiedenſten Art waren es, vom ungetreuen Buchhalter und bankerotten Kaufmann bis herunter zu dem im Verbrechen verhärteten Gauner und Pferdedieb. Doch welcher Grad von Sittenloſigkeit und Verworfenheit ihren Wert beſtimmen mochte: für die Zwecke, zu denen ſie von den beſoldeten Pionieren der Sklaverei gedungen worden, waren ſie gut genug. Hatten ſie ihre Aufgabe erfüllt, dann konnten ſie gehen, wohin es ihnen gefiel, oder bleiben, bis ſie ſchließlich als gefährliche oder auch nur läſtige Nachbarſchaft einen Fußtritt erhielten und verjagt wurden. Wie aber ihre hinterliſtigen Brotherren die Luſt zu dem ſträflichen Werk in ihnen rege zu halten verſtanden, das bewieſen die Flaſchen, die fortgeſetzt kreiſten und bereits

Digitized by Google

eine von Raubgier getragene kriegeriſche Stimmung erzeugt hatten.

Wie King Bob zu erraten glaubte, handelte es ſich um Meinungsverſchiedenheiten, die eine Einigung als ausgeſchloſſen erſcheinen ließen. Deutlicher klang bei allen mehr oder minder Erbitterung hervor, als deren Urſache hie und da die Hinrichtung eines Mitgliedes der Bande in Begleitung des Namens Howitt hervorgehoben wurde.

Bevor King Bob zum weiteren Kundſchaften die Lichtung umſchlich, begab er ſich nach einem Zelt hinüber, das in geringer Entfernung auf dem äußerſten Rande der Lichtung hart am Saume des Gehölzes aufgeſchlagen worden war. Der durch die Zeltwand hindurchdringende Lichtſchein verriet, daß deſſen Bewohner ſich in das Innere zurückgezogen hatten. Näher kriechend, bemerkten die Gefährten ein vor dem Zelt gepflöcktes, geſatteltes und aufgezäumtes Pferd. Innerhalb des Zeltes ſprachen zwei Männer zu einander, jedoch nicht laut genug, um von King Bob verſtanden zu werden. Er meinte indeſſen, die Stimmen Baxters und Margins zu erkennen, derſelben Reiſenden, die ihn bei ſeiner letzten Anweſenheit in dem Thal anredeten. In der Hoffnung und dem dringenden Verlangen, wenn auch nur das Geringſte über ihr geplantes Treiben zu erfahren, ſchlich er ſo nahe an das Zelt heran, wie es ohne die Gefahr des Entdecktwerdens angänglich. Dort hatte er nicht lange auf der Lauer gelegen, ohne mehr als einzelne zuſammenhangloſe Worte zu erlauſchen, als die beiden Bewohner plötzlich ins Freie heraustraten und dort ihre Unterhaltung fortſetzten. Da der eine ſich nach dem Pferde hinüberbegab, waren ſie gezwungen, ihre Stimmen zu erheben. Nur kurze Bemerkungen wechſelten ſie, ſie genügten aber, King Bob Schlüſſe auf ihre ferneren Abſichten zu ermöglichen.

„Die Nacht iſt kühl, da ſchaffe ich in einer Stunde

mehr, als in drei unter ſengender Sonnenglut," erklärte Baxter, während er ſich mit dem Sattelzeug zu ſchaffen machte. „Reite ich ſcharf, ſo bin ich übermorgen in Fort Riley, und nach abermals zwei Tagen kann ein Kommando Dragoner hier ſein."

„Ob der Kommandant auf Ihr Anliegen eingeht, iſt eine andere Frage," erwiderte Margin zweifelnd.

„Er muß. Schon allein des Beiſpiels wegen iſt es notwendig, das erſte Auflehnen gegen das Geſetz niederzuſchlagen. Es darf keine Schwäche verraten werden, keine Nachſicht, oder die Leute verlieren den Glauben an unſer Unternehmen. Das nächſte wäre, daß ſie auseinanderliefen, und das darf nicht geſchehen. Setze ich mich perſönlich mit dem Kommandanten in Verkehr, erziele ich eine andere Wirkung, als durch briefliche Benachrichtigung."

„Unter den Leuten gärt es," meinte Margin; „ſie ſind aufgebracht über den Verluſt ihres beſten Mannes. Ich ſelbſt beſitze nicht hinlänglich Einfluß, ſie zu zügeln, ſollten ſie die Sache ſelbſt in die Hand nehmen."

„Die Einſichtsvolleren werden klug genug ſein, ſich daran zu erinnern, daß der begangene Mord den Squatter und die Seinigen zu der Gegenwehr berechtigte."

„Wir wollen's hoffen. Schließlich wäre nichts daran gelegen, würden etliche der Lumpen, die uns über den Kopf zu wachſen drohen, niedergeſchoſſen, ginge nicht mit jedem eine Stimme zum Teufel, die am Wahltage gerade ſo viel wert iſt, wie die eines Gouverneurs."

„Alſo auf Wiederſehen," verſetzte Baxter, indem er das Pferd beſtieg und davontrabte.

Sobald Margin ſich in das Zelt zurückgezogen hatte, erhob ſich King Bob. Schweigend betrachtete er das Zelt eine Weile, bevor er, von Rabbit geführt, im Waldesſaum um die Lichtung herumſchlich. Vor ihrem Ziel ein-

getroffen, befanden sie sich dem Lager gerade gegenüber. Kaum dreißig Schritte von dem Gehölz brannten die beiden nächsten Feuer. Sie durften daher furchtlos wagen, bis zur äußersten Grenze vorzukriechen, wo, selbst überdacht von Zweigen, ein freier Ueberblick über die ganze Lichtung sich vor ihnen eröffnete. Außerdem schützte sie gegen Entdeckung die branntweinselige Stimmung der verrohten Horde, wie der Lärm, den sie im zügellos leidenschaftlichen Verkehr erzeugte.

„Ich bleibe dabei," hieß es vor dem nächsten Feuer, laut genug, um auch von den anderen verstanden zu werden, „warten wir, bis das Militär hier ist, so geht uns der Profit verloren. Die Squatterbrut hat auf leeren Verdacht hin den Doktor gelyncht, da hindert uns nichts, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und den Howitt mindestens zu einer ordentlichen Entschädigungssumme zu zwingen. Dazu entfällt ein gutes Schmerzensgeld auf Jim für die ausgestandene Todesangst. Wie sich herumsprach, soll der alte Bursche einen ziemlichen Vorrat Silberdollars aufgespeichert haben."

„Und ich stimme dafür, daß ich selber an des Doktors Stelle trete," brüllte ein anderer über den wüsten Lärm hinaus, „und verdammt will ich sein, wenn ich nicht einen Farmer aufspiele, wie nur je ein Mäßigkeitsapostel, der sich im stillen an klarem Whisky besuselte. Daher rate ich, so bald wie möglich ans Werk zu gehen. Bevor Baxter zurück ist, muß ich auf dem Gehöft installiert sein, oder er gaunert wieder um den Preis für unsere Mühe."

„Ich lasse die Hände davon," erklärte Jim, derselbe Strolch, der mit genauer Not dem Richterspruch des erbitterten alten Squatters entschlüpfte, „hab' übermäßig genug von dem Geschäft. An meine Stelle mag treten, wer Lust dazu hat!"

„Das Gewinsel eines alten Weibes," höhnte einer von dem benachbarten Feuer herüber.

„Und ich möchte denjenigen sehen," beteuerte ersterer wieder, „der Verlangen nach mehr trüge, nachdem der Teufelskerl von Squatter mit seinen boshaften Augen ihn gründlich betrachtete. Verdammt! Ich sage euch, in denen glüht die lebendige Hölle samt der ganzen Satanssippschaft. Der schneidet euch die Kehlen mit demselben Gleichmut durch, wie unsereins sein Priemchen von 'nem Tabakpflock."

„Bevor er auf die Gelegenheit dazu wartet," hieß es aus einer anderen Richtung, „zieht er mit Sack und Pack ab, und hängen will ich, wenn ihm nicht mehr daran gelegen, mit den Seinigen gesund zu entkommen, als sich viel Blei um die Ohren fliegen zu lassen."

„Knallen ihrer sechs, sieben Büchsen nur einmal zwischen dem Pfahlwerk hindurch, so kommt auf jede Kugel einer von uns, und zu 'denen möchte ich nicht zählen," höhnte wieder ein anderer, „denn diese Squatter zielen wie die leibhaftigen Teufel. Lernten sie doch nichts anderes, als die Axt schwingen und ein Gewehr hantieren. Daher mein letztes Wort: Ich beteilige mich nicht an dem Trick!"

„Ich auch nicht! Ich auch nicht!" brüllte es auf verschiedenen Seiten.

„So verliert ihr das Anrecht an die Entschädigung und mögt verdammt sein obenein!"

„Die Dollars gönne ich euch, wenn mir dafür das Mädchen nicht streitig gemacht wird. Ein verhenkert feines Ding. Ich sah's mit meinen lebendigen Augen. Steht es doch auf seinen nackten Füßen wie eine Porzellanpuppe im Schaufenster."

„Wenn der Margin dir nicht zuvorkomut. Der hat nämlich ein Auge auf das Frauenzimmer. Ich hörte es

aus ſeinem eigenen Munde, als er mit Baxter drüber redete."

„Zur Hölle mit dem ſchuftigen Advokaten! Der iſt nicht näher dazu, als ich. Hallo, Jungens! Rund, rund, rund die Flaſche! Gut Glück zu dem feinen Squatterding und dem herzhaften Burſchen, der's für ſich gewinnt!"

In dem nunmehr folgenden Brüllen, Lachen, Fluchen und Heulen ging das Geräuſch verloren, mit dem King Bob die Büchſe vor ſich hin ſchob und feſter packte. Es war, als ob ein zur Wut gereizter Panther zum Sprunge auf ſeinen Gegner ſich zuſammengekrümmt habe. Doch nur auf Sekunden konnte die Beſonnenheit ihm verſagen, nur auf ſo lange, wie der grauenhafte Lärm dauerte, dann lag er wieder regungslos, und weiter lauſchte er auf die in die Nacht hinausgeſendeten Kundgebungen der vertierten Horde.

„Sind wir unſerer fünfzehn, achtzehn beiſammen, jagen wir den Teufel aus der Hölle," ließ ſich eine kreiſchende Stimme vernehmen, „die anderen Jungens mögen hier bleiben und ſchlafen, bis die Augäpfel ihnen am Gehirn feſttrocknen. Verdammt! Wer 'ne Hand mit drinnen haben will im Geſchäft, mag's ausſchreien," und das darauf folgende Gejohle und Gebrülle war kaum verhallt, als es weiter hieß:

„Rund, rund, rund die Flaſche und ein frommes Lied dazu:

He, Landlord, füll' die Bowle auf
Und laß ſie ſtrömen über.
Heute woll'n wir luſtig, luſtig ſein,
Heute woll'n wir luſtig, luſtig ſein,
Und nüchtern morgen lieber!"

ſchallte es im grauſigen Chor, und der Redner fuhr alsbald wieder fort:

„Die ewige Verdammnis über jeden geſunden Geſellen,

der in dieſer geſegneten Nacht 'ne Minute Schlaf ſucht. Wir befinden uns gerade in 'ner Heldenſtimmung, da wäre es ſündhaft, die unausgenutzt verrauchen zu laſſen. Rund, rund, rund die Flaſche und herzhaft gerüſtet! Bevor der Tag anbricht, müſſen wir zur Stelle ſein, damit die Sonne ein fertiges Werk beleuchtet."

Mehr hörte King Bob nicht. Nachdem er ſich durch ein Zeichen mit dem Mandanen verſtändigt hatte, glitten ſie ſo weit rückwärts, wie die Vorſicht gebot, dann ſich aufrichtend, begaben ſie ſich ungeſäumt auf den Weg, den ſie gekommen waren.

Eine Viertelſtunde waren ſie eilfertig einhergeſchritten, als King Bob ſich mit den Worten an Rabbit wendete: „Haſt du verſtanden, was ſie beabſichtigen?"

„Ich hörte es. Zwei Stunden mag es noch dauern, und ſie ermuntern die auf der Farm."

„Gut, Rabbit. Das heißt, wenn ſie nicht ſchon munter ſind. Jetzt verniam: Du gehſt zum Daniel Howitt und ſagſt ihm, er hätte einen Beſuch zu erwarten, der von der Hölle entſendet worden. Verrate aber nicht, daß du mich ſahſt. Er darf überhaupt nicht wiſſen, daß ich in der Nachbarſchaft weile, oder mit ſeinem Eigenſinn verdirbt er im letzten Augenblick alles."

„Ich ſage, was ich ſah."

„Mehr braucht's nicht, Junge. Dann haltet euch tapfer; kein Schuß darf umſonſt knallen, und laßt euren Mut nicht ausgehen, ſollte ich nicht pünktlich zur Hand ſein. Ein langer Weg liegt nämlich vor mir, und der will abgeſchritten ſein. Kehre ich zurück, ſchafft's freilich ſchneller."

Weiter wanderten ſie auf dem Ufer des Fluſſes, bis ſie Howitts Farm gegenüber eingetroffen waren. Dort trennten ſie ſich voneinander.

Zwölftes Kapitel.

Obwohl auf feindliche Angriffe vorbereitet, erſchraken die Bewohner der Farm doch, als ſie durch Rabbit Gewißheit über die hinterliſtigen Pläne der durch neuen Zuzug verſtärkten Bande erhielten. Die erſte Beklommenheit dauerte indeſſen nicht lange. Unter dem Einfluß der unerſchütterlichen, eiſigen Ruhe Howitts traten die Gedanken an die nächſte Zukunft in den Hintergrund zurück. Es erhöhte ſich der Eifer, mit dem man vor allen Dingen die entſprechenden Maßregeln zur Vorbeugung eines Ueberfalls beſchleunigte. Denn nicht gewöhnlichen Feinden wußte man ſich gegenüber, ſondern einer Rotte Abenteurer und Verbrecher, die nichts zu verlieren hatten, deren ſträfliche Leidenſchaften durch übermäßigen Branntweingenuß bis zur tieriſchen Roheit entflammt waren, und mit denen auf irgend welche Verhandlungen einzugehen vollſtändig ausgeſchloſſen blieb.

So wurden zunächſt die Rinder und Pferde, um ſie der mutwilligen Vernichtung zu entziehen, auf den Hof getrieben, in den Schuppen und flüchtig eingefriedigten Winkeln untergebracht, und dann zunächſt die Einfahrt mittels der bereit gehaltenen Pfähle geſchloſſen und verbarrikadiert. Die Schußwaffen unterwarf man einer genauen Prüfung; zugleich verſah man ſich mit leicht erreichbarer Munition, und als endlich die Mondſichel den weſtlichen Baummaſſen ſich zuneigte, da hatte jeder den ihm von Howitt zugewieſenen Poſten eingenommen. Sogar Bell und ihr jüngſter Bruder, von dem Vater ſeit früheſter Kindheit in dem Gebrauch der Büchſe bedachtſam unterrichtet, wurden zu der vielleicht unabweislichen Verteidigung herangezogen. Sie erhielten den Auftrag, hie und da eine abgefeuerte Büchſe in Empfang zu nehmen und dafür, unter Mitbenutzung der den beiden Räubern abgenommenen Gewehre, eine ſchußfertige darzureichen.

Waren es aber nur zehn streitbare Personen, die sich auf das Pfahlwerk verteilten, so wußte dafür jeder einzelne, was im unglücklichen Falle zu befürchten stand, und daß er sich auf den nachbarlich aufgestellten Kameraden verlassen konnte. Mutter Hickup, gleichsam verjüngt, befand sich in ihrem Element. Im vollen Sinne des Wortes ein besonnener Korporal, hatte sie plötzlich ihre eigentümliche Redseligkeit abgelegt. Bald bei dem einen, bald bei dem anderen weilte sie, nach besten Kräften ihre militärischen Erfahrungen verwertend. Ihre Ratschläge gipfelten darin, daß man, wie sie es von dem seligen Knockhimdown lernte, anstatt überrascht zu werden, durch eine unvorhergesehene nachdrückliche Abwehr selber überraschen müsse.

In der bangen Erwartung der Dinge, die sich voraussichtlich binnen kurzer Frist entwickeln würden, schlichen die Minuten träge dahin. Gespannt lauschte jedes Ohr in die Ferne auf das erste Geräusch, durch das die Feinde sich anmeldeten. Doch nichts ließ sich vernehmen. Still lagen Wald und Wiese, still Aecker und Einfriedigungen. Träumerisch zeichnete das matte Mondlicht, über Gehölz, vereinzelte Bäume und Sträucher hinwegzitternd, formlose Schatten auf dem Rasen. Wie heiliger Friede umlagerte es das Gehöft, wie Träume aus den Zeiten, in denen Störungen beängstigender Art der ländlichen Ruhe noch außerhalb jeder Berechnung lagen. Heute schnarrten die Lokustgrillen nicht weniger selbstbewußt, als in jenen Tagen, in denen die Axt zum erstenmal das Echo des Waldes wachrief, quakten die Laubfrösche keine andere Litanei von ihren Blattkanzeln herunter und erinnerte der schwermütige Ruf des nachtliebenden Ziegenmelkers nicht minder an das Klagen eines trauernden Menschenkindes.

Die Minuten verrannen. Tiefer senkte sich der Mond. Unterstützt durch den im Osten lagernden Schein reichte

ſeine Leuchtkraft gerade aus, Unebenheiten des Erdbodens und Geſträuch vor dem argwöhniſch ſpähenden Auge in verdächtige Formen zu kleiden und die Wachſamkeit zu verſchärfen. Bell hatte ſich vor dem weſtlichen Pfahlzaun aufgeſtellt. Einen Holzbock als Tritt benutzend, ragte ſie mit Kopf und Schultern über die Paliſſaden hinaus. Angeſtrengt, oft mit angehaltenem Atem ſpähte ſie in den vor ihr liegenden Wald hinein. Angſtvoll wartete ſie auf ein Zeichen von ihm, der Rettung aus der bedrängten Lage bringen ſollte. Doch nichts ließ ſich unterſcheiden, als das gelegentliche, geheimnisvolle Kniſtern zwiſchen dem noch nicht verweſten dürren Laub des letzten Herbſtes, wenn ein Kaninchen darüber hinhuſchte, ein träge ſchreitendes oder kletterndes Opoſſum nach Vogelneſtern ſuchte.

Allmählich gewannen die Vorboten des anbrechenden Tages das Uebergewicht, als auf der Oſtſeite der Lichtung das Einknicken ſchwacher Zweige laut wurde. Es klang, als ob ein Hirſch ſich Bahn durch das Dickicht gebrochen habe. Mißtrauiſch richtete die Aufmerkſamkeit der verſteckten Schützen ſich ſchärfer darauf hin. Da das Geräuſch verſtummte, ſich aber in kurzen Pauſen wiederholte, war man geneigt, es in der That ruheloſem Wild zuzuſchreiben. Endlich wurden in der Nähe des Waldvorſprungs drei Geſtalten ſichtbar. Frei, wie ihres guten Rechtes ſich bewußt, ſchritten ſie über die Lichtung dem Gehöft zu. Bei ihrem erſten Anblick ließ Howitt das Gebot vorſichtig von Mund zu Mund gehen, ohne ſeine Aufforderung keine Bewegung auszuführen, keinen Laut von ſich zu geben, am wenigſten übereilt von der Büchſe Gebrauch zu machen. Erſt als die drei Fremden, die fortgeſetzt die Haltung harmloſer Wanderer bewahrten, bis auf ſichere Schußweite ſich genähert hatten, rief Howitt ihnen ein gebieteriſches Halt zu.

„Wohnt hier ein gewiſſer Daniel Howitt?“ hieß es zurück.

„Was wünſcht ihr von ihm?“ fragte dieſer rauh. „Die Zeiten in dieſem Teile des Landes ſind nicht ſolche, daß man Unbekannte, zumal im Dunkeln, bis über die Grenzen hinaus dulden dürfte, auf der man eine Kugel ins Bullenauge ſetzt. Habt ihr ein Anliegen, ſo wartet, bis euch die Sonne auf den Kopf ſcheint.“

„Auch nicht, wenn wir uns mit gut gemeintem, dringlichem Rat tragen?“

„Behaltet euren Rat für euch ſelber. Aber einen anderen will ich euch geben: Sofern ihr innerhalb zweier Minuten nicht hundert Schritte zurückgegangen ſeid, gebe ich Feuer, und ich pflege mein Ziel nicht zu fehlen.“

„Was ſoll das heißen, Daniel Howitt? Sind wir doch keine Diebe und Mörder. Aber da weiter unten trafen wir mit Leuten zuſammen, die Ihnen nicht wohlwollen. Ich denke, das genügt Ihnen, uns willkommen zu heißen.“

Howitt war ein zu erfahrener Grenzer, um nicht ſofort zu erraten, daß kein anderer Zweck die Fremden herbeiführte, als ſeine und ebenſo dieſes oder jenes vielleicht ſchon regen Bewohners der Farm Aufmerkſamkeit zu feſſeln und dadurch den eigentlichen Angreifern Gelegenheit zu verſchaffen, auf der entgegengeſetzten Seite vom Fluß her den beabſichtigten Ueberfall ins Werk zu ſetzen. Dort aber durften ſie um ſo zuverſichtlicher auf Erfolg rechnen, weil nur ein Garten von mäßigem Umfange das Gehöft von dem Waldesſaum trennte, ſie alſo bis beinahe an die Paliſſaden heran Deckung gegen ihnen zugeſchickte Kugeln fanden, wohl gar, wie ſie vielleicht wähnten, das Pfahlwerk zu überſteigen vermochten, bevor die vermeintlich in Schlaf verſunkenen Bewohner ſich ermunterten.

Was Howitt dachte, wiederholte die neben ihm befindliche ſtreitbare Korporalswitwe mit leiſen Worten.

„Alle nach der Rückſeite herum," raunte er ihr als Erwiderung dringlich zu, „und jeden niedergeſchoſſen, der aus dem Gebüſch tritt," und lauter zu den verdächtigen Fremden hinüber: „Was ihr ſeid, mag euch der Henker anſehen. Daher nochmals: Fort oder ihr werdet es zu bereuen haben!"

Die Fremden ſäumten noch immer unſchlüſſig. Den Ernſt ihrer Lage unterſchätzend, warteten ſie offenbar auf ein verabredetes Zeichen von den Genoſſen, um dann, die erzeugte erſte Verwirrung ausnutzend, ebenfalls zum Angriff zu ſchreiten.

„Ich zähle bis drei," fuhr Howitt unterdeſſen fort, und die Erinnerung an den gemordeten Sohn mochte ſeine Erbitterung bis zum Blutdurſt ſteigern, denn heiſer klang ſeine Stimme, indem er hinzufügte: „Iſt die drei über die Zähne, trifft's einen von euch, und ihr ſelber ſeid verantwortlich dafür."

„Halt an — macht keine Dummheiten!" lautete die Erwiderung.

„Eins!" zählte Howitt, den Büchſenlauf zwiſchen die Pfahlſpitzen legend.

„In des Teufels Namen, Mann — ſo wartet wenigſtens, bis wir gegangen ſind!"

„Zwei!" rief Howitt kaltblütig.

„Zurück oder ich gebe Feuer!" ertönte Bens Stimme hinter der Blockhütte.

„Drei!" zählte Howitt. Faſt gleichzeitig krachte der Schuß, und einer der Fremden, die den Ernſt ſeiner Drohung immer noch bezweifelten, brach unter dem Feuer zuſammen.

Howitt überzeugte ſich durch einen Blick, daß die beiden anderen, wütende Verwünſchungen ausſtoßend, in nächſter Richtung dem Walde zu flüchteten, wogegen der Getroffene, mühſam kriechend, den Schutz des Gehölzes zu gewinnen

trachtete. Seinem jüngſten Sohne die abgeſchoſſene Büchſe reichend, nahm er die geladene in Empfang und ſchickte ſich an, nach der mehr gefährdeten Seite hinüberzueilen, als auch dort zwei Schüſſe fielen und alsbald ein wahrer Höllenlärm fluchender, brüllender und jauchzender Stimmen laut wurde. Schuß auf Schuß folgte von ſeiten der Angreifer. Deren Kugeln, in ſinnloſer Haſt entſendet, bohrten ſich in die Pfähle ein oder flogen weit über ſie hinaus, wogegen die Verteidiger, um nicht vorübergehend wehrlos zu werden, vereinzelt und nur dann ſchoſſen, wenn ſie ihres Zieles einigermaßen ſicher zu ſein glaubten.

Um dieſe Zeit war es ſo hell geworden, daß man im Gebrauch der Büchſen nur noch wenig gehindert wurde. Die Angreifer, dies nicht unterſchätzend und überhaupt auf einen ſo zähen und überlegt geleiteten Widerſtand nicht gefaßt, zogen ſich ſchleunigſt in das Gehölz zurück. Doch kaum war die letzte Kugel ihnen nachgeſendet worden, als auf der Oſtſeite wohl fünfzehn und mehr bewaffnete Männer aus dem Walde hervorbrachen und, anſtatt zu feuern, vollen Laufs über die Lichtung eilten. Ihnen ſtand zur Zeit nur Howitt gegenüber. Auf ſeinen Ruf geſellten Bertrand, Arrowmaker und ſein dritter Sohn ſich zu ihm, außerdem Bell, eine ſchußfertige Büchſe auf der Schulter, während die anderen unter Mutter Hickups Befehl die gefährdete Seite hinter der Blockhütte überwachten. Wie zuvor, ſollten bei dieſem neuen Angriff die Schüſſe ebenfalls nur in Pauſen abgegeben werden und das Feuern erſt dann jedem nach Willkür überlaſſen bleiben, wenn die Not es erheiſchen ſollte.

Die beiden erſten Schüſſe fielen, als die Angreifer, in blinder Wut dem Gehölz enteilend, in gute Zielweite gelangt waren. Ein Mann ſtürzte, während ein anderer unter herausforderndem Heulen ſeine Kugel auf das Gehöft entſendete und mühſam in den Schutz der Waldung

zurückhinkte. Anstatt aber durch den ersten Mißerfolg entmutigt zu werden, steigerte der Rachedurst die Raubgier der Angreifer bis zur Raserei. Um zu verhindern, daß die abgeschossenen Gewehre wieder geladen wurden, beschleunigten sie mit wahrer Todesverachtung ihre Eile aufs Aeußerste. Zugleich vereinigten sie ihre Stimmen zu einem wahrhaft teuflischen Heulen, und sich nach beiden Seiten hin ausbreitend, verrieten sie Verständnis dafür, daß die Umzäunung zu weit gedehnt, um sie mit einer kleinen Besatzung lange gegen eine so große Uebermacht halten zu können.

Und abermals entluden sich hinter den Palissaden hervor zwei Büchsen. Einzelne Angreifer wichen zurück; wurden indessen durch die wütenden Zurufe der nach vorn stürmenden Genossen wieder mit fortgerissen. Bis auf fünfundzwanzig, dreißig Ellen kamen sie heran, als wiederum zwei Kugeln jede ihren Mann trafen. Doch ob verwundet oder unberührt, jetzt gab es kein Halten mehr. Zum Teil noch unter dem Einfluß des im Uebermaß genossenen Branntweins, dann aber nicht blind dafür, daß sie auf dem Rückzuge den mörderischen Geschossen noch länger ausgesetzt seien, kannten sie jetzt nur noch das einzige Trachten, mit den Verteidigern handgemein zu werden.

Howitts und der Seinigen Lage wurde jetzt dadurch gefährlicher, daß die auf der Flußseite das Gehölz belebenden Raubgenossen zu einem neuen Angriff schritten. Vollen Laufs erreichten sie trotz neuer Verluste nicht nur die Schutzwehre, sondern suchten auch, durch diese vollkommen gedeckt, an ihr hinschleichend, sich mit der anderen Rotte zu vereinigen und demnächst die Palissaden zu stürmen und zu übersteigen. Und wer weiß, welchen verhängnisvollen Ausgang der Kampf nunmehr genommen hätte, wäre in den entscheidenden Minuten nicht eine Pause eingetreten. Denn wie keiner der Mordgesellen

der erſte ſein wollte, den gekrümmten Rücken des Genoſſen als Leiter zu benutzen, ſo ſcheuten die Eingeſchloſſenen, die Köpfe oberhalb des Pfahlwerks zu zeigen, wo eine aus nächſter Nähe entſendete Kugel ihnen gewiß geweſen wäre.

Finſter ließ Howitt die Blicke über die nunmehr wieder nach allen Richtungen verteilten Verteidiger hinſchweifen. Noch war kein Verluſt zu beklagen. Allein bei der jetzt noch mehr als doppelten Ueberzahl der Feinde ließ ſich faſt mit Gewißheit vorausſetzen, daß es nicht lange ſo bleiben würde.

Die Unmöglichkeit begreifend, den nunmehr dicht umlagerten Zaun in ſeiner ganzen Ausdehnung zu verteidigen, aber auch erwägend, daß die Seinigen bei Fortſetzung des Kampfes in erhöhtem Grade den feindlichen Geſchoſſen ausgeſetzt waren, entſchloß Howitt ſich dazu, ſeine Schützen auf den engen Raum der Hütte zu beſchränken. Dort brauchten ſie ihre Kräfte nicht zu zerſplittern und befanden ſich daher in der Lage, ſelbſt geſichert, erfolgreicheren Widerſtand zu leiſten.

Seinem durch Zeichen erteilten Gebot gehorchend, zogen dieſe, fortgeſetzt die Paliſſaden ſcharf im Auge, ſich vorſichtig in den Schutz der ſtarken Blockwände zurück, von wo aus ſie durch Thür und Fenſter wie durch die geöffneten Fugen zwiſchen den Balkenlagen das Pfahlwerk in ſeiner ganzen Ausdehnung mit ihren Kugeln zu beſtreichen vermochten.

Die Angreifer waren unterdeſſen inne geworden, daß man die Paliſſaden aufgegeben hatte. Mit wildem Gejohle wurde es begrüßt. Wie dadurch ermutigt, gleichſam berauſcht durch die Ausſicht auf den nun nicht mehr bezweifelten Erfolg, wagte einer, von den Gefährten gehoben, den Kopf oberhalb der Pfähle zu zeigen, ſank aber, von der Kugel des alten Squatters getroffen, ſogleich

wieder nach außen, im Sturz die sich entladende Büchse von sich werfend.

Neues Heulen, Gellen und von den grauenhaftesten Verwünschungen begleitete Drohungen erhoben sich in der Reihe der bis zum Wahnwitz erbitterten Horde. Stimmen, die zu Brandlegung rieten, wurden hie und da laut, ohne daß jemand ernstlich darauf einzugehen gewagt hätte. Nach der empfangenen letzten Lehre hatte eine gewisse Feigheit sich der allmählich ernüchterten Bande bemächtigt. Keiner wollte seine sichere Lage am Fuße der Pfahlwand aufgeben, aber auch nicht von einem Unternehmen abstehen, das mit so viel Eifer und Siegesgewißheit eingeleitet worden war. Durch Rachedurst und Trunkenheit verblendet, dachte keiner daran, den zu erringenden Erfolg gegen den Aufwand an Mühe und Opfern abzuwägen.

Bei dem immer wieder erneuerten Lärm und der an Sinnlosigkeit grenzenden Erregung hatte niemand darauf geachtet, daß hinter dem westlichen Waldvorsprung hervor dumpfes Poltern laut wurde und schnell näher rückte. Erst als ein Reitertrupp in wilder Jagd um die eingefriedigten Felder herumsprengte, wurde man aufmerksam auf ihn. Auf wessen Seite er sich schlagen würde, wußten außer Arrowmaker und Rabbit nur noch Bell, Bertrand und Mutter Hickup.

Die Angreifer stutzten. Sobald aber die Reiter in guter Schußweite von den schäumenden Pferden sprangen und die ersten Kugeln unter sie entsendeten, wendeten sie sich, von panischem Schrecken ergriffen, zur Flucht. Um die Palissaden herum schlüpfend und diese als Deckung zwischen sich und die neuen Feinde bringend, verschwanden sie gleich darauf im östlichen Gehölz.

Ihnen nachzusetzen und ein Gefecht im Walde zu eröffnen, gab man auf. Und so herrschte da, wo eben noch ein erbitterter Kampf wütete, jetzt unheimliche Stille.

Aufatmend nach ſo viel Not und Sorge, war es, als hätte man ſich zuvor mit dem Erlebten vertraut machen müſſen, um an die Wirklichkeit zu glauben. Und doch gehörte nur ein Blick über die Umgebung dazu, um ſchaudernd die Gefahr zu ermeſſen, der die Bewohner der Farm und ihre Gäſte wie durch ein Wunder faſt im letzten Augenblick noch entronnen. Waren die Verwundeten von ihren Genoſſen mit fortgeführt worden, ſo lagen dagegen auf der Lichtung vier Geſtalten, die ihre Raubluſt mit dem Leben bezahlten.

Die Vaqueros hatten ihre Pferde beſtiegen und waren, King Bob voraus, um den weſtlichen Waldvorſprung herumgeritten, wo ſie abſattelten und ihr Lager aufſchlugen. King Bob ſchien keine Neigung zu verſpüren, mit den aus ſchwerer Bedrängnis Erlöſten in Verkehr zu treten. Nur einen ſeiner Leute ſchickte er mit der Anfrage an Howitt ab, ob er und die Seinigen unverletzt geblieben und Hilfe bei der Beſeitigung der gefallenen Freibenter erwünſcht werde.

Letzteres lehnte Howitt froſtig ab, gab aber zu, daß man auf dem Gehöft keinen Verluſt, nicht einmal eine ernſtere Verletzung zu beklagen habe. Bis ins Mark hinein wurmte ihn, gerade King Bob für die Rettung aus verhängnisvoller Lage verpflichtet zu ſein.

Bell befand ſich in der Nähe. Jedes Wort hörte ſie. Sie hatte nichts anderes erwartet. Leichter gelang es ihr daher, ihre äußere Ruhe zu bewahren. Wie es aber zur gleichen Zeit ihr Herz zerriß, das entnahm Mutter Hickup dem erlöſchenden Glanz ihrer Augen, dem herben, ſogar feindſeligen Lächeln, das um ihre feſt aufeinander ruhenden Lippen zum kaum bemerkbaren Ausdruck gelangte.

Sichtbar unwillig kehrte die warmherzige Korporalswitwe ſich dem Boten zu. Sie wußte, daß jeder Verſuch der Einwirkung auf den ſtarrköpfigen alten Squatter ge-

rade das Gegenteil von dem, was ſie beabſichtigte, zur Folge haben würde, und ſo fügte ſie ſeiner Antwort mit verheimlichter Entrüſtung hinzu: „Von mir beſtelle an King Bob dagegen, Burſche, daß wenn wir alle vor dem Schrecklichſten bewahrt blieben, es in erſter Reihe ſeinem rechtzeitigen Einſchreiten zu danken ſei. Zweitens, daß unſere Unerſchrockenheit und Umſicht ohne ſeine Hilfe keinen Strohhalm wert geweſen wären. Drittens aber vermelde, ich hoffte, ihn bald hier zu ſehen. Meine Anerkennung müßte ich ihm perſönlich ausſprechen, und ich wäre nicht die einzige hier, der daran gelegen, ihm und euch allen freundlich zu danken.“

Indem der Vaquero ſich entfernte, warf ſie einen forſchenden Seitenblick auf Howitt. Wie eine Statue verharrte er. Nicht die leiſeſte Regung irgend einer Art ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen. Nur die Brauen hatte er dichter zuſammengezogen. Sie erriet, daß ihre berechnenden Schläge auf ein kaltes Stück Eiſen gefallen waren, ihre Einmiſchung am wenigſten geeignet geweſen, ſeinen ſtarren Willen zu erſchüttern und milderen Geſinnungen den Weg zu bahnen.

Eine Stunde ſpäter ſchritt King Bob nach dem Hofe hinauf. Howitt ging ihm ſo weit entgegen, daß ſein Geſpräch mit ihm nicht von anderen verſtanden werden konnte. Wohl mochte er ſich eingeſtehen, als der junge Hüne in ruhiger, ſelbſtbewußter Haltung ſich auf ihn zu bewegte, daß nie ein ſtattlicherer Mann ſeine Heimſtätte betrat; allein der einmal offenbarte Entſchluß konnte auch dadurch nicht beeinflußt werden. Es beherrſchte ihn unumſchränkt der Gedanke, daß es King Bob, dem die Störung der in ſeiner Familie heilig gehaltenen Eintracht zu verdanken ſei. Und als die beiden Männer dann einander gegenüberſtanden, einer dem anderen durchdringend in die Augen

ſah, einer des anderen Regungen leicht erriet, keiner eine Hand rührte, um einen freundſchaftlichen oder auch nur höflichen Gruß auszutauſchen, da war es, als ob beiden die Zunge plötzlich gelähmt geweſen ſei.

Erſt nach einer Pauſe, da Howitt immer noch mit einem Wort des Willkommens zögerte, hob King Bob leidenſchaftslos an: „Daniel Howitt, ich folgte dem Ruf meiner alten Freundin. Nicht um Dank kam ich, ſondern um mitzuteilen, daß die letzte Gefahr noch nicht beſeitigt iſt.“

„Du haſt nicht mehr gethan, als Chriſtenpflicht dir gebot,“ antwortete der alte Squatter ausdruckslos, „dafür Dankesworte zu hören, möchte dir ſelber nicht gefallen. Haſt du gehofft, durch deinen Beiſtand mir näher zu treten, ſo begingſt du einen Irrtum. Heute denke ich nicht anders, als geſtern und vor Zeiten.“

King Bob hatte ſich entfärbt. Dann ſchoß es tiefrot in ſein gebräuntes Antlitz. Seine großen, blauen Augen ſprühten, um gleich darauf wieder ruhiger zu blicken. „Nur Bells Vater darf derartig zu mir reden —“ begann er.

Kühl warf Howitt ein: „Wenn Männer miteinander verkehren, finden Weiber keinen Platz in ihrem Geſpräch. Was kümmert dich meine Tochter?“

„Sie kümmert mich mehr, als meine Seligkeit,“ verſetzte King Bob aufbrauſend, mäßigte indeſſen wiederum ſeine heftige Erregung; „als freier, unbeſcholtener Mann ſtehe ich vor Ihnen, und wenn ich je einen harten Kampf ausfocht, ſo geſchieht es jetzt, indem ich mit mir ſelber um meine Selbſtbeherrſchung ringe. Denken Sie heute noch Arges von mir und meſſen Sie meinen früheren offenherzigen Erklärungen keinen Glauben bei, ſo darf mich das nicht hindern, Sie abermals um Ihre Einwilligung zu meiner Verheiratung mit Ihrer Tochter zu bitten. Eine ſorgenfreie Zukunft habe ich ihr zu bieten —“

„Und böteſt du ihr ein Königreich, ſo bliebe es beim alten,“ unterbrach Howitt ihn ſtrenger; „was ich einmal ſagte, beſteht fort für alle Zukunft, und bräche der Himmel über uns ein.“

„Gut, Daniel Howitt, mit dieſer Frage erfüllte ich eine Pflicht,“ entgegnete King Bob eigentümlich gelaſſen; „das weitere iſt meine Sache. Ihr Ohr ſoll nicht mehr durch Worte beläſtigt werden, die Ihnen zuwider ſind. Doch jetzt ein anderes. Ich bin gewohnt, eine Arbeit nie halb zu thun. Zöge ich jetzt mit meinen Leuten von dannen, ſo bliebe ein unbeendigtes Werk hinter mir zurück. Denn ich wiederhole: Noch drohen Ihnen und Ihrer Familie ſchwere Gefahren. Sie werden ſo lange drohen, bis die Dragoner, die Baxter von Fort Riley herbeirufſt, eingetroffen ſind. Was dann geſchieht, ob man Sie zwingt, Ihre Farm zu verlaſſen, oder noch Friſt gewährt, vermag ich nicht zu beurteilen. Meine Aufgabe kann ſich nur darauf beſchränken, bis dahin darüber zu wachen, daß Sie von der Raubbande nicht überwältigt werden. — Laſſen Sie mich zu Ende ſprechen, Daniel Howitt, darum bitte ich; nachher ſollen Sie von meiner Gegenwart befreit werden. Mein Kamp befindet ſich da hinter der Waldecke. Gaſtfreundſchaft brauchen wir nicht zu ſuchen. Mit dem Notwendigſten ſind wir ausgerüſtet; auch ſollen Sie von meinen Leuten in keiner Weiſe bedrängt werden.“

„Die Prairie iſt frei für jedermann,“ erklärte Howitt, „lagere, wo es dir gefällt. Bleibe oder gehe, mich ſoll's nicht kümmern. Ich habe dich überhaupt nicht gerufen, bin aber bereit, den Dienſt, welchen deine Leute mir leiſteten, zu bezahlen, um niemand Dank ſchuldig zu ſein.“

„Die Leute folgten meiner Aufforderung. Sie zu lohnen fällt mir zu und keinem anderen,“ erwiderte King Bob, ſeine tiefe Erbitterung verheimlichend; denn er begriff, daß Howitt mit Ueberlegung darauf ausging, einen

unheilbaren Bruch heraufzubeschwören, Gelegenheit zu finden, seinen Entschluß in einer Weise zu bekräftigen, daß eine Zurücknahme unmöglich wurde, und so sprach er ruhig weiter: „Ich gehe jetzt. Wollen Sie mir aber einen Gefallen erweisen, dann sagen Sie Herrn Bertrand und meiner alten mütterlichen Freundin, ich würde mich freuen, sie bei mir im Lager zu begrüßen — doch es wäre überflüssig. Auch ohne die Botschaft werden sie meiner gedenken und mich aufsuchen."

Mit dem letzten Wort kehrte er sich um, und wie er gekommen war, schritt er vom Hofe hinunter.

Howitt blickte ihm finster nach, mochte aber voraussetzen, daß er von der Blockhütte aus beobachtet werde; denn sich plötzlich abwendend, rief er nach seinen Söhnen und den beiden Indianern, die von der Wiese heimkehrten, wohin sie die ihrer Haft entlassene Herde getrieben hatten. Mit ihnen begab er sich nach dem Schuppen, um zwei Pferde aufzuschirren und vor den Wagen zu spannen. Es galt ihm vor allen Dingen, die häßlichen Merkmale des überstandenen Kampfes aus dem Bereich des Gehöftes zu schaffen und neben dem gerichteten Mörder zu verscharren.

Sorgenvolle Blicke hatten in der That auf den beiden Männern geruht, solange sie zu einander sprachen, Blicke, die leicht entdeckten, daß eine freundschaftliche Annäherung zwischen ihnen ausgeschlossen war. Schon eine Weile bevor King Bob von Howitt forttrat, hatte Bell sich heimlich nach der Rückseite der Hütte herum begeben. Dort gelangte sie durch einen leicht zu öffnenden Zwischenraum zwischen den Palissadenpfählen ins Freie hinaus. Von niemand gesehen, eilte sie an der Umzäunung hin bis zu der Ecke, wo die durch die Einfahrt unterbrochene Palissadenreihe begann. Hinter derselben blieb sie stehen, und nach der Oeffnung herumlugend, wartete sie, düstere Entschlossenheit in ihrer Haltung, auf das Erscheinen King

Bobs. Als er endlich ins Freie herausschritt und die Richtung nach seinem Lager einschlug, rief sie ihn mit vorsichtig gedämpfter Stimme zu sich.

Anfänglich vermochte er kein Wort hervorzubringen, so erschrak er bei ihrem Anblick. Der Gram, der sich in ihren abgehärmten, bleichen Zügen ausprägte, die wilde Klage, die aus ihren Augen hervorleuchtete, wie die Erbitterung, welche um die festgeschlossenen Lippen einen sprechenden Ausdruck fand — dies alles ergriff ihn in einer Weise, daß es sich wie die Weichheit eines zagenden Kindes auf dem mannhaften Gesicht spiegelte. Schweigend ergriff er die ihm gereichten Hände, und während er noch jammernden Herzens auf sie hin sah, begann sie mit vor schmerzlicher Erregung bebenden Lippen:

„Sage nichts, Bob. Ich sah alles, weiß alles. Du hast gethan, was die Kräfte eines anderen Sterblichen überstiegen hätte. Du gabst gute Worte, wo man dir mit Grausamkeit begegnete, beugtest dich, wo böser Hohn dich reizte. Da bleibt uns kein anderer Ausweg, als daß ich das Elternhaus aufgebe, wo jede neue Stunde mir neue Martern einträgt."

Da küßte Bob sie auf die Stirn. „Ja, ich kam mit guten Worten," bestätigte er mit ruhiger Entschiedenheit, „und Gehässigkeit war mein Lohn. Ziehst du jetzt mit mir, trifft uns kein Vorwurf. Fasse also Mut und gedulde dich bis zum geeigneten Zeitpunkt. Noch zwei, höchstens drei Tage, und wir wenden uns südwärts, wo eine freundliche Heimstätte unserer harrt. Halte dich daher zu jeder Stunde bereit. Wenn ich dich rufe, dann komme. Nimm nichts mit fort, das von Wert ist. Komme, wie du gehst und stehst, und baue auf meine Treue."

„Aber wann, Bob, wann? Drei Tage sind eine Ewigkeit. Ich fühle, wie das unablässige Bangen und Sorgen in meinem Kopf bohrt und mich um den Verstand zu bringen droht."

„Sobald die Dragoner eingetroffen sind," erklärte King Bob tröstlich. „Um deinetwillen und zu meiner eigenen Befriedigung muß ich so lange säumen, bis die letzte Gefahr von den Deinigen abgewendet ist. Sie dürfen der Willkür der rachsüchtigen Schurken nicht preisgegeben werden. Es ist durchaus notwendig, die Ueberzeugung mit von hier fortzunehmen, daß entweder ihre Zukunft hier gewährleistet ist, oder sie unbelästigt von dannen ziehen, um auf geeigneter Stelle einen neuen Herd zu gründen."

„So viel Großmut, so viel Opferwilligkeit da, wo man dir mit Verachtung die Thür wies!" versetzte Bell weinend. „Wenn der Vater dich nur halb so durchschaute, wie ich mit deinem Denken und Sinnen vertraut bin, so müßte er dem Himmel auf den Knieen danken, dich als Sohn in seine Familie aufnehmen zu dürfen. Aber er will nicht. Er ist verblendet in seinem Starrsinn; da mag Gott mir verzeihen, wenn ich meine Liebe zu dir höher stelle, als die zum Elternhause."

„Ich muß fort," erwiderte King Bob eigentümlich sanft, „auch du gehe, um nicht Ursache zu neuen Anfeindungen zu geben. In der nächsten Minute kann dein Vater erscheinen."

Da richtete Bell sich hoch auf. In jeder Linie ihres schönen Antlitzes wohnte ernste, heilige Entschlossenheit, daß King Bob nur Erstaunen kannte, nur Bewunderung der hohen, stolzen Erscheinung, die trotz des ländlich einfachen Aufzuges eine seltsame, achtunggebietende Würde umfloß.

„Ich habe mit allem gebrochen," sprach sie fest, „mag kommen, was wolle: ich befinde mich auf keinem unrechten Wege, brauche niemandes Blicke zu fürchten. Muß ich noch Böses über mich ergehen lassen, so schöpfe ich Mut und Ergebung aus dem Bewußtsein, daß das Ende meiner Qualen absehbar."

Förmlich überwältigt, küßte King Bob ſie abermals. „Du biſt ein ſtarkes, aber auch ein mutiges Mädchen,“ raunte er ihr innig zu, „und das kann nur zum Glück führen. Doch jetzt gehe. Willſt du mir eine neue Zuſammenkunft gewähren, ſo laß es mich durch Mutter Hickup wiſſen. Bis dahin auf Wiederſehen!“

Und während er der Waldecke zuſchritt, eilte Bell im Schutze des Pfahlzaunes nach der Rückſeite des Gehöftes herum.

Als ſie vor dem Hauſe eintraf, begegnete ſie dem Vater, der eben aus der Thür trat. Finſter betrachtete er ſie. Ahnte er wirklich, woher ſie kam, ſo widerſtrebte ihm doch, ſie zur Rede zu ſtellen. Ihr ſichtbarer Kummer zerriß ihm wohl das Herz; allein in demſelben Grade, in dem ſie ſich ihm entfremdete, wuchs ſein Haß gegen denjenigen, den ſie höher als alles ſtellte, und von dem er wußte, daß ſein Wille ebenſo unbeugſam, wie ſein eigener.

Stumm begab Bell ſich in den als Wohnzimmer dienenden düſteren Raum. Außer ihrer Mutter war niemand anweſend. In einem Winkel ſich niederlaſſend, ſtarrte ſie dumpf grübelnd vor ſich hin. Auch die vor dem Küchenfeuer beſchäftigte alte Frau verhielt ſich ſchweigend. Scheu vor der eigenen Tochter hatte ſich ihrer bemächtigt. Sie verſtand deren bitteres Leid, wußte aber am wenigſten, was ſie zu ihrem Troſte hätte ſagen können. Sie war ſelbſt zu gebeugt, zehrte ſelbſt zu ſchwer an ihrer Trauer.

Dreizehntes Kapitel.

Der dritte Tag nach dem Kampf um die Farm war dahin und der vierte angebrochen. Schwere Gewitter waren niedergegangen. Sie hatten die Atmoſphäre gereinigt und nach den heißen Wochen erquickende Kühle

hinterlassen. Blätter, Kräuter und Gräser prangten in frischen Farben und richteten sich gekräftigt auf. Jetzt strahlte die Sonne wieder in gleichsam verjüngtem Glanze auf die reichlich befruchtete Erde herab. Nur zeitweise verschleierten sie langsam einhersegelnde, weißliche Wolkengebilde. Es brauste der Smoky-Hill-Fork unter dem Einfluß der ihm von allen Seiten zuströmenden Wassermassen. Neuer Friede schien der einsam gelegenen Farm erblühen zu sollen. Fortgespült waren die unheimlichen Spuren, die hie und da von der Gewaltthätigkeit hadernder Sterblicher zeugten. Auch die Geschöpfe des Waldes waren neu aufgelebt. Fröhlich sang, zwitscherte, schnarrte, krächzte und hämmerte es aller Enden, je nachdem ihnen von der Natur die Fähigkeit zur Kundgebung ihrer Stimmung verliehen worden war.

Anders auf dem Gehöft, wo bekümmerte Gemüter sich empfindungslos gegen milde Sommerluft und goldenen Sonnenschein erwiesen, andere dagegen angesichts still getragenen Leids und tiefer Verbitterung nicht aus sich heraus zu gehen wagten. Sogar im Lager der Vaqueros hätte ein mit ihren Gewohnheiten Vertrauter Gesang und geräuschvolle, lose Scherzreden vermißt. Sie standen eben unter dem entscheidenden Einfluß King Bobs, der jeden Kontrast mit der in der Blockhütte waltenden Niedergeschlagenheit zu vermeiden wünschte, dem aber auch selbst jeder Ausbruch heiterer Sorglosigkeit wie eine Mißton in den Ohren geklungen hätte.

Von der Raubbande hatte sich bis dahin kein Mitglied wieder sehen lassen. Ebenso waren fernere Eingriffe in Howitts Eigentum unterblieben. Ob die empfangene harte Lehre sie einschüchterte, oder die dringenden Vorstellungen Margins fruchteten, wußte niemand. Am meisten mochte das bevorstehende Eintreffen des Militärkommandos dazu beigetragen haben, den zügellosen Begierden und Aus-

ſchreitungen Schranken zu ziehen. Außerdem befanden ſich vier oder fünf Verwundete in ihrer Mitte und unter dieſen mehrere, die vorausſichtlich das Thal des Smoky-Hill-Fork nicht mehr verlaſſen würden. Um ihnen wenigſtens Erleichterung zu verſchaffen, hatte Margin einen reitenden Boten nach dem Fort abgeordnet und bitten laſſen, dem Kommando einen Chirurgen beizugeſellen. Wie jener aber die ſtattgefundenen Ereigniſſe ſchilderte, war leicht zu ermeſſen. Auf alle Fälle wurden ſie in einer Weiſe gefärbt, daß die Stimmung ſich gegen den aufſäſſigen Squatter und deſſen Familie wie gegen die ungeahnt auftauchenden Vaqueros richtete. —

Nach Zurücklegung des letzten kurzen Tagesmarſches erſchienen endlich zwanzig und einige Dragoner, geführt von einem älteren Offizier, am Rande der von Howitt in Beſitz gehaltenen Lichtung. Baxter und Margin hatten ſich, um ihre Rechte zu vertreten, ihnen angeſchloſſen. Erſt nachdem die Pferde abgeſattelt, getränkt und gepflöckt worden waren und die Mannſchaft zum Abkochen des Mittageſſens ſich anſchickte, begab der Kapitän ſich nach dem Gehöft hinüber. Howitt, der die Seinigen angewieſen hatte, fern zu bleiben, ging ihm in Bertrands Begleitung entgegen. Den kurzen Gruß des Kapitäns beantwortete er in der ihm eigentümlichen, kalten, ſelbſtbewußten Weiſe. In Bertrand auf den erſten Blick einen vornehmeren Herrn erkennend, verneigte der Kapitän ſich leicht, was ähnlich beantwortet wurde.

„Das ſind ja heilloſe Ausſchreitungen, die ſich hier abgeſponnen haben," redete er den alten Squatter ſtreng an. „Menſchen werden niedergeſchoſſen, wie räudige Hunde; fremdes Eigentum wird nicht geachtet, ſondern den rechtmäßigen Beſitzern vorenthalten, als ob in den Territorien das Geſetz überhaupt ſeine Gültigkeit verloren hätte, wo ſoll das ſchließlich hinaus?"

Howitt betrachtete den Kapitän geringschätzig vom Kopf bis zu den Füßen herunter. Erst nach einer Pause ließ er sich zu der gleichmütig erteilten Erwiderung herbei: „Ja, Kapitän, heillose Zustände herrschen hier, vollständige Gesetzlosigkeit. Wenn aber eine Rotte gebrandmarkter Landstreicher zuerst mein Vieh raubt und abschlachtet, demnächst meinen Sohn meuchlings ermordet, und schließlich mein Gehöft hinterlistig zu überfallen versucht, so bin ich der Mann dazu, mein Haus zu verteidigen und so viele Schufte zur Hölle zu senden, wie Leben in meiner und in meiner Söhne Büchsenläufe stecken."

„Sie vergessen," wendete Baxter hastig ein, „daß ich vor Wochen Sie mündlich und schriftlich davon in Kenntnis setzte, daß diese Landschaft in meinen Besitz überging, und den Termin bestimmte, bis zu welchem Sie diese Stätte für Ihren Nachfolger geräumt haben müßten."

„Für meinen Nachfolger?" fragte Howitt spöttisch. „Nun ja, der eine der beiden Männer, die sich als meine Nachfolger aufspielten, wurde vor seinem offenen Grabe von meiner Hand vom Leben zum Tode gebracht; und wenn ich den ihn begleitenden Viehräuber nicht neben den Mörder meines Sohnes bettete, so geschah's, um ihn mit der Botschaft des Vorgefallenen an Sie abzusenden. Das ist mein letztes Wort an Sie, der Sie der Beachtung eines rechtschaffenen Mannes überhaupt nicht wert sind." Dann zu dem Kapitän gewendet: „Er kaufte diese Scholle über meinen Kopf hinweg, um Räuber und Mörder als Stimmvieh für die Sklavenmänner einzusetzen und damit meine, durch achtzehnjährige schwere Arbeit geheiligten Rechte unter die Füße zu treten. Dadurch beging er einen Schurkenstreich; und eine Regierung, die dergleichen duldet, ist nicht um einen Strohhalm besser, als dieser Baxter samt seinem verworfenen Genossen, dem Margin, und den Lumpen, die er zu Knechten seiner Ränke erkor, rechne ich."

„Anſtatt zur Selbſthilfe zu greifen, wäre es Ihre Pflicht geweſen, Land und Gehöft ohne Widerſtand aufzugeben und Ihre Anſprüche an Entſchädigung vor Gericht geltend zu machen. Es wären dadurch Angriff wie Verteidigung von ſelbſt fortgefallen," erklärte der Kapitän mit einem zweifelnden Blick auf die beiden Landſpekulanten und demnächſt mit einer gewiſſen Achtung zu dem langen, eiſenharten Squatter aufſehend.

Dieſer lächelte mitleidig vor ſich hin und bemerkte gelaſſen: „Kapitän, Sie verſtehen nichts von ſolchen Angelegenheiten, oder Sie redeten nicht derartigen Unſinn. Die Farm aufgeben und hinterher der Entſchädigung nachlaufen — verdammt! Um mich an der Naſe herumführen zu laſſen, hätte ich nicht mit meinen geſunden fünf Sinnen zur Welt gekommen ſein müſſen. Meinen Sie, daß dadurch der Kampf vermieden worden wäre, ſo behaupte ich bei meiner Seligkeit, daß ſchon allein die Ermordung meines Sohnes Grund genug geweſen, die Schurken da weiter unten im Thal einen nach dem anderen auf die erſte beſte Art abzuthun. Schade um jede Kugel, die vorbeiging. Denn das iſt eine Sorte, die vom Erdboden zu vertilgen ein gottgefälliges Werk, und doppelt, wenn es gilt, das eigene Haus zu verteidigen. Das iſt mein Recht, und ich wiederhol's: kämen Sie ſelber mit Ihren Dragonern, der Präſident der Union an der Spitze, um mich zu vertreiben, würde ich mein Hausrecht zu wahren wiſſen, Sie einen nach dem anderen kopfüber ſenden, und zwar ſo lange, bis der Teufel den letzten geholt hätte oder ich und die Meinigen in unſerem Blute lägen."

Ohne den Verſuch, den erbitterten Alten zu unterbrechen, hatte der Kapitän ſeinen Worten gelauſcht und den Eindruck gewonnen, daß er es ernſtlich meinte. Sobald er aber endigte, bemerkte er beſchwichtigend: „Ich

wurde nicht entsendet, um zu bedrohen. Meine Aufgabe kann nur sein, da, wo bereits Blut geflossen, Ruhe zu stiften —"

„Recht so, Mann," unterbrach Howitt ihn ingrimmig, „ist das wirklich Ihre Aufgabe, so beginnen Sie damit, daß Sie die Schurken da unten im Lager in einer Reihe aufknüpfen lassen, und die beiden heimtückischen Verräter, den Baxter und den Margin, an der Spitze."

„Ich bin nicht dazu da, die Schuldigen zu ermitteln und zu strafen," versetzte der Kapitän offenbar gekränkt, jedoch den Eigentümlichkeiten des urwüchsigen Alten Rechnung tragend; „sprach ich aber von Ruhestiften, so schwebte mir vor, einen Vergleich zwischen Ihnen und den beiden Herren dadurch anzubahnen, daß eine Entschädigungssumme vereinbart wird, mit der beide Teile sich als endgültig abgefunden erklären."

„Der Baxter müßte viel Geld sein eigen nennen, wollte er jeden Schweißtropfen nach Gebühr bezahlen, mit dem ich und die Meinigen ringsum die Felder düngten. Und dann fragt sich noch, ob ich jemandes Geld anrühren möchte, das durch seine Besitzer unehrlich geworden — verdammt! Mr. Baxter, verziehen Sie immerhin Ihr Gesicht, als möchten Sie mir an die Kehle springen; das stört mich nicht mehr als der Sand unter meinen Stiefelsohlen. Ihre Leute da unten stehlen und morden auf die Gefahr hin, zusammengeschossen oder mit 'nem Baumast verheiratet zu werden. Sie dagegen rauben mit ränkevoller Schrift, daß niemand Ihnen an den Kragen kann, und da muß Ihr Geld freilich Blutgeld geworden sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Geschäftsführer.

Novellette von **A. Oskar Klaußmann.**

Mit Illustrationen von E. Limmer.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Aus einem Geschäftshause der Hamburger Straße „Hohe Bleichen" trat ein junges Mädchen heraus, schritt hastig die Straße hinab und trocknete dabei verstohlen mit dem Taschentuche ihre Thränen. Nach ungefähr hundert Schritten machte sie vor einem anderen Geschäftshause Halt und prüfte die Nummer desselben. Sie trat dann in den Hausflur, suchte die Thränenspuren in ihrem Gesichte zu verwischen und klopfte an die Thür im Erdgeschoß, die mit der Bezeichnung „Comptoir" versehen war.

Wieder eine Viertelstunde später verließ das schlanke, stattliche Mädchen mit dem stark markierten Gesicht das Haus, sie schien nur mühsam ihre Bewegung zu beherrschen. Sie ging über den Gänsemarkt Altona zu, um dort ihre Wohnung aufzusuchen.

Das war wieder ein Tag voll Enttäuschungen und bitteren Wehs, den Albertine Lindner soeben durchgemacht hatte. Am liebsten wäre sie ins Wasser gesprungen, nur

um die Sorgen los zu werden, von denen sie gequält wurde, aber sie hatte nicht nur an sich, sondern auch an ihre kranke, gelähmte Mutter zu denken.

Es ist eine alte, sehr traurige Thatsache, daß, wenn das Unglück erst in einer Familie einreißt, es so leicht nicht aufhört. Wie glücklich hatte noch vor drei Jahren Albertine mit ihren Angehörigen gelebt, wie angenehm waren alle Verhältnisse, wie sorglos konnte sie in die Zukunft sehen — und nun war alles so ganz anders geworden! Erst verlor sie den einzigen Bruder, der zwei Jahre älter war als sie, einen tüchtigen jungen Kaufmann, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, und kaum war das Trauerjahr vorüber, so erkrankte der Vater, ein höherer Beamter in der Stadtverwaltung. Während er noch mit dem Tode rang, wurde infolge der außerordentlichen Aufregungen die Mutter von einem Schlaganfall heimgesucht, der sie auf der linken Körperseite lähmte, so daß sie sich nur noch mit Mühe fortbewegen konnte. Dann wurde Albertinens Vater durch den Tod von seinen Leiden erlöst, und wenige Wochen später erfuhren Mutter und Tochter, daß sie bettelarm seien, denn das Bankhaus, bei dem ihr Vermögen angelegt war, hatte infolge des argentinischen Staatsbankerotts falliert, und wie es sich herausstellte, hatten die Bankinhaber die Depots der Kunden verbraucht.

Jetzt trat an Albertine die Verpflichtung heran, die kranke Mutter und sich zu ernähren, und sie hoffte, es werde ihr nicht schwer werden. Sie hatte etwas gelernt, die Handelsschule besucht, war tüchtig in der Buchführung, der Korrespondenz und Warenkunde. Es konnte ihr ja sicherlich nicht an einer guten Anstellung fehlen.

Albertine erlebte jedoch eine Enttäuschung nach der anderen. Man wies sie überall ab, weil das Angebot an weiblichen Kräften viel zu groß war; und wo man ihr

eine Stellung anbot, sollte sie vierzig bis fünfzig Mark monatlich erhalten, eine Summe, die zum Leben unter allen Umständen zu gering war. Wenn sie sich auf ihre Kenntnisse berief, so antwortete man ihr, daß dieselben für sie ganz überflüssig seien. Damen erhielten nur untergeordnete Stellungen, die verantwortlichen Posten der Buchhalter, Korrespondenten, Geschäftsführer und so weiter würden nur mit männlichem Personal besetzt.

Je mehr Mißerfolge Albertine hatte, desto tiefer sank ihr Mut. Dabei durfte sie der armen, kranken Mutter zu Hause nicht einmal die Wahrheit sagen, denn die alte Frau, die Zeit ihres Lebens in guten Verhältnissen sich befunden hatte, war jetzt schon ganz verzweifelt und außer sich darüber, daß sie sich sollte von der Tochter ernähren lassen. Albertine mußte daher immer wenigstens „gute Aussichten" heucheln, wenn sie von ihren entmutigenden Wegen zurückkam. Sie mußte der Mutter erzählen, daß man ihr hier und dort die besten Hoffnungen gemacht habe, daß sie nur noch einige Tage oder Wochen warten solle, bis die betreffende Stelle frei sei, oder bis man sich endgültig über die Besetzung des Postens entschieden haben würde. Die Wertsachen, welche Mutter und Tochter besaßen, waren bereits verkauft worden, um die notwendigen Mittel für den Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Albertine hatte für sich und ihre Mutter eine kleine, sehr billige Wohnung in Altona gemietet, auch was die beiden Frauen sonst für sich brauchten, war gering, aber es kostete doch Geld, und Einnahmen waren nicht vorhanden. Wenn der Erlös für die letzten Schmucksachen aufgezehrt war, dann klopften Hunger und Verzweiflung an die Thür der beiden Frauen, und das war in kürzester Zeit der Fall. Kaum etwas länger als einen Monat konnten die vorhandenen Mittel noch ausreichen.

Die letzte Hoffnung, den letzten Rest von Mut hatten

der armen Albertine die heutigen vergeblichen Bewerbungsversuche genommen. Bevor sie jedoch die Wohnung betrat, zwang sie sich dazu, eine heitere Miene anzunehmen, um die Mutter nicht zu erschrecken. Doch es war nutzlos — sie fand die Mutter bereits in Thränen. Und als sie bestürzt fragte, was geschehen sei, reichte ihr die alte Dame einen Brief, der in ihrer Abwesenheit angekommen und von dem Konkursverwalter des falliten Bankgeschäftes geschrieben war. Er teilte in demselben mit, daß die vorhandenen Aktiva noch geringer ausgefallen seien, als die erste Schätzung ergeben habe. Es werde für die Gläubiger im günstigsten Falle eine Dividende von drei Prozent herauskommen, jedoch könne selbst diese Summe erst nach mehreren Jahren, wenn alles geregelt und die schwebenden Engagements erledigt seien, an die Gläubiger ausgezahlt werden.

„Nun ist unsere letzte Hoffnung dahin!" rief weinend die Mutter.

„Aber liebste Mama," entgegnete tröstend Albertine, „ich bin doch auch noch da. Du weißt doch, daß ich die günstigsten Aussichten habe."

„Mein liebes Kind, du täuschest mich nicht mehr," entgegnete Frau Lindner. „Du willst mir das Herz nicht schwer machen, aber ich fühle es, du gehst seit Wochen vergeblich herum, ohne eine Stellung finden zu können. Du bist wahrscheinlich selbst getäuscht und glaubst den Versprechungen der Leute, die dich nur los werden wollen. Es ist schrecklich, in welcher Lage wir uns befinden — schrecklich um deinetwillen! Dabei bin ich noch ein Hindernis für dich. Wäre ich arme gelähmte Person nicht, die der Pflege bedarf, Kosten verursacht und selbst nichts verdienen kann, so wärest du besser daran. Du könntest die erste beste Stellung annehmen, die dir allein wenigstens den notdürftigsten Unterhalt gewährt. Wie sehr

wünſchte ich, ſterben zu können, damit ich dir nicht länger zur Laſt falle. Aber ich habe nicht einmal die Kraft, mich ſelbſt aus der Welt zu ſchaffen.“

„Mutter, Mutter!“ ſchluchzte Albertine, „ſprich nicht ſo, du zerreißeſt mir das Herz!“

„Mein Kind, wir müſſen klar ſehen. In wenigen

Tagen klopft der Hunger an unsere Thür, was soll dann werden?"

„Liebe Mutter, sei ruhig, es soll und wird uns geholfen werden. Ich stehe dir dafür ein."

2.

„Dein Herzenswunsch wird erfüllt, meine Kleine, wir machen eine vierwöchentliche Herbstreise an den Rhein," sagte der Chef des großen Hamburger Exporthauses Wehrmann & Comp.

Seine Tochter Lilli klatschte in die Hände und rief: „Ist es wirklich wahr, Papa? Und es ist kein Scherz von dir?"

„Mit siebzehnjährigen Damen treibt man in solchen Dingen keinen Scherz. Ihr werdet ja sofort unglücklich, wenn euch eine Hoffnung zu Wasser wird, und ich würde es daher für eine Barbarei halten, unnütze Hoffnungen bei dir zu erwecken. Seit dem Tode deiner lieben Mutter sind vier Jahre verflossen, und du bist während dieser ganzen Zeit nicht aus dem Hause gekommen. Allein konnte ich dich nicht reisen lassen, und ich war durch mein Geschäft verhindert."

„Und nun hält dich das böse Geschäft nicht mehr zurück? Du glaubst gar nicht, welche Freude du mir machst. Ich hatte auch schon für dieses Jahr jede Hoffnung auf eine Reise aufgegeben, da du noch im Frühjahr dich darüber beklagtest, daß du im Geschäft nicht einen Tag fehlen dürfest, da sonst alles drunter und drüber gehe."

„Dem Himmel sei Dank, daß es jetzt anders geworden ist. Als ich klagte, hatte ich meinen Berger, meinen Geschäftsführer, noch nicht. In den vier Monaten aber, in denen der junge Mann bei mir ist, habe ich wieder aufatmen gelernt."

„Ich bin diesem Herrn sehr dankbar, erstens, weil du

an ihm eine so tüchtige Kraft hast, zweitens, weil er mir zu der so sehnlichst gewünschten Reise verhilft. Er muß wirklich ein Ideal von einem Geschäftsführer sein, wenn du so mit ihm zufrieden bist, Papa, denn du bist sonst sehr streng und stellst hohe Ansprüche."

„Du, Närrchen, kannst dich doch nicht beklagen?"

„Gewiß nicht, Papa, ich meine auch nur, daß du im Geschäft sehr streng bist und an dein Personal hohe Ansprüche stellst."

„Das muß man, Lilli, wenn man etwas erreichen will. Aber wirklich, dieser Berger ist ein Ideal von einem Geschäftsführer! Ich denke noch mit Schrecken hin und wieder daran, daß ich ihn fast zurückwies, als er sich bei mir um den Posten bewarb."

„Was hattest du denn gegen ihn?"

„Der ganze Mensch kam mir so sonderbar vor, so unreif, so jung, seine eigentümlich klingende Stimme wirkte ungewohnt auf mich. Aber ich habe mich getäuscht. Berger hat lange im Auslande gelebt und seine Erziehung in Amerika erhalten. Diese Amerikaner verstehen es, tüchtige Kräfte heranzubilden. An einem Manne wie Berger könnten sich alle unsere jungen Kaufleute ein Muster nehmen. Er trinkt nicht, raucht nicht, macht keine unnützen Ausgaben, ist trotz seiner Jugend umsichtig, gewandt, energisch, fleißig, kennt kein anderes Interesse, als das für das Geschäft —"

„Halt, Papa!" unterbrach ihn Lilli mit komischem Entsetzen, „dieser Berger muß ja ein Wundertier sein! Der müßte im Panoptikum ausgestellt werden!"

„Mach nicht immer solch burschikose Witze, Lilli! Wenn du ihn nur kenntest —"

„Dann gieb mir doch Gelegenheit, dieses Ideal von einem Geschäftsführer kennen zu lernen."

„Wenn wir von der Reise zurückkommen, wollen wir

ihn einmal einladen. Du wirst dich allerdings erst an seine äußere Erscheinung gewöhnen müssen. Wie ich dir bereits sagte, sieht er noch jugendlich, fast knabenhaft aus, aber danach muß man sich bei seiner Beurteilung eben nicht richten. Die That, die Leistung macht den Mann, nicht das Aeußere. Als er zu mir kam und sich mir als Geschäftsführer anbot, war ich über die Dreistigkeit des jungen Menschen so entrüstet, daß ich zu ihm sagte, es sei bei uns nicht üblich, Lehrlinge zu Geschäftsführern zu machen. Aber ich bekam sofort einigen Respekt vor ihm, als er mir sehr ruhig erwiderte, er sei Amerikaner, und dort würden die Leute früher reif, als bei uns. In Amerika gebe es Chefs großer Häuser, die nicht älter seien, als er selbst. Diese hätten sogar vor manchen europäischen den Vorzug, daß sie nicht Leute abfällig beurteilten, deren Leistungen ihnen unbekannt seien. — Es war eigentlich sehr dreist von diesem jungen Herrn, mir eine derartige Belehrung zu teil werden zu lassen, aber es nahm mich für ihn ein. Solche Reden führt nur ein Mensch, der etwas leistet, und ich wollte sehen, ob der junge Mann wirklich etwas verstehe. Ich engagierte ihn probeweise auf einen Monat, und nach Ablauf desselben stellte ich ihn an. Ich habe diesen Schritt noch nie bereut, obgleich Berger nicht einmal Zeugnisse hat. Er behauptete, das sei in Amerika nicht üblich, man arbeite eben und zeige, was man könne. Er hat ganz recht, Zeugnis und Leistung stehen bei uns in Europa sehr häufig in Widerspruch miteinander. — Und nun ist genug geschwätzt! Wir reisen in acht Tagen!"

— — — — — — — — — — — —

Es war fünf Wochen nach dieser Unterredung Wehrmanns mit Lilli, und der Herbst war bereits mit aller Macht eingezogen. Wehrmann, der einziger Inhaber des Geschäftes war, da sein ehemaliger Teilhaber schon länger

als ein Jahrzehnt sich zurückgezogen hatte, saß in seinem Comptoir und beschäftigte sich mit Gedanken, die keineswegs angenehm waren. Die Reise mit Lilli lag hinter ihm, er aber war mit dem Resultat durchaus nicht zufrieden. Es gab Augenblicke, in denen er geneigt war, diese Reise für eine große Dummheit zu halten.

Nicht etwa aus geschäftlichen Gründen. Durchaus nicht. Berger hatte sich auch in der Abwesenheit des Chefs gut bewährt. Aber Lilli machte ihm Sorgen.

Es ist der Fluch solcher Reisen, daß man mit allerlei Menschen zusammenkommt, daß man es gar nicht vermeiden kann, Bekanntschaften zu machen, die man lieber so schnell als möglich los werden möchte. Und Wehrmann hatte mit einer solchen Reisebekanntschaft großes Pech gehabt. Auf dem Drachenfels hatte er die Bekanntschaft eines jungen Malers gemacht, der sich an ihn heranpürschte und es mit virtuoser Frechheit fertig bekam, sich mit Lilli in wenigen Stunden auf einen ganz vertraulichen Fuß zu stellen. Wehrmann hatte sich diesem dreisten Menschen gegenüber sehr reserviert gezeigt. So ein Maler! Was war der in den Augen des Hamburger Großkaufmanns! Solch ein windiger Patron, der leichtfertig in den Tag hineinlebte, wahrscheinlich nie seine jährliche Bilanz zog, burschikos in Sprache, Manieren und Kleidung war, dabei aber die Dreistigkeit besaß, den Versuch zu machen, jungen unerfahrenen Mädchen die Köpfe zu verdrehen! Wehrmann fürchtete fast, daß das bei Lilli geschehen war, denn für diese war der junge, lustige Maler eine Erscheinung aus einer anderen Welt, wenigstens aus einer anderen Lebenssphäre. Was ihr Vater an dem Maler abscheulich fand, nämlich sein ungebundenes Wesen, seine Ausgelassenheit, fand Lilli hochinteressant, entzückend. Wehrmann hatte den Maler schlecht behandelt, als er sich ihm auf der Weiterreise konsequent

anschloß, aber der freche Pinselheld schien es ganz und gar zu ignorieren, daß er dem Hamburger Großkaufmann nicht paßte. Er zeigte sich naiv und blieb, bis ihm Wehrmann ganz deutlich sagte, daß er auf seine weitere Reisegesellschaft verzichte. Der Maler hatte darauf erklärt, er werde, wenn er nach einem Jahre mit seiner italienischen Studienreise fertig sei, einen Besuch in Hamburg machen. Lilli hatte freudig zugestimmt, und Wehrmann etwas in seinen Bart gemurmelt, das eher wie eine Verwünschung als wie eine Einladung klang.

Der Rest der Reise verlief wenig angenehm. Lilli wurde einsilbig, mißmutig, und Wehrmann hatte sie im Verdacht, daß sie nachts weine. Eine entsetzliche Angst befiel ihn, Lilli könne sich in den Maler verliebt haben. Auch nach der Rückkehr nach Hamburg blieb Lilli verändert in ihrem Wesen.

Einen Schwiegersohn zu haben, der Maler war — nein, das wollte Wehrmann denn doch nicht erleben!

Er hatte nichts dagegen, wenn sein zukünftiger Schwiegersohn nicht vermögend war, aber ein Kaufmann mußte es sein, ein tüchtiger Kaufmann, wie zum Beispiel sein Berger. . . .

„Ich lasse Herrn Berger bitten, einmal zu mir zu kommen," rief Wehrmann aus seinem Comptoir hinaus in die Geschäftsräumlichkeiten, und wie ein Echo pflanzte sich der Ruf nach dem Geschäftsführer durch die verschiedenen Räume des großen Geschäftshauses fort. Nach einiger Zeit erschien Berger.

„Entschuldigen Sie, Herr Wehrmann, wenn ich nicht gleich kam," sagte er, „aber ich war in der Mäntelabteilung und habe dort eben einen größeren Posten für Amerika verpacken lassen."

„Um solche Sachen sollten Sie sich gar nicht kümmern, Herr Berger. Das ist Sache der Abteilungschefs."

„Gewiß, Herr Wehrmann, aber bei überseeischen Verpackungen ist die größte Vorsicht nötig, und ich wollte selbst dabei sein."

„Ich weiß, lieber Berger, Sie sind überall, wo es nötig ist. Ich bin auch ganz zufrieden mit Ihnen. Aber was ich Sie fragen wollte — haben Sie einen Abend in dieser Woche frei?"

„Ich bin stets abends frei, Herr Wehrmann," sagte etwas erstaunt der Geschäftsführer. „Ich habe eine kranke Mutter, die den ganzen Tag über allein ist, wenn ich im Geschäft bin, und ich widme ihr meine Abende."

„Nun, das ist ja sehr schön, aber die Dame wird es mir hoffentlich verzeihen, wenn sie einen Abend allein bleibt, und Ihnen wird es auch ganz wohl thun, wenn Sie 'mal in Gesellschaft kommen. Ich lade Sie also morgen abend zum Thee bei mir ein."

Der Geschäftsführer errötete. „Es wird mir eine außerordentliche Ehre sein, Herr Wehrmann, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten. Ich werde zu der Stunde erscheinen, die Sie mir angeben."

„Ich bitte um acht Uhr. Sie können ja etwas früher aus dem Geschäft gehen, wenn Sie sich noch umziehen wollen."

Berger verbeugte sich zustimmend und verließ das Comptoir des Chefs.

3.

Lilli war trotz der Vorbereitung etwas überrascht über das Aeußere des jungen Mannes, der viel jünger aussah, als er wirklich war. Seine schlanke Gestalt hatte wirklich etwas Knabenhaftes, was noch durch das bartlose Gesicht unterstützt wurde. Auch die Stimme hatte einen hellen, aber sehr sympathischen Klang. Das Wesen Bergers war zurückhaltend, fast schüchtern, und nur in

ſeinen dunkelblauen Augen leuchtete es öfters hell auf. Es war aber in dem ganzen Weſen des jungen Mannes etwas, das Lilli anzog, ſie fühlte ein Vertrauen zu ihm, von dem ſie ſich ſelbſt hätte keine Rechenſchaft geben können, ſelbſt wenn ſie es gewollt hätte.

Sie kam aber gar nicht dazu. Sie unterhielt ſich ſehr gut mit Berger, dem ſie mehr entgegenkam, als es urſprünglich in ihrer Abſicht gelegen hatte.

Und dieſes freundſchaftliche Verhältnis geſtaltete ſich fortan immer angenehmer. Berger war jetzt häufiger Gaſt im Hauſe des Großkaufmanns und auch zum Weihnachtsabend dort eingeladen.

Wehrmann, der ſeine Tochter und ſeinen Geſchäftsführer ſcharf beobachtete, glaubte ſogar zu bemerken, daß unter dem brennenden Tannenbaume ſich zwiſchen den jungen Leuten ein innigeres Verhältnis anſpinne, ſie ſchwatzten und lachten ſo vertraulich miteinander, und Lilli lud darauf Berger ſogar ein, mit ihr vierhändig Klavier zu ſpielen, was bisher noch nie geſchehen war.

Der Weihnachtsabend verlief in vollſter Harmonie, und Wehrmann ſchmunzelte. Was jetzt kam, hatte er vorausgeſehen und beabſichtigt.

Am anderen Morgen rief er Lilli in ſein Zimmer und fragte ſie, wie ihr Berger gefalle.

Lilli hielt mit ihrem freundſchaftlichen Lobe und ihrer Anerkennung nicht zurück, und der Vater küßte ſie zärtlicher als ſonſt auf die Stirn, als er ſie entließ. Er war jetzt völlig befriedigt und wußte, was er zu thun habe. Er wollte das Eiſen ſchmieden, ſolange es heiß war. Der Weihnachtsabend hatte den Ausſchlag gegeben.

Auch Herr Wehrmann hatte, wie jeder Menſch, ſeine Schwächen, und zwei waren beſonders hervorragend bei ihm. Die erſte beſtand darin, daß er ſich für einen beſonders ſchlauen Diplomaten hielt, und die andere, noch

ſchlimmere, war, daß er ſeine Tochter Lilli noch immer als Kind betrachtete, anſtatt ſich zu ſagen, daß ein sieb-

zehnjähriges Mädchen häufig auch einem erfahrenen Manne in Bezug auf Liſt und inſtinktives Ahnen, ſoweit es ſich um ihre eigene Perſon handelte, überlegen ſei.

Diese Schwächen wurden Veranlassung, daß er schon am nächsten Tage nach dem Mittagessen bei Lilli den ersten „diplomatischen Versuch" machte. Er lobte erst Berger wieder über den grünen Klee, klagte dann, daß er eine Stütze im Geschäft haben müsse, die ihm nicht von der Konkurrenz wegengagiert werden könne. Er wiederholte, daß Berger ein so tüchtiger Mensch sei, daß er um die Tochter jedes Hamburger Großkaufmanns anhalten könne, und daß jedes junge Mädchen gut thue, wenn sie bei der Wahl eines Gatten nicht eigenen romantischen Ideen und kindischen Schwärmereien folge, sondern sich dem Willen der Eltern unterwerfe. Die Eltern hätten doch eine bessere Einsicht und mehr Lebenserfahrung als ihre Töchter und wollten doch naturgemäß nur das Beste ihres Kindes.

Wehrmann erging sich so nur in allgemeinen Redensarten und Bemerkungen, mit denen anscheinend keine bestimmte Tochter gemeint war, aber Lilli hätte kein Weib sein müssen, um nicht zu merken, daß es sich um sie selbst handle.

Sie ließ daher den Vater ruhig reden, ohne ihm mit einer Silbe zu antworten, und Wehrmann hielt in seiner Unkenntnis des weiblichen Charakters dieses Schweigen für vollständige Zustimmung. Als er aber das Haus verlassen hatte, war es aus mit Lillis Ruhe. Sie war außer sich, daß sie der Vater in dieser hausbackenen Weise verheiraten wollte, sie, die einen Künstler liebte mit dem ganzen Enthusiasmus ihres siebzehnjährigen Herzens. Und sie wurde wiedergeliebt mit der ganzen Glut einer Künstlerseele. Schriftlich hatte ihr der Maler seine Liebe gestanden; denn er hatte ihr Vorschläge zu einer geheimen Korrespondenz gemacht, auf welche Lilli auch eingegangen war.

Lilli redete sich immer mehr in den Gedanken hinein,

daß man sie ihrem Künstler entreißen wolle, daß sie um ihrer Liebe willen eine Märtyrerin werden solle. Nun, wenn ihr Vater glaubte, daß sie sich wie ein wehrloses Opfer zum Standesamt schleppen lassen werde, dann täuschte er sich. Und dieser freche Berger, der sie wahrscheinlich im Einverständnis mit dem Vater und auf dessen Geheiß heiraten wollte, wie verachtete sie ihn! Wie erbärmlich war dieser Mensch! Und er war ihr doch so sympathisch gewesen. Aber natürlich, diese Sympathie hatte nichts mit Neigung oder Liebe gemein.

O nein, der Herr Geschäftsführer und der Herr Papa sollten sich doch gar gewaltig verrechnet haben!

Dann setzte sich Lilli hin, um in aller Heimlichkeit an den geliebten Maler einen Brief zu schreiben, in dem sie ihm mitteilte, daß man sie ihm rauben wolle, daß sie aber lieber sterben werde, ehe sie sich auch nur in Gedanken einer Untreue gegen ihn schuldig mache.

— — — — — — — — — — — —

Wehrmann saß in seinem Bureau und war mit seinem ersten diplomatischen Versuche außerordentlich zufrieden. Die Sache machte sich. Lilli hatte Gefallen an dem Geschäftsführer gefunden und den zudringlichen Maler darüber vergessen. Nun, einen tüchtigen Kaufmann mochte sie heiraten, wenn er auch kein Geld hatte. Er beschloß, jetzt ohne Zögern vorzugehen, und nachdem er sich die Sache reiflich hin und her überlegt hatte, ließ er den Geschäftsführer zu sich kommen.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte er und betrachtete dabei seinen Mitarbeiter so forschend, daß Berger errötete.

„Sie sind ein sehr solider junger Mann," fuhr er alsdann nach einer Pause mit einer gewissen feierlichen Langsamkeit fort, „Sie sind ein sehr solider Mann, ein Muster für alle jungen Kaufleute. Ich weiß, Sie geben sich mit Liebeleien nicht ab. Ich möchte trotzdem eine

Frage an Sie stellen, die Ihnen im ersten Augenblick vielleicht ein wenig sonderbar vorkommen dürfte. Ich versichere Sie aber, daß ich diese Frage auch in Ihrem eigenen Interesse stelle. Ist Ihr Herz noch frei?"

Berger errötete heftig; diese Frage schien ihn vollständig aus der Fassung zu bringen. Selbst die Sprache schien ihm zu versagen, denn er brachte erst nach einiger Zeit ein ganz heiser klingendes „Ja" heraus.

Wehrmann schnitzelte mit seinem Messer an einem Federhalter, wahrscheinlich auch nur, weil die Unterredung nicht leicht für ihn war, und sah seinen Geschäftsführer absolut nicht an.

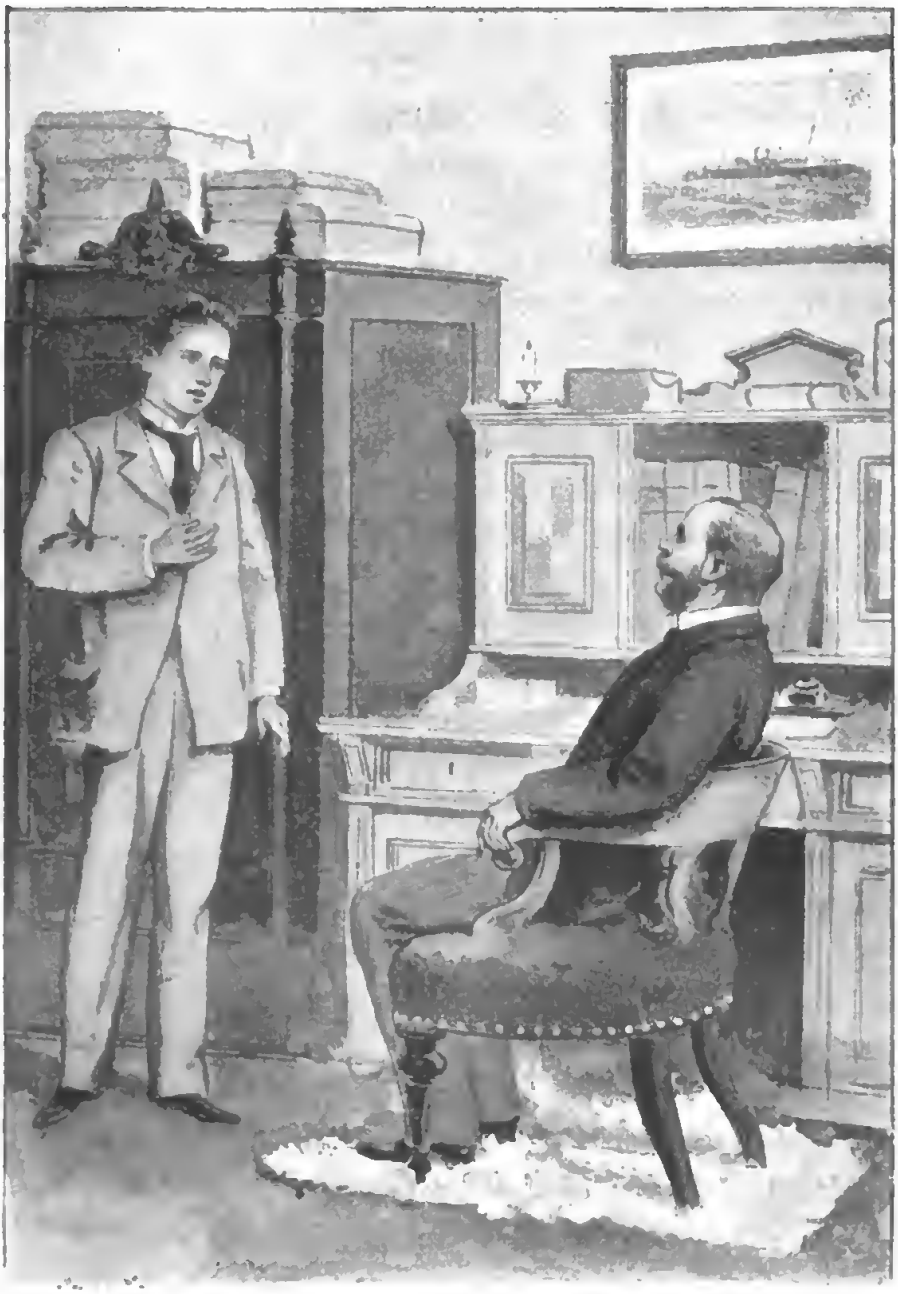
„Machen wir es kurz!" sagte er nach einer Pause plötzlich. „Ich habe Sie schätzen gelernt, und Sie sind für mich eine sehr wertvolle Kraft. Meine Tochter interessiert sich für Sie. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich um das junge Ding bewerben. Ich glaube, ich kann Ihnen zusagen, daß Sie Erfolg mit Ihrer Bewerbung haben werden. Ich selbst habe nichts dagegen, wenn Sie mein Schwiegersohn werden wollen. Sie werden aber auch begreiflich finden, daß ich als vorsichtiger Geschäftsmann mich nach Ihnen und Ihrer Familie erkundige. Sie sind aus Amerika, und ich ersuche Sie, mir Adressen aufzugeben, bei denen ich mich über Ihre Verhältnisse erkundigen kann."

Wehrmann schwieg und erwartete wohl mit Recht von seinem Geschäftsführer eine Antwort. Als dieser aber hartnäckig schwieg, sah er auf und erschrak fast, als er das leichenblasse Gesicht Bergers sah.

„Herr Wehrmann!" stieß dieser endlich mit heiserer Stimme hervor, „ich habe Sie getäuscht. Ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Ich heiße nicht Albert Berger, sondern Albertine Lindner. Ich bin ein Weib!"

Es thut uns leid, aber die Wahrheit erfordert, es zu

ſagen: Herrn Wehrmanns Geſicht ſah in dem Augenblicke, in dem er dieſes Geheimnis erfuhr, keineswegs geiſtreich aus.



„Sie ſind ein Weib?“ ſagte er ganz beſtürzt und ſah ſeinen bisherigen Geſchäftsführer an, als wäre er eine Erſcheinung aus einer anderen Welt.

„Ja, ein Weib. Der Not gehorchend, mußte ich lügen. Ich habe vergeblich eine Stellung zu erhalten gesucht, durch welche ich meine arme Mutter und mich hätte ernähren können, und war mit meiner Mutter der Verzweiflung, dem Selbstmord nahe. Da kam ich auf den Gedanken, mich durch die Kleider meines verstorbenen Bruders zum Mann zu machen. Ich las Ihre Annonce, durch die Sie einen Geschäftsführer suchten, und meldete mich. Es ging besser, als ich dachte; Sie glaubten mir, daß ich, obwohl von deutscher Abstammung, in Amerika erzogen sei. Ich habe mir, wie Sie selbst sagen, Ihre Zufriedenheit erworben. Ich habe Sie getäuscht, aber ich that es um meiner armen Mutter willen. Als Mädchen sollte ich in einer kaufmännischen Stellung fünfzig Mark erhalten, ich erhielt als Geschäftsführer sofort bei Ihnen das Fünffache. Das gab mir die Möglichkeit, meine Mutter und mich anständig zu ernähren. Nun wissen Sie alles."

Auch Wehrmann, der mit außerordentlichem Interesse zugehört hatte, mußte sich erst sammeln, bevor er antworten konnte.

„Mein werter Herr Berger — mein wertes Fräulein, wollte ich sagen — ich kann Ihnen nicht zürnen, denn Sie handelten aus den edelsten Motiven. Das hebt Sie noch mehr in meinen Augen, trotzdem es gar nicht nötig ist. Was ich noch sagen wollte, ich werde ... ich werde Ihnen nach Geschäftsschluß meine Meinung über die Angelegenheit kundthun, wollen Sie dann die Freundlichkeit haben, sich wieder hierher zu bemühen!"

Albertine verließ das Zimmer, und Wehrmann ging drei volle Stunden in seinem Comptoir auf und ab, ohne auch nur auf einen Augenblick sich niederzusetzen. Es waren die sonderbarsten Empfindungen, die verschiedenartigsten Gefühle, die ihn in diesen Stunden bewegten.

Als Albertine wieder in das Comptoir trat und errötend stehen blieb, versuchte sie, Wehrmann einen Augenblick forschend anzusehen, aber er wurde selbst so verlegen, daß er nicht gleich mit der Sprache heraus konnte.

„Mein Fräulein," sagte er endlich, „auf das tiefste würde ich es bedauern, sollte ich Ihre mir so außerordentlich wertvolle Mithilfe im Geschäft verlieren. Andererseits ist es unmöglich, daß Sie unter den jetzigen Verhältnissen noch hier bleiben. Wir befinden uns beide einander gegenüber in peinlichster Lage. Ich kann auch nicht länger Mitwisser Ihres Geheimnisses sein. Nach reiflichem Ueberlegen bitte ich Sie vorläufig, zu Hause zu bleiben, bis ich einen Ausweg gefunden habe, der es Ihnen ermöglicht, im Geschäft zu bleiben, und Ihnen gestattet, ohne Verkleidung hier aufzutreten. Ihr Gehalt geht natürlich vorläufig weiter, und ich will alles aufbieten, um uns aus diesem Dilemma herauszuhelfen. Aber nicht wahr, auch Sie sehen ein, daß Sie so wie jetzt hier nicht bleiben können?"

„Gewiß," erklärte Albertine, „und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihre Freundlichkeit."

— — — — — — — — — — —

So sonderbar, so schweigsam, wie an diesem Abend, hatte Lilli ihren Vater noch nicht gesehen. Sie war überzeugt, er plane einen schwarzen Plan gegen ihre junge Liebe, und war entschlossen, die gräßlichsten Martern auszuhalten, ehe sie von ihrem Maler ließe.

4.

„Mein wertes Fräulein! Ich glaube, ich habe einen Ausweg gefunden. Ich bitte Sie um die Ehre, Sie besuchen und in Gegenwart Ihrer Frau Mutter sprechen zu dürfen. Ich würde mich aber sehr freuen, nicht den Geschäftsführer Berger, sondern Fräulein Albertine Lindner

bei meinem Besuche zu treffen. Einer geneigten Antwort entgegensehend

hochachtungsvoll

Hugo Wehrmann."

Albertine überlas diesen Brief mehrmals, dann ging sie zu ihrer Mutter und machte ihr von dem Schreiben des Kaufmanns Mitteilung. Sie hatte natürlich ihre Mutter in das Geheimnis ihrer Verkleidung eingeweiht, aber erst, nachdem sie schon die Stellung bei Wehrmann erhalten hatte. Sie hatte ihr auch gestehen müssen, daß sie gezwungen gewesen war, ihrem Chef ihr Geheimnis zu entdecken. . . .

Herr Wehrmann war in voller Besuchstoilette und hatte sogar einen Strauß von weißen Rosen in der Hand, als er, der Aufforderung der Mutter Albertinens folgend, am nächsten Tage seinen Besuch machte. Wehrmann legte den Strauß auf den Tisch. Albertine trug heute seinem Wunsche gemäß Frauenkleidung, und mit unverhohlenem Vergnügen betrachtete Wehrmann die anmutige Frauengestalt*).

„Meine Damen," sagte er sehr feierlich, „nach langem Ueberlegen, nach reiflicher Selbstprüfung, nach Abwägung aller Verhältnisse bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Fräulein Albertine wohl in mein Haus zurückkehren kann, aber nicht als mein Geschäftsführer, sondern — als meine Gattin! Ich habe Sie schätzen, bewundern und achten gelernt, Albertine, und bin überzeugt, daß ich auch lernen werde, Sie zu lieben. Wenn ich hoffen darf, bei Ihnen gleiche Gefühle zu finden, wäre alles in Ordnung."

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später verließ Wehrmann das Haus als

*) Siehe das Titelbild.

Bräutigam Albertinens, und einige Monate später fand die Trauung in England statt.

Im Geschäft bei Wehrmann wurden die jüngeren Kräfte entlassen und durch neue ersetzt. Die alten Angestellten schwiegen, selbst als sie sahen, daß die junge Frau Wehrmann eine fabelhafte Aehnlichkeit mit dem so plötzlich verschwundenen Geschäftsführer Berger hatte. Sie war auch ebenso tüchtig wie er.

Lilli begrüßte ihre Stiefmutter mit größter Begeisterung. Sie hatte sich ja sofort zu ihr hingezogen gefühlt, als sie sie das erste Mal sah.

Die Stiefmutter war ihr auch behilflich, den Maler zum Manne zu bekommen, nachdem dieser im Laufe der Jahre durch tüchtiges Arbeiten ein ernster und angesehener Künstler geworden war.

Aus Sibirien.

Bilder aus dem fernſten Oſten. Von **E. Koller.**

Mit 9 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

In den letzten Jahren iſt Oſtaſien der Schauplatz einer Reihe von Ereigniſſen geweſen, die für die künftige Geſtaltung der Verhältniſſe in China, Japan, Korea und Sibirien von der größten Bedeutung ſein werden. Die Wirren in Korea, der chineſiſch-japaniſche Krieg, die politiſchen Ueberraſchungen in Peking, die Pachtung von Kiautſchou durch das Deutſche Reich und die Beſitzergreifung von Port Arthur und Talienwan und damit der ganzen Mandſchurei durch die Ruſſen und von Wei-hai-wei durch die Engländer haben die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich gelenkt. Infolge der zuletzt genannten Erwerbungen beherrſchen die Engländer und die Ruſſen gemeinſam den Eingang in den Golf von Petſchili und dadurch den Zugang zu Tientſin, dem Hafen der Hauptſtadt Chinas. Der Abtretungsvertrag mit Rußland enthält die wichtige Beſtimmung, daß dieſe Macht nicht nur Port Arthur und Talienwan befeſtigen, ſondern auch die Verbindung dieſer Hafenſtädte mit dem ſibiriſchen

VI. 1899

From Harper's Magazine.

Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

Anſicht von Wladiwoſtok.

Bahnnetz herstellen darf, so daß also die gegenwärtig im Bau begriffene sibirische Bahn, welche das europäische Rußland mit Wladiwostok, dem wichtigsten russischen Hafen in Ostsibirien, verbinden soll, eine Verlängerung in südlicher Richtung bis an die chinesische Küste erhalten wird.

So ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher man in bequemen Eisenbahnwagen von den Ufern des Atlantischen Ozeans, quer durch Europa, Sibirien und die Mandschurei, bis zum Japanischen und Gelben Meer fahren kann. Durch diese Bahn werden weite Gebiete erschlossen, die bis jetzt nur schwer zugänglich gewesen sind, und namentlich wird ihr Endpunkt auf russischem Gebiet, Wladiwostok, sowohl als Handelsstadt, wie auch als Festung und Flottenstation zu einer hervorragenden Bedeutung gelangen.

Es dürfte daher unseren Lesern willkommen sein, diese Zukunftsstadt, welcher kürzlich auch Prinz Heinrich von Preußen einen Besuch abgestattet hat, sowie Ostsibirien im allgemeinen etwas näher kennen zu lernen, zu welchem Zwecke wir der soeben erschienenen Beschreibung einer im Jahre 1897 durch jene Gebiete unternommenen Reise des Amerikaners Stephan Bonsal eine Reihe von interessanten Schilderungen seiner Erlebnisse und Beobachtungen entnehmen, denen wir einen ganz kurzen geschichtlichen Ueberblick vorausschicken.

Nach der Eroberung Sibiriens durch die Russen in den Jahren 1577 bis 1639 wurde die Grenze gegen China durch einen Vertrag in der Weise festgestellt, daß der Amur ein chinesischer Fluß blieb. Während des Taiping-Aufstandes in China verleibte im Jahre 1854 Graf Murawjew Amurski dem russischen Reiche ein Gebiet von der Größe Deutschlands ein, indem er Ansiedler und Soldaten längs des nördlichen Ufers des Amurs in eilig angelegten Festungen verteilte und die Hafenstadt Nikolajewsk am

Ochotskischen Meere gründete. Aber schon nach zwanzig Jahren wurde diese Stadt wegen der Versandung der Amurmündung als Kriegshafen aufgegeben, und Wladiwostok, das 1872 mit großen Kosten stark befestigt worden

From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Bahnhof in Wladiwostok, Kopfstation der sibirischen Eisenbahn.

war, trat an ihre Stelle. Zwar entspricht auch dieser Hafen nicht allen Anforderungen einer Flottenstation, weil die sonst vortreffliche Bai im Winter zufriert, obschon die Stadt unter derselben geographischen Breite (43. Grad) liegt, wie Marseille. Ostsibirien hat nämlich sogar an der Küste eine auffallend niedrige Wintertemperatur und

275471A

gehört zu den kälteſten Ländern der Erde. Im Sommer dagegen iſt es dort durchſchnittlich wärmer als in Süddeutſchland; die Hitze kann ſogar ſehr drückend und in Verbindung mit der gleichzeitig auftretenden Stechmückenplage überaus läſtig werden.

Es war im Hochſommer 1897, als der genannte Reiſende, mit einem von dem ruſſiſchen Geſandten in Peking ausgeſtellten Paſſe verſehen, in Wladiwoſtok landete, um von dort aus in das Innere von Oſtſibirien vorzudringen, deſſen tropiſche Hitze ihm, der ein von Schnee und Eis ſtarrendes, von Bären und Wölfen heimgeſuchtes Land mit in Pelz eingehüllten, auf Renntierſchlitten fahrenden Bewohnern zu finden glaubte, gleich von Anfang an die größte Ueberraſchung bereitete.

„Beherrſcherin des Oſtens“ heißt nicht mit Unrecht dieſe überaus günſtig gelegene, ſtark befeſtigte und von der Seeſeite her uneinnehmbare Hafenſtadt. Die ſehr enge und tiefe Einfahrt in die Bucht, in welcher die Flotten der ganzen Welt gleichzeitig vor Anker liegen könnten, wird von mehr als zwanzig Batterien beherrſcht, von denen jede einzelne im ſtande wäre, das mächtigſte vorüberfahrende Schlachtſchiff auf Kernſchußweite in den Grund zu bohren.

Je mehr man ſich der Stadt nähert, um ſo prächtiger entfaltet ſich das Panorama vom Ufer des Meeres bis hinauf zu den luftigen Höhen, wo flatternde Fahnen das Vorhandenſein verſteckter Batterien bezeichnen. Etwa ſechs Kilometer weit umzieht die Niederlaſſung die Bucht. Einen eigentümlichen Eindruck machen die an geometriſche Figuren auf einer Wandtafel erinnernden Bretterwege, welche die Straßentrottoirs bilden, und ohne welche die Fußgänger bei Regenwetter knietief im rötlichen Schlamm einſinken würden. Auf den fremden Beſucher, der das beſchauliche, träge Leben der oſtaſiatiſchen Völker kennen

gelernt hat, wirkt die hier herrschende, rege Geschäftigkeit der Bewohner ebenso überraschend als wohlthuend; er fühlt lebhaft, daß europäische Kultur hier mit Nachdruck den Hebel angesetzt hat, und daß russische Thatkraft an die Stelle asiatischer Schlaffheit getreten ist.

Der Bagunki oder sibirische Reitsitzwagen.

Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

From Harper's Magazine.

Die Abhänge der umgebenden Hügel sind mit dichtem Gebüsch bedeckt, das den wilden Tieren ein sicheres Versteck bietet. Als vor mehreren Jahren Soldaten mit dem Bau einer Batterie auf dem höchsten Gipfel beschäftigt waren, wurden sie plötzlich von einem mächtigen mandschurischen Tiger angegriffen, der sich auf diese Weise dafür rächen wollte, daß Menschen es wagten, in sein bisher unbestrittenes

Herrschergebiet einzudringen. Zur bleibenden Erinnerung an diesen unerwarteten Ueberfall erhielt dieses Festungswerk den Namen „Große Tiger-Batterie".

Die hier als Grenzhüter und Pioniere europäischer Zivilisation zur Verwendung kommenden Soldaten sind größtenteils Kosaken, die zu Tausenden mit ihren Familien auf Staatskosten aus ihrer Heimat über Odessa zur See nach Wladiwostok gebracht und nach kurzem Aufenthalt daselbst nach den ihnen zur Ansiedelung zugewiesenen Gebieten befördert werden. Während dieser Uebergangszeit erhalten sie täglich 16 Kopeken (52 Pfennig) Sold und für jedes Kind noch 8 Kopeken (26 Pfennig) Zulage. Nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat werden jedem Familienhaupte 60 Acker Land nebst den nötigen Pferden, Kühen und Lebensmitteln, sowie 20 Rubel (65 Mark) in bar zugeteilt; nachher aber müssen sie selbst für ihren Unterhalt sorgen und jederzeit bereit sein, dem Rufe ihres obersten Kriegsherrn, des Zaren, Folge zu leisten.

Wladiwostok hat eine Besatzung von etwa 25,000 Mann, für die in neuester Zeit große Kasernen erbaut worden sind, welche die bisher benutzten kriegsmäßig eingerichteten Zeltlagerplätze in der Umgegend ersetzen. Die vielen Offiziere und Soldaten des Landheeres und der Marine, welche durch zwanzig Kriegsschiffe vertreten ist, geben dem Straßenleben der Stadt ein ganz militärisches Gepräge; natürlich fehlt es auch nicht an Regimentskapellen, welche sich häufig sowohl öffentlich als auch in Privatgärten hören lassen. Ueberhaupt sind die Russen große Musikfreunde, weshalb außer den Militärkapellen auch noch zahlreiche umherziehende Musikbanden, und in den Gasthäusern und Wirtschaften unermüdliche Wasserorgeln und Orchestrions diese Vorliebe zu befriedigen trachten. Die Stadt besitzt auch ein allerdings sehr einfaches Theater, in welchem

von sibirischen Wandertruppen Opern und Schauspiele aufgeführt werden.

Eines der stattlichsten Gebäude ist der Bahnhof, die Kopfstation der sibirischen Eisenbahn, deren östlichste Teilstrecke im Jahre 1893 dem Betrieb übergeben wurde. Einstweilen verkehren in beiden Richtungen wöchentlich nur drei Züge, welche wegen des unsicheren, auf ganz sumpfigem Boden ruhenden Unterbaues auf einigen Strecken nur etwa zehn Kilometer in der Stunde zurücklegen. Die Züge, die vorzugsweise von Soldaten und Einwanderern benutzt werden, bestehen größtenteils aus

Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

From Harper's Magazine.

Sommerlager bei Nikolskoje.

Wagen dritter Klasse, die nach amerikanischem System mit Seitengang gebaut sind. Die mit Rohrgeflecht und Rückpolster versehenen Sitzbänke können auch zum Liegen eingerichtet werden, so daß also in Bezug auf innere Einrichtung für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt ist. Dagegen liegt ein namentlich bei heißem Wetter sehr fühlbarer Uebelstand darin, daß die Fenster nicht geöffnet werden dürfen, weil die Lokomotiven infolge der dort üblichen Holzfeuerung allzu viele feuergefährliche Funken auswerfen. Rechnet man hierzu noch die unvermeidliche Mückenplage, so sieht man ein, daß eine Fahrt auf dieser Strecke nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört; später, nach Eröffnung der ganzen Linie, werden die Verkehrsverhältnisse jedenfalls verbessert werden.

Die erste größere Station auf dieser Strecke ist die etwa 110 Kilometer vom Meere entfernte, strategisch wichtige Stadt Nikolskoje, in deren Umgebung noch Ueberreste alter Festungswerke zu sehen sind, die von den berühmten mongolischen Eroberern Dschingis-Khan und Tamerlan erbaut worden sein sollen. Diese Gegend ist in ganz Ostsibirien berühmt durch die Vortrefflichkeit und Schnelligkeit ihrer Pferde. Das landesübliche Fuhrwerk ist der Tarantas, ein unbedeckter, sitz- und federloser, halb cylindrischer Karren, an Stangen befestigt, die zwei hölzerne Achsen verbinden. Daneben giebt es aber auch noch bessere, mit bedeckten Sitzen, Gardinen und Schutzleder versehene Wagen, die von drei nebeneinander gehenden Pferden gezogen werden. Sobald diese angespannt sind, rasen sie davon wie „ein Pfeil vom Bogen, eine Kugel aus dem Rohr, ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel", nach den bilderreichen Aeußerungen eines sibirischen Kutschers, weshalb die Reisenden schon vorher einsteigen müssen. Das mittlere Pferd ist in eine Gabeldeichsel gespannt, deren Enden durch ein über den Hals des Pferdes hin-

Digitized by Google

ausragendes gebogenes Rundholz, eine Art Joch, verbunden sind; die beiden äußeren Pferde gehen nur an Stricken, ohne an der Deichsel befestigt zu sein. Wie rasend jagt solch ein Dreigespann über Hügel, Brücken und Steine dahin, Kutscher und Passagiere oft hoch in die Luft schleu-

From Harper's Magazine. Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

Ein Goldi-Dorf am Amur.

dernd und tiefe Furchen in die Straßen schneidend, die hierdurch sehr verschlechtert werden. Auch durch Flüsse und Bäche geht die wilde Jagd, denn Brücken sind nicht überall vorhanden, und Fähren selten. In dieser Weise kann man im Sommer über 200 Kilometer in 24 Stunden zurücklegen.

Die zugleich als Wirtshäuser dienenden Posthäuser sind

meist in Entfernungen von 10 bis 15 Meilen errichtet, und dazwischen liegen hie und da einzelne Dörfer verstreut. Im Winter reist man gewöhnlich im Schlitten, oft aber ist die Schneedecke so dünn, daß man auch zu dieser Zeit der Wagen bedarf.

Die sonderbarsten und unbequemsten Fuhrwerke sind die Bagunki oder Reitsitzwagen, deren Vorder- und Hintergestell außer durch den Langbaum noch durch ein schmales, nur selten gepolstertes Brett verbunden sind, auf welchem der bedauernswerte Reisende rittlings sitzen muß, so daß seine Beine auf beiden Seiten herunterhangen, wenn er nicht, wie ein schlechter Reiter auf einem bockenden Pferde, vorzieht, sie zur Kniebeugestellung zu heben, um dadurch einen festeren Halt auf seinem Holzsattel zu gewinnen.

„Während wir," erzählt Bonsal, „auf diesem eigenartigen Grenzfuhrwerk experimentierten, trabten die beiden lebhaften Pferde lustig einen steilen Abhang hinauf; ich klammerte mich an den Wagen an, entschlossen, nie wieder auf einem Bagunki zu fahren, falls ich überhaupt lebendig beim nächsten Gasthaus anlangen sollte. Plötzlich hielten wir mit einem heftigen Ruck und Stoß an, worauf der Kutscher meine Aufmerksamkeit mit seiner Peitsche nach der am Fuße des Hügels liegenden Ebene lenkte. Sie war mit weißen Zelten übersät, die ich vergeblich zu zählen versuchte, denn als ich bei der Zahl tausend angelangt war, machte die hereinbrechende Abenddämmerung meinen weiteren Bemühungen ein Ende. Diese Zelte bildeten ein Sommerlager für 15,000 bis 20,000 Soldaten, die hier gleichsam im Hinterhalte lagen in einer ebenso abgelegenen Gegend, wie wenn sie im Innersten Afrikas wären. Später erfuhr ich, daß dies eines, und zwar nicht das größte, von den drei bei Nikolskoje befindlichen verschanzten Lagern war. Diese Soldaten stehen im aktiven Dienst und sind bis auf den letzten Gamaschenknopf marsch-

bereit. Nach Iman ging die Eisenbahnfahrt rascher von statten, da das Gelände weniger sumpfig, und der Unterbau in besserem Zustand ist. Die letzten 200 Kilometer legten wir in etwa elf Stunden zurück, was für eine

From Harper's Magazine. Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

Inneres einer Goldi-Hütte.

vortreffliche Leistung galt. Iman war die trostloseste der von mir besuchten sibirischen Niederlassungen, und ich war sehr froh, als ich sie am Morgen nach meiner Ankunft auf einem schönen eisernen Dampfer wieder verlassen durfte, der in Belgien für die sibirische Flußschiffahrt gebaut und in Teile zerlegt nach Asien gebracht worden war.

Nach einer einstündigen Fahrt auf dem engen, seichten Imanflusse gelangten wir in den majestätischen Ussuristrom. Meine Mitreisenden waren größtenteils Beamte und Offiziere, die sich nach ihrem Bestimmungsort begaben oder als Beurlaubte nach Europa zurückkehrten. Auch einige Goldsucher aus der Gegend von Blagowjestschensk waren darunter, sowie Jäger und Trapper, die das Gebiet der Lena, des drittgrößten sibirischen Stroms, aufsuchten. Zwei Tage und eine Nacht lang fuhren wir nordwärts und legten alle zwei oder drei Stunden an einem aus Baumstämmen gezimmerten Landungssteg an, von welchem man eine Kosakenniederlassung sehen konnte, deren Bewohner Uniform tragen und unter dem streng militärischen Befehl eines Hauptmanns stehen. Das westliche chinesische Ufer ist gänzlich unbewohnt, was den Kosaken eine willkommene Gelegenheit zur kostenfreien Ausnutzung der dortigen Wiesen und Viehweiden bietet.

Dann und wann kamen wir an einem Dorfe der allmählich immer mehr verschwindenden Gilyaki oder Goldi vorbei. Bisweilen trafen wir eine kleine Flotte von Ruderbooten mit Eingeborenen, deren Kleider aus Lachshäuten und deren Hüte aus Birkenrinde verfertigt sind; jedoch hatten wir selten Gelegenheit, sie ganz in der Nähe zu beobachten, denn sobald sie unseren Schraubendampfer herankommen hörten, ruderten sie mit aller Macht dem Ufer zu, um sich dort unter den Bäumen zu verstecken.

In der ersten Nacht nach unserer Abfahrt von Iman trafen wir einen Dampfer, der fünf oder sechs Barken mit je 500 Soldaten im Schlepptau führte. Etwa zehn Minuten lang verlangsamten die beiden Dampfschiffe ihre Fahrt und begrüßten sich gegenseitig durch Dippen der Flaggen, während brausende Hurrarufe auf Rußland und den Zaren ausgebracht wurden. Dann setzten wir unsere Reise nach dem Norden fort und konnten noch lange im

Dunkel der Nacht die Lieder der südwärts fahrenden Soldaten hören.

Am zweiten Abend trafen wir ein noch interessanteres Schauspiel, nämlich ein Bahnarbeiterlager mitten in der Wildnis, wo wir Tausende von Leuten beim flackernden Scheine von Fichtenknorren und Terpentinfackeln an der transsibirischen Eisenbahn arbeiten sahen.

From Harper's Magazine. Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

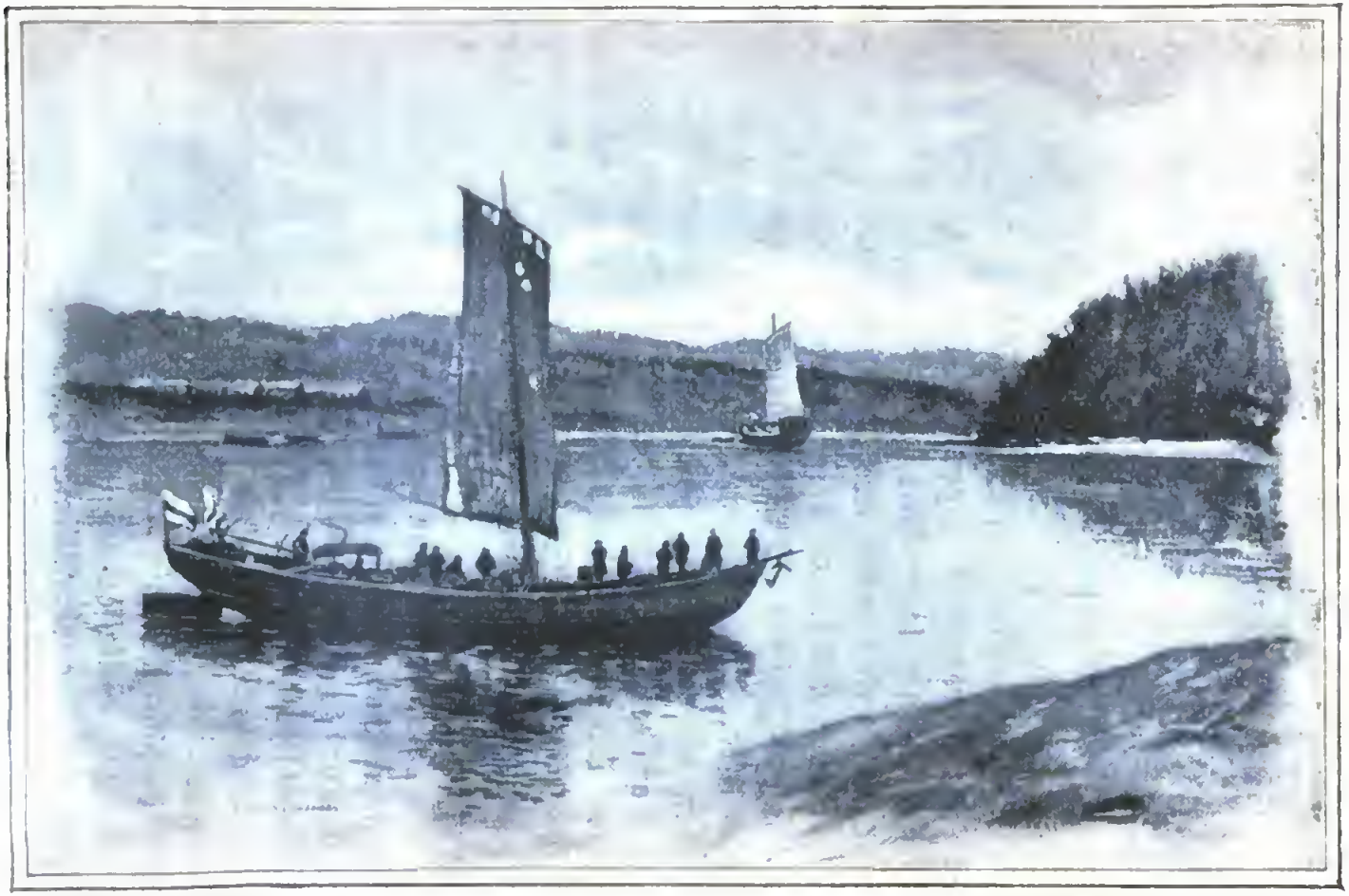
Amtsgebäude und Wohnung des Generalgouverneurs des Amurgebiets in Chabarowka.

Am dritten Morgen nach unserer Abfahrt von Iman, als die Reise trotz der Schönheit des Flusses und der stets wechselnden Landschaftsbilder seiner Ufer etwas langweilig zu werden drohte, wurde ich durch geräuschvolles Hämmern aufgeweckt, und als ich zum Fenster hinaussah, merkte ich, daß wir in Chabarowka angekommen waren und eben an der großen Werft vorüberfuhren, wo die für die sibirischen Flüsse bestimmten Schiffe gebaut werden."

Chabarowka oder Chabarowsk, Sitz des Generalgouverneurs des Amurgebiets, ist eine am Zusammenfluß des Amur und des Ussuri und an der sibirischen Bahn sehr vorteilhaft gelegene, rasch emporblühende Handelsstadt und wird in naher Zukunft auch für den deutschen Handel von großer Bedeutung sein. Schon hat sich mit Genehmigung der Reichsregierung eine „Sibirische Handels- und Schiffahrtsgesellschaft" in Hamburg gebildet, die es zu einem ihrer Hauptzwecke macht, den Handel zwischen Deutschland und dem Amurgebiet zu entwickeln, und die Chabarowka zum Hauptsitz ihrer Thätigkeit gewählt hat. Die dortige Vertretung der Gesellschaft wird im Lande eine Anzahl Agenturen gründen, wo Muster und Vorräte deutscher Waren aufgestapelt und ausgestellt werden sollen, die sich zum Austausch gegen die Rohprodukte Ostsibiriens eignen. Da der Amur schiffbar ist und regelmäßig von den Fahrzeugen der russischen Dampfergesellschaften im Norden bis Nikolajewsk und im Westen bis an die Transbaikalprovinz befahren wird, so eröffnet sich hier dem Handel ein ungeheuer ausgedehntes Gebiet, das eine vielversprechende Zukunft vor sich hat. Mit der Ausdehnung und Befestigung des deutschen Handelseinflusses steht wohl auch die Reise, welche Prinz Heinrich von Preußen neulich bis Chabarowka unternommen hat, in naher Beziehung.

Unter den Seehandelsstaaten, welche über Wladiwostok mit dem Ussurigebiet Handel treiben, nimmt Deutschland jetzt schon die erste Stelle ein, denn 82 deutsche Schiffe mit einem Gehalt von 49,000 Tonnen stehen obenan auf der Liste der Fahrzeuge, welche in Wladiwostok einlaufen und zwischen diesem Hafen und Hongkong, Schanghai und Nagasaki segeln.

Chabarowka macht einstweilen noch einen sehr bescheidenen Eindruck, denn es besteht eigentlich nur aus einigen weit auseinander liegenden, für die künftige Entwickelung



From Harper's Magazine.

Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

Landſchaftsbild am Amur.

der Stadt reichlichen Raum gewährenden Weilern, die miteinander durch einige schmutzige Straßen verbunden sind. Mit Ausnahme einiger Amtsgebäude sieht man fast nur ärmliche Block-, Bretter- und Lehmhäuser, die zu Hunderten wie Pilze aus der Erde schießen und oft schon bewohnt werden, ehe sie ihre Fenster und Laden erhalten haben.

Die von Wladiwostok nach Chabarowka führende sogenannte Ussuribahn hat einstweilen noch keine Fortsetzung, so daß man für den Verkehr hauptsächlich auf den Amur und seine Nebenflüsse angewiesen ist. Dieser mächtige, 4700 Kilometer lange Strom ist hier schon 3 Kilometer breit, und weiter unten erreicht er sogar eine Breite von 8 Kilometer, die sich an der Mündung bei der Hafenstadt Nikolajewsk wieder auf 2,5 Kilometer vermindert. Am linken Ufer erstreckt sich der Balanjsee hin, und allerwärts beleben die Jurten (Filzzelte) der Eingeborenen und die meist an den Mündungen der Nebenflüsse angesiedelten kleinen Ortschaften seine Gestade. Infolge des kalten Klimas ist er die Hälfte des Jahres zugefroren und nur etwa von Anfang Mai bis Ende November der Schiffahrt geöffnet.

Die durch das Amurthal projektierte Teilstrecke der sibirischen Bahn, die sogenannte Amurlinie, ist noch nicht begonnen; dagegen sind in West- und Mittelsibirien die Arbeiten schon weit vorgeschritten.

Die ganze Bahn umfaßt folgende Sektionen: Die westsibirische Linie, in einer Länge von rund 1400 Kilometer; die mittelsibirische Linie, in einer Länge von rund 1800 Kilometer; die Baikalsee-Umgehungsbahn, rund 300 Kilometer; die Transbaikallinie, rund 1100 Kilometer; die Amurlinie, rund 2000 Kilometer; die Ussuribahn, rund 800 Kilometer; im ganzen etwa 7400 Kilometer.

Der Ausgangspunkt der westsibirischen Linie ist die

von Moskau 2000 Kilometer entfernte, mit der ruſſiſchen Bahn in 80 Stunden erreichbare Stadt Tſcheljabinsk, von wo ſie nach Omsk, dann auf einer großartigen, 640 Meter langen Brücke über den Irtiſch und nach Durchquerung der Steppe auf einer noch größeren, 860 Meter langen Brücke über den Ob durch eine fruchtbare, dem Ackerbau günſtige Gegend nach der Provinz Tomsk führt. Infolge außerordentlicher Bodenſchwierigkeiten führt die

From Harper's Magazine. Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

Einſchiffung von Soldaten in Tſchita.

Hauptlinie nicht nach dem 80 Kilometer nördlich gelegenen Tomsk, der zweitgrößten Stadt Sibiriens, iſt jedoch mit derſelben durch eine Zweigbahn verbunden. Die Bahnhöfe auf dieſer ſeit 1895 dem Verkehr eröffneten Strecke ſind ſtattlich, bequem eingerichtet und mit guten Büffetts verſehen. Der Bahnbau war bei den im allgemeinen günſtigen Bodenverhältniſſen nicht ſchwierig; auf einigen Strecken waren ſogar nicht einmal Schwellen nötig, da die Schienen unmittelbar auf ein Sandbett gelegt werden konnten; auch waren nur wenige größere Erdarbeiten

erforderlich. Infolgedessen schritt der Bau, bei welchem 200,000 Arbeiter gleichzeitig beschäftigt waren, so rasch voran, daß von einer einzigen Abteilung oft in einem Tage 3 bis 6 Kilometer Schienen gelegt werden konnten. Die Hauptschwierigkeit bot die Konstruktion der großen Irtischbrücke und der zu ihrem Schutze gegen die gewaltigen Eisstauungen bestimmten Vorkehrungen.

Die gleichfalls bereits vollendete mittelsibirische Linie vom Ob bis Irkutsk, der größten Stadt Sibiriens, führt durch gebirgige Gegenden, was bedeutende Erdaushebungen und Kunstbauten nötig machte, und überschreitet viele Wasserläufe, darunter den längsten Fluß Sibiriens, den Jenissei, auf einer 960 Meter langen Brücke. Von großer landschaftlicher Schönheit wird die nächste, noch nicht begonnene Strecke werden, die um den größten Gebirgssee der Erde, den etwa 640 Kilometer langen und bis 40 Kilometer breiten, von hohen Bergen umgebenen Baikalsee, führen soll und den Namen Baikalsee-Umgehungsbahn erhalten hat. Diese Umgehung könnte durch Verwendung großer Trajektboote vermieden werden; doch würden die starken Strömungen, die häufigen und gefährlichen Stürme, die heftige Brandung und namentlich die langanhaltende, strenge Winterkälte so viele Störungen des Schiffsverkehrs verursachen, daß man sich wohl schließlich für die allerdings viel kostspieligere und mit großen Schwierigkeiten verbundene Erbauung der Rundbahn entscheiden wird.

Die weitere, vom Baikalsee durch eine an Wäldern und Weiden reiche Gebirgsgegend an den Amur führende Transbaikallinie wird erst in einigen Jahren vollendet sein, da der Bau derselben durch die geographische Lage und die klimatischen Verhältnisse jenes Gebietes bedeutend erschwert wird. Solange die Schienenverbindung mit Europa noch nicht hergestellt ist, müssen sowohl die Arbeiter als auch das Bahnmaterial aus dem europäischen

Rußland auf dem Seewege um Asien herum über Nikolajewsk und von dort auf dem Amur herbeigeschafft werden. Die Temperaturunterschiede auf dieser Strecke sind ganz gewaltig, denn sie betragen über 80 Grad zwischen der größten Sommerhitze (37 Grad Celsius) und der strengsten Winterkälte (— 47 Grad Celsius). Infolge der großen und andauernden Kälte ist der Boden bis auf eine Tiefe von 7,5 Meter gefroren, wovon im Sommer nur die oberste Schicht auftaut, der Rest dagegen stets gefroren bleibt.

Diese Linie, deren Endpunkt Srjetensk am Schilka, einem Nebenfluß des Amur, ist, berührt auch die größte Handelsstadt zwischen letzterem und dem Baikalsee, Tschita, in 540 Meter Höhe an der Ingonda gelegen. Diese erst seit 1851 bestehende, etwa 3000 Einwohner zählende Stadt, der Sitz der Regierung von Transbaikalien und der Endpunkt der Flußschiffahrt auf der Ingonda, bietet nach der Schilderung des Reisenden Joest nicht viel Bemerkenswertes: „Breite, oft staubige, oft kotige Straßen, auf denen kein Mensch, außer etwa ein eingeborener Burjäte oder ein auf struppigem Pferdchen galoppierender Kosak zu sehen ist; weite, freie Plätze, von Holzbuden umgeben, und über dem Ganzen grabesartige Totenstille."

Die fünfte Teilstrecke, die Amurlinie, ist gleichfalls noch nicht begonnen; es ist sogar möglich, daß eine von Srjetensk oder dem am Amur liegenden Blagowjeschtschensk abzweigende Bahn durch die Mandschurei nach Talienwan wegen ihrer großen politischen und kommerziellen Bedeutung noch vor oder gleichzeitig mit der Amurlinie gebaut wird. Nach Vollendung dieser beiden Bahnen wird die im Jahre 1858 als Hauptort des Amurgebiets angelegte Stadt Blagowjeschtschensk, die jetzt nur etwa 6000 Einwohner hat und fast nur aus Holzhäusern besteht, einer der wichtigsten Handelssitze Sibiriens werden.

Bis zum Jahre 1904 hofft man die ganze trans-

sibirische Bahn fertig zu stellen, und alsdann wird es möglich sein, die etwa 12,000 Kilometer betragende Entfernung zwischen der Westküste Europas und der Ostküste Asiens in 240 Stunden oder 10 Tagen in bequemen Luxuswagen erster Klasse für einen Fahrpreis von etwa 500 Mark zurückzulegen, während eine Fahrt durch den Suezkanal nach Ostasien 38 Tage beansprucht und 1800 Mark kostet.

Ohne Zweifel wird die Eröffnung des gesamten Betriebs einen großen wirtschaftlichen Aufschwung Sibiriens und eine gewaltige Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Europa, Nordasien und China zur Folge haben, aber von noch größerer Bedeutung dürften wohl die politischen Folgen sein, denn künftighin wird Rußland im stande sein, in Sibirien eine Militärmacht zu entfalten, welcher keine andere asiatische oder europäische Macht daselbst gewachsen sein wird.

Hagelschlag.

Novelle von **Anna Vogel v. Spielberg.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Ein schlafendes Dorf, eine stille Winternacht.

Am Himmel der zunehmende Mond als kleine Sichel, die Abrundung zur vollen Scheibe in einer dünnen, blassen Linie angedeutet, und dünne, weiße Dunstwolken, zerrissen, wie in Fetzen, um ihn herum. Aus ihnen funkeln die Sterne hervor. In weiterer Entfernung der silbernen Sichel lagert eine mächtige Wolke: schwarz und finster, als berge sie ein düsteres Geheimnis.

Ein junger, blonder Mann von kräftiger Gestalt und einem Antlitz von markigem Schnitt saß gramgebeugt in einer Fensternische seines Häuschens, das nun so schrecklich verödet war. Ihm schien die schwarze Wolke da oben ein Abbild seiner Seele, darin es Nacht geworden war.

Am Nachmittage hatten sie ihm sein junges Weib ins Grab gelegt. Da saß er, seit er von dem Friedhof heimgekommen, in dem Fensterwinkel, der seiner Resi liebster Platz gewesen war. Saß still und stumm. Die Thränen, die seine Augen nicht mehr weinen konnten, weinte sein blutendes Herz um das entschwundene Glück, das nur ein kurzes Jahr gewährt hatte. Und vor dem Dreiundzwanzig-

jährigen lag öde und leer ein langes Leben ohne Licht und Wärme; eine Einsamkeit, eine Verlassenheit, die keine Menschenseele mehr von ihm nehmen konnte. So sehr hatte er seine Resi geliebt; so überzeugt war er, daß keine andere auf der Welt ihr gleichen könne, und auch so überzeugt, daß er nie wieder Liebe für ein weibliches Wesen empfinden können werde.

Und auch die anderen alle, die zu ihm gehörten, die Eltern, die beiden Brüder, waren gestorben. Und die Schwester? Wo weilte die? Vielleicht auch schon im Grab; vielleicht im Elend. Er wußte es nicht, hatte nichts mehr von ihr gehört, seit sie gleich nach der Hochzeit mit ihrem Manne, von dem kein Mensch Gutes halten konnte, fortgezogen war. Er und die Toni waren zwar nicht Kinder einer Mutter; aber immer hatten sie sich mit treuer Geschwisterliebe geliebt.

Er nahm in seiner leidvollen Versunkenheit nicht wahr, wie die Zeit entschwand. Es hatte sich nur seinen Sinnen unwillkürlich aufgedrängt, daß der Tag dem Abend, der Abend der Nacht gewichen war, die Turmuhr oft schon geschlagen hatte, und das ganze Dorf seit langem schon in tiefer Ruhe lag.

Allein er dachte nicht an Schlaf. Es war ihm so unheimlich in dem verlassenen Hause, daß der Gedanke an das Bett ihm Grauen verursachte. So wollte er lieber die schreckliche erste Nacht hier an dem Fenster zubringen und wachen.

Vom Kirchturm klangen tief und voll elf Schläge durch die stille Nacht. Dann war es wieder lautlos wie zuvor im Dorfe.

Nicht auf lange.

Ein Hund schlug plötzlich an. Gedämpft durch mäßige Entfernung drang sein Gebell herüber. Es fand aus anderen Hundekehlen Antwort und wollte nicht verstummen,

ſcholl immer lauter, immer näher an das Ohr des Einſamen, den es aus ſeinem düſteren Brüten riß. Und immer waren es andere Hundeſtimmen; bald vereinzelt, bald in wüſtem Chor. Es mußte ein Fremder zu nachtſchlafender Zeit des Weges kommen und hier vorbei. Wer mochte es wohl ſein? Ein Wanderer vielleicht? Aber was ging das ihn an? Er hatte anderes im Sinne. Mochten ſie nur weiterbellen, die Hunde ringsumher.

Ohne hinauszublicken überließ Thomas Panholzer ſich wieder ſeiner Trauer, ſeiner Sehnſucht nach dem jungen Weibe, das ihn allein gelaſſen, nach allen ſeinen Lieben, die von ihm gegangen waren.

Verloren hing ſein Blick an der ſchwarzen Wolke, die ſich langſam der Mondesſichel näherte.

Der Schatten einer Frauengeſtalt fiel plötzlich auf die Straße, die weiß im Mondlicht ſchimmerte. Ein langer, großer, ſchwarzer Schatten, wie von einer ſchwankenden, ſich mühſelig bewegenden Geſtalt. Der Hund des Nachbars erhob ein wütendes Gebell, darein ſich faſt im gleichen Augenblicke das Geheul des eigenen Hofhundes mengte. Ein langgezogenes, erſchütterndes Geheul voll wilder Freude. Was ſollte das?

Der junge Witwer fuhr betroffen in die Höhe und riß das Fenſter auf, in eben dem Augenblicke, als von außen mit ſchwacher Hand daran gepocht wurde. Er ſah ein leichenblaſſes, leidentſtelltes Frauenantlitz; hörte ein ſchmerzliches Aechzen, das in einem leiſen Wimmern hinſtarb; ſah, daß die dunkle Geſtalt der Einlaßheiſchenden kraftlos in den Schnee dahinſank.

Im Nu war er draußen, hob ihren Kopf empor, forſchte mit angſtbleichen Mienen in ihrem weißen Antlitz, darauf das blaſſe Mondlicht fiel.

„Auch das noch!“ ſtöhnte er. Der erſte Blick auf ſeine unglückliche Schweſter ließ ihn erkennen, daß die

Verschollene nur heimgekehrt war, um da ihr junges Leben zu beschließen. Den gleichen Gesichtsausdruck hatte er vor drei Tagen bei seinem jungen Weibe gesehen. Und nun noch einmal den ganzen Jammer mitzumachen — das war zu hart, zu viel!

„Toni, ich bitte dich, Toni, stirb mir nur nit unter die Händ'!" rief er verzweifelnd, im Innersten erschüttert über ihren Anblick. Das war aus seiner schönen, fröhlichen Schwester geworden! Das hatte der Lump, der elende, aus seinem Weibe gemacht! Ach, hätte sie doch nur auf alle die gehört, die ihr von der Heirat mit diesem fremden Vagabunden abgeredet hatten! Wäre sie doch nur im Dorf geblieben als Frau eines der vielen braven Burschen, die heiß um sie geworben hatten.

Thränen traten ihm in die Augen. Mit zitternder Hand streichelte er ihr über die eingesunkenen Wangen und die geschlossenen Augen. Aber seine Worte wurden von dem Geheul des Hundes, der die Heimgekehrte so ungestüm begrüßte, übertönt.

Thomas herrschte ihm gebieterisch Schweigen zu. Winselnd gehorchte das große Tier, das sich vergeblich bemüht, über den Staketenzaun auf die Straße zu springen.

„Toni, Toni, hörst mich nit? Ich bitt' dich, red nur ein Wort zu mir, oder schau mich wenigstens an," bat der Bruder, über sie gebeugt.

Sie schlug die dunklen Augen zu ihm auf. Ihr Blick war matt wie eine erlöschende Flamme. Aber jetzt lag es doch wie eine stille, wehmütige Freude drin.

„Thomas!" flüsterte sie mit leiser Stimme. „Thomas!"

„Gottlob!" seufzte er auf, „du bist wieder bei dir! Zu mir hast wollen, Toni? Gelt? Aber was kommst denn gar so spät daher?"

Er half ihr währenddessen in die Höhe und schlang zur Stütze seinen Arm um sie.

„Ich bin zu Fuß her'gangen, Thomas — von der Eisenbahnstation."

„Wie!" rief der Bruder erschrocken. „So weit!" Es war sechs Stunden bis zur Bahn hin. „Und in dem Zustand! Und dein Mann? Der Lump?"

Er hatte sie einige Schritte mehr getragen als geführt. Nun drang ein herzzerreißender Klagelaut aus ihrer Brust, ihr Haupt sank schwer auf seine Schulter nieder. Ihren Körper schüttelte ein thränenloses Schluchzen.

„Sie haben ihn ja geholt," kam es zerrissen aus ihrem Munde. „Er hat gestohlen und eingebrochen und sitzt jetzt im Gefängnis."

„Auch das noch! — Seit wann?" forschte Thomas finster, mit fest aufeinander gepreßten Lippen und rauhem Tone.

„Seit sechs Wochen. Und fünf Jahr hat er gekriegt." Sie schluchzte trostlos auf. „Und die Leut' dort haben mich vertrieben. Das Weib von einem Einbrecher hat unter ehrlichen Menschen nichts zu suchen, haben sie gesagt."

Thomas biß fest die Zähne aufeinander, um nicht loszubrechen. Um die Unglückliche nicht noch mehr zu zermalmen, durch den Vorwurf, der ihm auf der Zunge lag. —

Wieder kam jene tödliche Schwäche über sie, welche sie vorhin hatte zusammensinken lassen. Im gleichen Augenblicke durchfuhr ein heftiger Schmerz ihren durch Anstrengung und Entbehrung erschöpften Leib, daß sie laut aufschrie in ihrer Qual und sich zusammenkrümmte wie ein Wurm.

Sie konnte nicht mehr weiter. Keinen Schritt mehr. Da nahm der Bruder sie auf seine Arme, trug sie ins Haus und brachte sie zu Bett. Dann ließ er sie für kurze Zeit allein.

Die nächsten Nachbarinnen waren bald geweckt und zur Stelle, und als der Morgen graute, lag ein kleines, schwaches Mädchen an der Seite der unglücklichen Mutter. Sie fühlte, daß sie sterben mußte, und ihr war das recht. So müde war sie des Lebens, das ihr so viel Elend gebracht. Aber das Kind, das arme Kind! Was sollte aus dem werden?

Mit irrem Blicke starrte sie das hilflose Wesen an, das keine Mutter haben und von seinem Vater lieber nie etwas erfahren sollte. Nur das erbat sie sich vom Schicksale.

Sie fühlte, wie ihr ganzes Wesen sich auflöste in der Sehnsucht nach dem Schlafe, der — das wußte sie — der letzte, immerwährende sein sollte; fühlte, wie ihre Lebensgeister langsam aus dem siechen Leibe schwanden; fühlte, wie ihre Seele sich schrittweise von der sterblichen Hülle losrang und eine unsichtbare, unüberwindliche Gewalt ihr schwer die Lider drückte, daß sie zufallen mußten, um sich nicht mehr zu öffnen.

Draußen war es schon hell, nur fehlte noch die Sonne. Sie wußte aber, sie würde die Sonne nicht mehr sehen.

Und nichts mehr hatte sie auf dieser Welt zu thun, als eines.

Für Augenblicke zwang sie die schwindenden Lebensgeister zum Stillstand; zwang die weltmüden Augen sich noch nicht zu schließen und winkte den Bruder dicht zu sich. Den Kopf, die Hand konnte sie nicht mehr heben. Ihre Stimme war erstorben. Nur noch ein Flüstern ohne Klang und Ton kam in Pausen aus ihrem verblaßten Munde.

„Thomas, das Kind — das Kind — ich bitt' dich bei allem, was dir heilig ist: gieb acht drauf, laß es nit von dir. Und sag ihm niemals nit, wer sein — Vater war, und — daß nit du sein — rechter Vater bist. Schwör

mir das — in die Hand — Thomas. Im Sterben — bitt' — ich dich — drum — im Sterben!"

Voll Qual und Angst, in herzzerreißendem Flehen hing ihr erlöschender Blick auf seinem Antlitz.

Er hatte Mühe, seine Fassung zu bewahren. So sehr griff ihm der Jammer in die Seele, im Laufe weniger Tage an einem zweiten Sterbebette zu stehen.

Die Linke legte er auf seine Brust, die Rechte in ihre Hand, die bleich und abgezehrt auf dem farbigen Deckbett lag.

„Was du von mir verlangt hast, Toni — ich schwör' dir's zu. Dein Kind soll 's meinige sein und niemals nit anderes glauben, als daß ich sein rechter Vater bin. Auch dann, wenn du am Leben bleibst, Toni. Und das hoff' ich."

Er sprach die letzten Worte ihr zum Troste. Aber sie nahm diesen Trost nicht an. Sie fand ihn nur in seinem feierlichen Schwure und dankte ihm stumm, mit hingebendem Blick. Dann wandte sich derselbe seitwärts auf das Kind, das schlummernd in der Wiege lag.

„Gott schütz — dich — Gott behüt dich — mein armes Kinderl du."

Sie sprach es fast unhörbar für die anderen. Mit diesen letzten Worten und diesem letzten Blicke drehte sie leicht das Haupt zur Seite und drückte es tiefer in das Kissen. Langsam, mit bleierner Schwere sanken ihr die Lider zu. Eine höhere Gewalt hielt sie geschlossen. Dagegen gab es keinen Kampf, sie schlief ein für immer, sanft und still wie ein Kerzenlicht erlischt, wenn es zu Ende gebrannt ist.

Für Thomas war nun alles, was er geliebt, dahin. Er war allein im Leben, das für ihn nur Gräber hatte. Aus, alles aus!

Und das kleine Kind da?

Ja, das war die Gegenwart, die Zukunft, das Bindeglied an die Vergangenheit. Hier hatte er ein Weſen, für das er ſorgen, das er hüten, das er lieben konnte; er war nun Vater, ihr Vater. Und niemals ſollte es die zarte Kleine anders wiſſen. So hatte er's der Schweſter in ihren letzten Augenblicken in die Hand geſchworen; ſo ſchwur er's ſich nun ſelbſt nochmals zu.

Er hielt ſein Wort und lebte ſich im Laufe der Zeit in ſeine Vaterrolle ſo ganz ein, daß es ihm ſchließlich war, als wär' die Kleine, die er nach ſeinem unvergeſſenen Weibe Thereſe getauft, ſein leibliches Kind.

Allein die Rückſichtsloſigkeit der Welt, der kleinen Welt, in der er lebte, ſorgte ſchon dafür, daß er dem Traume entriſſen werden ſollte, die kleine Reſi ſei in Wirklichkeit ſein eigen Kind. . . .

Sie war drei Jahre alt geworden, als eines Tages an den Gemeindevorſtand die amtliche Verſtändigung gelangte: der vor drei Jahren wegen verſchiedener Verbrechen verurteilte Iſtvan Tökes, gebürtig aus Temesvar, ſeines Zeichens ein Wanderphotograph und mit Antonie Panholzer aus St. Egyd verehelicht geweſen, ſei kürzlich in der Strafanſtalt zu Oedenburg verſtorben.

Das rührte die alte Geſchichte wieder auf, ließ das Dorf einige Tage lang von nichts anderem ſprechen und gemahnte Thomas auf das ſchmerzlichſte daran, daß ſein kleiner Liebling das Kind eines Verbrechers ſei.

Es hielt in ihm nicht ſtand, ging bald vorüber und ließ nur eine große Freude in ihm zurück. Jetzt brauchte er für ſich und das Kind nichts mehr zu fürchten; nicht mehr davor zu zittern, daß der Lump, der ſeine arme Schweſter ins Elend geſtürzt, ihm das Kind je abfordern könne. Jetzt war die Kleine wirklich ſein, ganz ſein; hatte niemand auf der Welt als ihn allein und durfte nie gezwungen werden, einen anderen Vater zu nennen.

Damit glaubte er alles abgethan.

Er täuschte sich.

Es dauerte nicht lange, da kam die kleine Resi einmal weinend in seine Schlosserwerkstätte gelaufen und fragte ihn mit einer Stimme, die von Thränen und Wut erstickt klang: „Is 's wahr, Vater, bist ein Dieb?"

Erstaunt ließ er die Arbeit ruhen. „Wer sagt das?"

„Die Holzinger Kinder," gab sie schluchzend zur Antwort. „Diebsresi und Kriminalfetzen haben s' zu mir g'sagt, und ausg'spuckt haben s' vor mir."

Erschrocken sah er auf die Kleine nieder, deren junge Seele sich aufbäumte unter dem ihr zugefügten Schimpf und die wie ein Bild zorniger Empörung vor ihm stand.

Erschüttert hob er sie empor und drückte sie mit Heftigkeit an seine Brust. Eine federleichte Last für seine starken Arme. Schwach und zart war Resi geblieben, in ihrer blonden Schönheit und Zierlichkeit mehr einer kleinen Prinzessin als einem Landkinde gleichend.

„Es sind böse Kinder," tröstete er sie zärtlich. „Sie wissen nit, was sie in ihrer Bosheit sagen sollen. Sei still, mein Reserl, ich bin kein Dieb nit und bin nie nit im Kriminal drinnen g'sessen."

Die Kleine beruhigte sich unter seinen Worten und gelobte ihm, mit diesen schlimmen Kindern nie mehr zu spielen, nie mehr zu reden.

Damit that sie die Sache ab, er aber nicht. Ihm gab das viel zu denken, beschäftigte ihn tage- und wochenlang, kam ihm stets wieder in den Sinn, erfüllte ihn mit großer Sorge für das arme Kind, ließ ihn erwägen, wie Aehnlichem für die Folge vorzubeugen wäre.

Nach einiger Zeit wiederholte sich der Vorfall. Da hörte er selbst, wie Resi, die einsam spielend vor dem Hause saß, von zwei Rangen als Tochter eines Sträflings beschimpft wurde.

Er kam blitzschnell hervor, faßte die halbwüchsigen Burschen ab und versetzte ihnen schallende Ohrfeigen, daß sie heulend entflohen. Aber er wußte, damit würde es nicht sein Bewenden haben und dieser Vorfall sich fortwährend wiederholen, seinen armen, unschuldigen Liebling kränken und ihr junges Gemüt für das ganze Leben verbittern. Die Kleine war bald vier Jahre alt, kam nun in jenes Alter, wo der Verstand erwacht, der Eindruck bleibt, die Erinnerung sich festsetzt, um für das Leben haften zu bleiben.

Da blieb ihm nur eines übrig, des Kindes Glück und Ruhe, Resis ganze Zukunft hing davon ab.

Dieses eine, im Augenblick von ihm als ein Gebot unabweislicher Notwendigkeit erkannt, war: die Heimat zu verlassen, sich eine andere zu suchen, wo sein geliebtes Kind durch nichts daran gemahnt werden konnte, daß es elternlos in der Welt stand und sein Leben einem Strolche zu verdanken hatte.

Es war für ihn ein Opfer, der heimatlichen Scholle auf immer den Rücken zu kehren; doch für seinen Liebling war ihm kein Opfer zu groß. Er verkaufte sein Anwesen, nahm Abschied von den Gräbern seiner Lieben und von der trauten Heimat und wanderte mit seinem Kinde aus.

Das Herz lag ihm schwer wie ein Stein in der Brust, als er das letzte Haus des Dorfes hinter sich hatte. Aber er hielt sein Kind im Arme. Das drückte er nun mit leidenschaftlicher Innigkeit an sich und sagte halblaut, tief bewegt: „Dein armes Mutterl wird mit mir zufrieden sein.“

Verständnislos sah ihn die Kleine an. „Warum denn, Vater? Sie weiß ja nix davon.“

Er gab ihr keine Antwort. Er küßte nur ihren blonden Scheitel, ihre weiße Stirne. Dann schritt er rüstig

aus, um rechtzeitig zu der weit entfernten Bahnstation zu kommen.

2.

„Reserl, denk dir nur, wer heut dag'wesen is?" Mit diesen Worten empfing Panholzer, dem die Postbeamtenuniform gut zu Gesichte stand, sein blühendes Töchterchen, das von einer Fahrt nach Wien zurückkam, beladen mit einem großen, vollgepfropften Einkaufskorbe, den er ihr schon auf dem Trittbrett des Eisenbahnwagens sorglich abnahm.

„Na, wer denn, Vater?" fragte sie neugierig zurück.

„Der Herr Professor Reitler," entgegnete Panholzer mit Selbstgefühl.

Das junge Mädchen nahm's zu seiner Verwunderung gleichmütig auf. „So?" meinte sie leichthin. „Hat g'wiß eine Landpartie heraus gemacht?"

„Nix hat er g'macht," ereiferte sich der Vater. „Eigens zu uns is er herausgekommen."

„Eine große Ehr' für uns, wenn so ein hoher Herr kommt." Ein lächelndes Achselzucken begleitete ihre Worte.

Sie wollte den Korb, den der Vater neben das Geleise des eben wieder weiterdampfenden Zuges hingestellt, an sich nehmen. Er ließ es aber nicht zu.

„Was fallt dir ein?" wehrte er lebhaft ab. „Das schwere Ding da bring' hernach ich heim. Aber sag nur, Reserl, bist denn gar nit neugierig, was er da gewollt hat?"

„Na, mich doch nicht?" scherzte sie lachend. „Er is doch schon ein alter Witwer."

Panholzer nickte ernsthaft, mit einem besorgten Blick auf die bildhübsche Erscheinung des städtisch, aber einfach gekleideten Mädchens.

„Das is er, Reserl. Ja. Und gottlob ein recht braver Herr dazu, dem wir manches Gute zu verdanken haben.

Aber er hat einen Sohn — du erinnerst dich wohl noch an den jungen Herrn? Und der war jetzt recht krank. Wegen dem is er gekommen. Ob der junge Herr nit übern Sommer bei uns wohnen könnt'."

„Warum grad da?" wandte Therese ein. „Da kommen doch nur Stadtleut' her, die keine Kur nit brauchen, nur schöne Gegend und gute Luft. Für einen Kranken is das aber nit genug. Da könnt' der Herr Professor schon an was anderes denken. Warum grad an den Ort da?"

„Weil's ihm da am besten g'fallt. Weil alles da bei'nand is, was so ein Stadtmensch nur haben will: gute Luft und schöne Gegend, viel Berg, viel Wald und dabei doch auch wieder Ebene und Wasser." Und in kreisförmiger Bewegung fuhr die Hand des Beamten rasch durch die Luft: vom Strome und den Auen hinüber auf den grünen Kranz der Berge mit ihren Wäldern und der gesegneten Ebene des Tullner Feldes.

Ehrwürdiger, historischer Boden das Ganze da. Die Stelle, wo vor beinahe zwei Jahrtausenden die Germanen über die Grenze des römischen Reiches in seinen äußersten Norden einbrachen und den Römern die Herrschaft um das herrliche Land an der Donau streitig machten.

„Ja," fuhr Panholzer mit leuchtenden Augen fort, „wär' der Flecken da nit grad in Niederösterreich, sondern anderswo, wo viel Fremde hinkommen, berühmt müßt' er sein. So schön ist's hier! Und darum, Reserl, und weil's der junge Herr v. Reitler auch versteht, will er grad hier sein. Auch weil er Ruhe braucht, und weil's da keinen Lärm giebt wie anderswo, wo lauter Kurgäst' sind. Glaubst also, Reserl, wir sollen ihn aufnehmen bei uns?"

„Warum denn nit, Vater?" erwiderte sie ohne Bedenken. „Wir vermieten ja jeden Sommer 's halbe Haus an Wiener Leut'. Ob's alsdann der oder wer anderer is, das is egal. Besser noch ein einzelner Mensch, als

eine ganze Familie mit einem halben Dutzend Kindern, die mir den schönen Garten ganz ruinieren."

„Das hab' ich auch g'meint, Reserl," sagte Panholzer zustimmend. „Aber —" er hielt inne und blickte das junge Mädchen wieder forschend und besorgt an.

„Was, Vater? Sag's nur, was du denkst."

„Ein junger Mann allein mit einem jungen Mädel im Haus —"

Sie lachte ihm fröhlich ins Gesicht. „Ich fürcht' mich nit vor ihm, und die Leut' wissen, was sie von mir zu halten haben, Vater." Sie richtete ihre zarte Gestalt höher auf, hob stolz den blonden Kopf mit dem liebreizenden Antlitz. „Die Panholzer Resi, Vaterl, an die traut sich keiner mit schlechte Absichten."

„Das weiß ich, Reserl. Das weiß ich," bekräftigte er mit Genugthuung. „Ich hab' nur g'meint, daß ich —"

„Brauchst dich um mich nit zu sorgen, Vaterl," fiel sie ihm ins Wort. „Ich weiß, was du sagen willst: daß d' jede zweite Nacht im Dienst sein mußt. Was is dabei? Da nehmen wir uns halt über die Zeit die Böck Bertha, die sonst immer da schlaft, wenn du im Nachtdienst bist, ganz ins Haus. Sie is ein armes Hascherl, und ich kann die Hilf' wohl brauchen, wenn wir ein'n Sommergast haben, der sich sein' Dienstboten nit selber mitbringt. Und dann, Vaterl, darfst nit vergessen, daß es ja ein kranker Mensch is, den wir ins Haus kriegen."

Der letzte Hinweis beruhigte den Vater vollends. „Wannst also glaubst, Reserl, daß wir's thun sollen —"

„Freilich glaub' ich's, Vater. Der Herr Professor war dir ein guter Herr, wie du noch in seinem Laboratorium Diener g'wesen bist. Er is aber auch ein nobler Herr, dem's auf ein paar Gulden mehr im Monat nit ankommen thut. Und Geld kann man nie nit zu viel haben. Wir können's brauchen, Vaterl. Meinst nit?"

Er nickte ihr mit zärtlichem Lächeln zu. Die Sache war abgemacht.

„Zum Nachtmahl kannst nit heimkommen, Vaterl? Was?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Reserl. Wieder erst um Mitternacht.“

„Na, dann b'hüt Gott derweil, Vater. Ich muß jetzt laufen, daß ich damit fertig werd' und dir's dann herbring'. Adje, Vater.“

„Adje, Reserl.“

Sie huschte eilends über den Bahnsteig und zur Station hinaus. In ihrem hellblauen Kattunkleid, dem breiten gelben Strohhut mit den roten Klatschrosen darauf sah sie entzückend aus.

Stolz folgte er ihr mit den Blicken, bis sie durch die Ausgangsthür verschwand. Dann nahm er den schweren Korb auf, trug ihn in den Wartesaal und verbarg ihn dort in einem mächtigen Behälter aus Holz, der zu ähnlichen Zwecken für die Bediensteten der kleinen, vielfrequentierten Station diente.

Wenige Tage später kam Oskar Reitler an.

Sie waren über ihn enttäuscht. Einen hinfälligen Menschen hatten sie sich vorgestellt, sahen indessen einen jungen Mann von kräftiger, geschmeidiger Gestalt vor sich. Nur sein sehr bleiches, nervös belebtes Antlitz, sowie sein fahriges Wesen verrieten noch die Spuren des schweren Nervenleidens, das ihn gezwungen hatte, die letzte Zeit in einer Heilanstalt zu verbringen.

Therese Panholzer kannte Oskar Reitler vom Sehen aus ihren Kinderjahren her, aus jener Zeit, da ihr Vater im physikalischen Laboratorium des Universitätsprofessors Reitler als Diener thätig war. Der junge Herr hatte seinen Vater dort hin und wieder abgeholt, wie sie selbst ihren Vater, und da hatten sie sich oft genug gesehen.

Aber der Sohn des großen Physikers — damals ein flotter Gymnasiast — hatte es im vollen Bewußtsein seines Standes und seiner Jünglingswürde verschmäht, sich mit dem kleinen Mädchen des Dieners abzugeben.

Das war nun schon zehn Jahre her. Dann verloren sie sich ganz aus den Augen. Therese bekam die Stadtluft nicht gut. Sie kränkelte fortwährend, wurde immer zarter, immer schwächer, bis der Vater aus Angst um ihr junges Leben den Entschluß faßte, die zweite Heimat, die er in Wien gefunden, Resis wegen ebenso aufzugeben wie die erste, und eine dritte auf dem Lande zu suchen. Auf Verwendung des Professors kam er als Postbeamter nach St. Andrä, kaufte sich dort mit dem Gelde, das er für sein ererbtes Anwesen bekommen, ein kleines Häuschen mit Garten und einem Stück Feld und lebte seither da. Groß war sein Glück über Resis Aufblühen, groß sein Stolz auf ihre elfenhafte Schönheit. In den hinein mischte sich aber auch ein Gefühl dunkler Sorge, besonders jetzt, wo der junge Doktor der Rechte ins Haus gekommen war. Er merkte wohl, wie dieser von Resis Schönheit betroffen und bezaubert war. Bangen Blicks forschte er in Theresens Antlitz, wie sie die Huldigungen des neuen Hausgenossen aufnahm. Was er an ihr sehen mußte, war gerade nicht geeignet, seine stille Beunruhigung zu beseitigen.

Des Doktors Blick trieb ihr stets die Röte in die Wangen, verwirrte sie. Sie, sonst so unbefangen gegen jeden Mann, fand kaum Worte in seiner Gegenwart, wagte es nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie da, die zarten Hände spielten mechanisch mit den Falten der bunten Schürze.

Panholzers Bangen verwandelte sich in einen Aerger, der an Zorn grenzte. Er ging immer so zart, als es ihm nur möglich war, mit seiner Tochter um, die selbst so zart

war, daß es schien, ein stärkerer Hauch könnte sie umblasen, ein rauhes Wort sie niederwerfen. Aber nun empfand er gute Lust, mit derber Rede dreinzufahren zwischen die beiden. Hätte das genützt, er wäre sicher mit einem Kraftwort losgebrochen. Nur empfand er, daß er klüger thäte, die jungen Leute auf ihr seltsames Gebahren nicht erst aufmerksam zu machen.

Es fiel ihm schwer genug. Er war es nicht gewohnt, sich anders zu geben, als es ihm gerade zu Mute war. Aber was blieb ihm schließlich anderes übrig?

Schon am nächsten Tage, als er den jungen Juristen im Garten traf, kam zwischen ihnen die Rede auf Resi.

„Ich gratuliere Ihnen, lieber Panholzer, zu Ihrer hübschen Tochter," nahm Oskar Reitler das Wort. „Eigentlich wär's zu verwundern, daß Sie — wie alt sind Sie doch gleich?"

„Ich? Im vierzigsten Jahr, Herr Doktor."

„Und wie lang Witwer?"

„Siebzehn Jahr, Herr Doktor. Seit sie —" er deutete auf Therese — „auf die Welt gekommen is."

„Und Sie haben die Kleine ganz allein aufgezogen?"

„Ganz allein," gab Panholzer mit stolzer Genugthuung zur Antwort. „Sie ist mein Alles auf der Welt."

Der junge Jurist nickte sinnend. „Zu verwundern ist, daß Sie — jung, wie Sie jetzt noch aussehen — Witwer geblieben sind. Aber wenn man so ein Kind hat, dann ist es besser so. Dann braucht man keine zweite Frau, dem Kinde wär' sie doch nur eine Stiefmutter gewesen. Sie sind ein braver Mann, Panholzer, und ein guter, treuer Vater. Meine Hochachtung!"

Er reichte ihm die Hand und schüttelte die des einfachen Mannes in der schlichten Uniform mit Herzlichkeit.

Seine Anerkennung rührte Panholzer. Er hatte es gar nicht empfunden, daß er dem Kinde so viel geopfert; er

wußte nur, daß ihn sein Witwerstand nie gedrückt, und daß die kleine Resi sein großes Glück war, das sein ganzes Leben ausfüllte.

„Sie is aber auch danach," meinte er, mit dem Kopfe leichthin auf das Mädchen weisend. „Ein braves Kind, ein g'scheites Mädel, und in der Wirtschaft — so schwach als s' ausschaut — nimmt's keine andere mit ihr auf. Nur eines kann s' nit: das Schlachten nämlich. So muß halt ich, wenn ich an ein' Feiertag gern ein Hähndel oder an ein' Fasttag gern ein' Fisch hätt', das Viechzeug selber abschlachten. Denn sie is so zart und wehleidig, mein Reserl, und kann kein Blut nit sehen. Wann sie sich selber einmal in 'n Finger schneid't, wird's ihr gleich übel. Und unmachtig is s' mir dabei auch schon worden."

Das Herz war dem sonst wortkargen Manne auf die Zunge getreten wie immer, wenn es seiner Resi galt. Er sprach weiter von seinem blonden Liebling, sprach mit glänzenden Augen, in lebhafterem Tempo, als man es ihm bei seiner ziemlich schwerfälligen Art zugetraut hätte, rühmte sie mit zärtlicher Ueberschwenglichkeit.

Der junge Herr hörte ihm mit mehr als bloß geheuchelter Aufmerksamkeit zu. Es schien ihm selbst verwunderlich, daß er sich für das hübsche, kleine Landmädchen so interessieren könne, daß er die langatmige Schwärmerei des Vaters geduldig ertrug. Aber es war nun einmal so, es verursachte ihm ein angenehmes Gefühl, den bezaubernden Eindruck, den sie auf ihn gemacht, durch diese Lobrede aus Vatermund in sich befestigt zu fühlen.

Die aber, der diese Lobrede galt, saß im Hintergrunde des lang und schmal sich bis zu den Feldern hinziehenden Gartens in der Jasminlaube, mit einer Flickarbeit beschäftigt; sie wußte kaum, was sie that. Sie sah nur immer den jungen bleichen Mann, der sie in früherer Zeit hochmütig übersehen, vor sich; fühlte fortwährend seinen Blick

auf sich gerichtet, und wohlige Schauer rieselten ihr mit schmerzlicher Süße durch den Leib. In ihrer Seele war etwas erstanden, das sie bis dahin nicht gekannt, nicht geahnt: eine ahnungsschwere Fröhlichkeit, eine freudige Gehobenheit und zugleich eine traumhafte Sehnsucht nach einem Glücke, das schier überirdisch sein mußte.

Niemals noch in ihrem jungen Leben hatte sie der Liebe nachgeforscht und sich gefragt, was sie wohl sei und wie. Jetzt aber wußte sie: das war die Liebe, die über sie gekommen war.

3.

Nach einem Tag unerträglicher Schwüle verfinsterte sich eine Stunde vor Sonnenuntergang jäh und vollständig der helle Himmel, daß es plötzlich fast Nacht geworden war.

Therese war eben daran gewesen, die vielen Rosenbäumchen im Garten zu begießen, als dieser Umschwung eintrat. Nun hörte sie auch vom Hause her ein heftiges Geräusch: das Anschlagen der offenen Fenster an die Hauswand und dann ein Klirren von Scherben. Das war der Sturm, der ebenso plötzlich eingesetzt und mit den Fenstern sein Zerstörungswerk getrieben.

Eilends stellte sie die Gießkanne weg und hastete in das Haus hinein, von den noch nicht zerschlagenen Fenstern zu retten, was zu retten war.

Mit heulendem Gepfeife raste ihr der Sturm entgegen, daß sie Mühe hatte, sich mit ihren zarten Kräften durchzukämpfen. In fiebernder Geschäftigkeit schloß sie die Fenster in den beiden Zimmerchen, die sie mit dem Vater bewohnte. Alles das ein Werk weniger Sekunden. Jetzt galt es noch, dasselbe in den zwei Stübchen des Herrn Doktors, die jenseits des Flurs gelegen waren, zu thun.

Schon war sie in dem ersten drinnen, da trat mit der

gleichen Jähe wie Verfinsterung und Sturm der Hagel ein, in taubeneigroßen Schlossen mit einem Eiskern, fast wie Stein. Ein greller Blitz beleuchtete für eine winzige Weile mit intensivem, bläulichweißem Lichte das Dorf, welches im Nu von weißem Eis bedeckt war. Dem Blitze folgte ein furchtbarer Donnerschlag, und das unheimliche Konzert der zur Wut entfesselten Elemente war in Gang. Es prasselte beim fahlen Schein der blassen Blitze mit einer Wut herunter, als sollten alle Dächer eingeschlagen, alle Häuser dem Erdboden gleich gemacht werden. Die kleinen Scheiben der nach Westen gehenden acht Fenster waren im Nu dahin, die Schlossen bedeckten die ganzen Zimmerböden und waren auf der Straße draußen in wenigen Minuten beinahe fußhoch aufgehäuft; die Blumen in die Erde gestampft, die Obst- und Kornernte dahin; die Felder mit den mannshohen Getreidehalmen ein Bild traurigster Verwüstung, wie es sich seit Menschengedenken in diesem Ort nicht mehr ereignet hatte.

Und Resi war ganz allein daheim! Der Vater im Dienste, der Doktor auf der Kegelbahn im Gemeindewirtshaus, die Böck Bertha, die ihr im Hause half und den Doktor zu bedienen hatte, im Wald, um Reisig zu sammeln.

Sie kam gar nicht mehr zu den Fenstern hin; auch war an ihnen nichts zu retten. Nur die leeren Fensterrahmen schlugen immer wieder an die Wand an.

An der Thür stehen bleibend, sank sie im nächsten Augenblicke auf den daneben befindlichen Stuhl. Entsetzt, erschüttert, saß sie in gebeugter Haltung da, rang in hilfloser Angst die gefalteten Hände und stammelte ein um das andere Mal mit Thränen in den Augen und einem Schluchzen in der Stimme abwechselnd: „Die armen Bauern! Gott, die armen Bauern!“

Das hörte jemand, der kurz nach ihr hereingekommen

war. Und ihre Worte gingen ihm ins Herz. Wie gut sie war, die Kleine, Zarte, Schwache, die in dieser furchterweckenden, unheimlichen Stunde nicht an die eigene Angst dachte, nur an anderer Sorge, anderer Kümmernisse.

Er dachte daran, daß er sie, die ihm scheu auswich, wo sie ihn nur erblickte, zum erstenmal in seiner Stube sah. Ein Ereignis, das er längst schon herbeigesehnt. Und wenn er kurz vorher noch still davon geträumt, wie er sich in einem solchen Falle, den er seit Wochen vergeblich herbeizuführen sich bemüht, benehmen, sie mit sich reißen wollte in den Strudel wild erregter Leidenschaft — jetzt war sein Sinn gewandelt, sein Herz bewegt.

In dem lauten Getöse der Natur hatte sie das Geräusch der auf- und zugehenden Thür nicht vernommen; seine Nähe aber fühlte sie und schreckte sie auf von ihrem Sitze.

Im Schein der Blitze, die unaufhörlich flammten, standen sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Nur überzogen sich ihre Wangen jetzt nicht mit Glut, und ihre Blicke senkten sich nicht verwirrt zu Boden.

Ihr Antlitz war in Furcht und Schrecken so weiß wie Kreide; ihr Blick vor Angst hing schutzsuchend an ihm, vertrauensvoll, in stummer Bitte, mit stummem Dank, daß sie nicht mehr allein in dem öden Hause war, das der Zerstörung preisgegeben schien.

Er griff nach ihrer Hand und hielt sie mit heißem Drucke fest. „Arme Resi!“ sprach er weich. „Sie haben sich wohl sehr gefürchtet so allein, inmitten der Verwüstung, nicht wahr?“

Sie nickte. „Ja, Herr Doktor, 's is so schauerlich!“ Jäh schossen ihr die Thränen in die Augen, und leise schluchzte sie: „Das Unglück, Gott, das Unglück! Die ganze Ernte is hin, und so viel brave Leut' sind jetzt Bettler 'worden.“

„Ihr doch nicht, Resi," tröstete er sie. „Das Stückchen Acker —"

„Wir bauen nur Erdäpfel, für uns selber," fiel sie weinend ein. „Unser Schaden is nit so groß, wir können ihn schon tragen. Aber um die anderen, die durch das Wetter ihr ganzes Hab und Gut verloren haben, thut's mir so leid. Und dann die schwere Angst, die ich ausg'standen hab' so allein."

Ein warmes, weiches Gefühl durchzog seine Brust bei der rührenden Klage des sonst so scheuen Mädchens. Er schlang den Arm um ihre im Schluchzen bebende Gestalt und zog sie sanft an seine Brust.

„Wein nicht mehr, armes Kind! Jetzt ist ja wer bei dir."

Ihr war's bei dieser unerwarteten Berührung, als ging ein elektrischer Schlag durch ihren Leib. Es gab ihr gleichwohl die volle Besinnung wieder, ließ sie aufschrecken und sich bemühen, sich zu befreien.

Oskar gab sie aber nicht frei. Noch fester zog er sie an sich, hob mit sanfter Gewalt ihr blondes Haupt empor und küßte ihren frischen Mund. Oft — oft, als wollte er damit nicht aufhören, als wollte er sie mit seinen Küssen ersticken.

„Ich hab' dich lieb, du Süße," flüsterte er ihr dazwischen zu. „So lieb, daß ich dir jedes Opfer bringen könnte, das du verlangst."

Im Anfang hatte sie sich gegen ihn gesträubt. Nun hatten seine heißen Küsse ihren Widerstand gelähmt, nun hing sie wie ein Vöglein, das sich an seine Brust geflüchtet, an seinem Halse, ihre bebenden Lippen erwiderten den Druck der seinen, in ihren glückleuchtenden Augen lag eine Welt vertrauensvoller Liebe.

„Verlangen thu' ich nix," gab sie zur Antwort. „Aber wenn Sie mich so lieb haben, wie ich Sie, dann wer-

den Sie's wohl schon von selber wissen, was Sie thun sollen."

In diesem Augenblicke hätte er ohne Besinnen sein Leben für sie hingegeben, so sehr wirkte ihr süßer Zauber auf ihn ein, ließ ihn kein anderes Gebot als das des sehnenden Verlangens kennen, nichts anderes wünschen, als ihr Vertrauen vollständig zu gewinnen.

Dennoch zögerte er, sich durch ein unbedachtes Wort zu binden. Er kannte sich, er wußte, daß seine größte Schwäche Mangel an Selbstbeherrschung war, so daß er sich mehr von Impulsen als von vernünftigen Erwägungen leiten ließ, ein Umstand, der ihm schon manchen Schaden, manche ernste Lehre zugezogen hatte. Andererseits gefiel er sich darin, sich durchaus als modern gesinnten Geist zu fühlen, alle die althergebrachten Standesvorurteile zu verlachen. Aber das hielt nun, wo es die Probe galt, nicht stand: er erschrak innerlich bei dem Gedanken, die Tochter des früheren Dieners seines Vaters etwa gar heiraten zu sollen. Dann wieder mußte er darüber lächeln.

Er fühlte ihre zarten Arme um seinen Hals, ihr klopfendes Herz an seinem, ihre ganze unberührte Jugend aufgelöst in den seligen Schauern der ersten Liebe. Und alles das vereint mit ihrem süßen Liebreiz drang mit unwiderstehlicher Macht auf seine Sinne ein, versetzte ihn in einen Taumel lechzenden Begehrens.

Er gab ihr keine Antwort auf ihre halbe Frage. Er drückte sie mit wilder Leidenschaft an sich, daß es ihr weh that, und bat nur: „Sei mein, Resi, sei mein." Seine Stimme klang erstickt in wild erregter Glut, seine Küsse raubten ihr den Atem. Und draußen tobte das Gewitter weiter, als wollte es die Welt in ihren Grundfesten erschüttern.

Thereſe hatte keine Angst mehr vor dem Unwetter, aber vor dem Manne, der ihr die Seele aus dem Leibe küssen

wollte, und vor seinem erstickten Flehen, das ihr eine unbekannte Gefahr zu bergen schien, wurde ihr plötzlich bange.

Mit dem ganzen Aufgebote ihrer Kräfte wollte sie sich von ihm befreien; allein er ließ sie nicht los. Seine Arme hielten sie fest. Er hatte die Herrschaft über sich vollständig verloren, stand für nichts mehr ein.

„Herrgott im Himmel, hilf mir!“ stieß sie erstickt, in wahnsinniger Angst hervor.

In diesem Augenblicke erfüllte ein bläulichweißes Licht von grellem Glanz die Stube. Eine kleine Feuerkugel löste sich daraus, fuhr knapp neben den beiden in den Boden, gefolgt von einem Donnerschlage von so unerhörter Gewalt, daß sie auseinander gerissen und an die Wand geworfen wurden.

Betäubt lehnten sie dort, mit verstörten Gesichtern, kaum wagend, auch nur zu atmen. Oben in der Decke wie unten auf dem Boden war ein schwarzes kleines Loch zu sehen. Der Blitz hatte, wie sich später herausstellte, ohne zu zünden ins Haus eingeschlagen.

Aufatmend faltete sie die Hände, drückte sie an die Brust. Ein stummes Dankgebet. Dann wandte sie sich wortlos ab, um das Zimmer zu verlassen. Schon war sie auf der Schwelle, da erklang ihr Name hinter ihr, zweimal, in rascher Aufeinanderfolge: „Therese! Resi!“

Es schien ihr fast unmöglich, daß dieser Ton, der weich und leise, in schüchternem Flehen an ihr Ohr klang, von demselben Manne herrühren konnte, der wenige Sekunden früher noch eine Beute wildester Leidenschaft gewesen war.

Dieser Ton bannte sie unwillkürlich. Sie blieb stehen, wandte den Kopf nach ihm.

Traurig, vorwurfsvoll war ihr Blick. Es lag aber auch etwas wie eine schwere Enttäuschung darin, als wollte sie sagen: „Für was hab' ich dich gehalten, und als was hast du dich mir gezeigt?!“

Flehend streckte er ihr die gefalteten Hände entgegen; flehend war sein Blick. „Geh nicht so von mir, Resi," bat er gepreßt. „Mir thut es leid. Ich war nicht bei Sinnen. Verzeih mir."

Sie wehrte sich nicht gegen das vertrauliche Du, das ihm halb unbewußt wieder über die Lippen kam. Sie empfand auch keinen Groll mehr gegen ihn; sie war durch seine Reue vollständig entwaffnet. Aber sie hatte das Vertrauen zu ihm verloren, und was sie nun empfand, war das leidvolle Gefühl getäuschter Liebe.

Sie nickte zweimal langsam mit dem blonden Kopfe. „Verzeihen — ja, Herr Oskar." Ihre Lippen zuckten schmerzlich, ihre Stimme bebte in unterdrückten Thränen. „Aber ich glaub', wir zwei haben sonst nix mehr miteinander zu reden, denn ich bin viel zu gering für Sie, Sie viel zu hoch für mich. Und darum is 's am besten, Sie gehn von uns weg, bevor ich's meinem Vater sagen muß, daß es nit gut thut, wenn Sie länger noch im Haus da bleiben."

Ohne seine Antwort abzuwarten, wollte sie hastig hinaus, oben auf dem Dachboden nachsehen, ob der Blitz nicht gezündet hatte.

Im Nu war er bei ihr. Erschreckt von ihrer sanften, kummervollen Drohung, übermannt von dem Verlangen, sie ganz versöhnt und wieder vertrauensvoll zu sehen, faßte er ihre Hände. „Das darfst du nicht thun, Resi! Das darfst du nicht!" flehte er. „Darfst deinen Vater nicht unruhig machen, mich vor ihm nicht verdächtigen! Ich liebe dich, ich kann nicht ohne dich sein, und so bitte ich dich jetzt innig, zweifle nicht länger an mir. Ich liebe dich so grenzenlos, daß ich dir mein Leben zum Opfer bringen könnte. Warum sollte ich da zögern, dich zur Frau zu nehmen, wenn du es werden willst? Sag mir also, daß du das willst."

Er war jetzt wieder im Feuer, wie umgewandelt. Seine Phantasie berauschte sich daran, die süße, herzige Dirne der ganzen Welt, vornehmlich der anmaßenden Wiener Gesellschaft zum Trotze heimzuführen, in ihrer frischen Natürlichkeit Genesung seiner Ueberreiztheit zu suchen. Er dachte daran, daß Größere als er ihr Schicksal mit dem unbedeutender, niedriggeborener Frauen verknüpft hatten. Und es gelüstete ihn, es ihnen nachzuthun.

So gab er sie nicht frei, umspannte mit den Armen ihre Schultern und flehte, bat um ihr Jawort, bis sie sich von seinem heißen Drängen überzeugen ließ und einwilligte, daß er ihr den Brillantring, den er kokett am kleinen Finger seiner Linken trug, an den Goldfinger der Rechten steckte zum Zeichen der vollzogenen Verlobung.

Dann riß er sie mit einem Jubellaut an sich, drückte sie mit einer zärtlichen Innigkeit, die in ihr keine Furcht mehr aufkommen ließ, ans Herz und nannte sie glückstrahlend seine liebe, kleine Braut.

Ein Veilchen blieb sie still. Sie konnte es nicht fassen, daß sich das alles so gewendet, daß sie nun wirklich sein war, sein eigen sein sollte für's Leben. Sie, eines schlichten Mannes Kind! Und was der Vater nur dazu sagen würde, und das ganze Dorf! Ach, wie doch alle diese Mädchen sie beneiden, ihr das Glück mißgönnen würden!

Ein Wirbel der Glückseligkeit ergriff sie. Sie sah ihn nur mit großen, glückleuchtenden Augen an. Dann sank ihr Kopf an seine Brust, und murmelnd, unbewußt kam es von ihren Lippen: „Jetzt möcht' ich sterben, daß ich ewig, ewig dran glauben kann! An dieses große Glück!"

„Meine Resi! Mein ganzes Glück!"

In diesem Augenblicke glaubte er es wirklich, daß sie sein ganzes Glück sei.

4.

Die Hagelkörner bedeckten alle Felder und Straßen in solcher Menge, daß Therese nicht den gewohnten Weg zum Stationsgebäude machen konnte, um dem Vater das Abendessen zu bringen. Er mußte in dem Bahnrestaurant speisen. Die Sorge, wie sein Kind, sein Haus das fürchterliche Unwetter überstanden hatten, quälte ihn sehr, aber er konnte den Dienst unmöglich verlassen.

Panholzer zählte die Stunden und Minuten, bis es ihm vergönnt sein würde, heimzukehren; er fand keine Ruhe die ganze Zeit, obgleich ihm die Versicherung gegeben worden war, daß sein Haus trotz des eingeschlagenen Blitzes nicht mehr Schaden erlitten habe als die übrigen Häuser. Auch seine Resi sei wohlbehalten gesehen worden. Es war ihm bang zu Mute, als wäre etwas geschehen, das nichts Gutes sein konnte, ein Unglück, das mit seinem Kinde auch ihn treffen mußte.

Es hatte sich wohl öfter schon ereignet, daß seine Resi ihm das Frühstück durch irgend wen schickte, der gerade zur Station mußte, wo das Postamt sich befand, aber nun, da das wieder der Fall war, schien ihm das als eine Bestätigung seiner schlimmen Ahnung. Die Böck Bertha überbrachte ihm mit dem Essen die schönsten Grüße seiner Tochter. „Die Resi wär' gern selber kommen," fügte sie hinzu, „aber 's giebt im Haus so viel zu thun, daß sie nit abkommen kann. Ich soll auch noch sagen, daß sie schon die größte Sehnsucht nach dem Herrn Vater hat, daß er ihr helfen thut, und dann auch, weil s' ihm etwas ganz B'sonders zu erzählen hätt'."

Panholzer horchte auf. „Was ganz B'sonders?" wiederholte er mit Hast.

Die Böck Bertha bejahte eifrig und geheimnisvoll. Sie wußte zwar von nichts, aber es that ihr wohl, die Ueberbringerin einer so verheißungsvollen Nachricht zu sein.

„Was kann's denn ſein?“ forſchte Panholzer drängend.

Das ältliche Mädchen mit der robuſten Geſtalt zuckte mit den Achſeln. „Ja, wenn ich das nur ſelber wüßt'. Mir ſcheint's aber, die Reſi is grad deswegen nit herkommen, weil ſ' es Ihnen da nit ſagen mag. Daheim geht ſo was beſſer, als vor die Leut'. Und ſie hat g'ſagt: „Der Vaterl muß der erſte ſein, der's weiß.“ Ja, das hat ſ' g'ſagt, Herr Panholzer.“

Ihre Worte ſchwirrten ihm im Kopf herum. Sie deuteten wohl nicht gerade Schlimmes an; aber er konnte ſich nicht helfen: ihm war's nun einmal ſo, als drohe ſeinem friedlichen Hauſe eine Gefahr.

Wie von einer Zentnerlaſt befreit, atmete er auf, als es endlich ſo weit war, daß er heimkehren konnte. Ganz erfüllt von unruhiger Spannung hatte er keine Aufmerkſamkeit für den traurigen Anblick der zerſtörten Fluren, Gärten, Häuſer, an denen er vorbei mußte. Erſt vor ſeinem Anweſen ſchien er aus ſeinem Traume zu erwachen.

Wie das alles ausſah! Die ſcheibenloſen Fenſter, das von den grauen Schindeln zum größten Teile entblößte Dach, der Garten mit den niedergeſchlagenen Blumen! Und die alten Bäume, deren ſchattiges Laub verſchwunden war! Wie lang das brauchen würde, bis es ſich wieder halbwegs erholte, und wieviel Geld das alles koſten würde!

Zwei zarte Arme ſchlangen ſich von rückwärts um ſeinen Hals. „Gelt, Vaterl, das is traurig?“ ertönte halblaut eine ſanfte Stimme. „Aber kräm dich nur nit, Vaterl, 's wird ſchon wieder werden, wie alles war. Vielleicht noch ſchöner. Was Gott nimmt, er giebt's auf andere Weiſe zehnfach wieder.“

Er legte ihr die rauhe Hand auf das blonde Haar und drückte ſie in zarter Innigkeit an ſich. „Haſt recht, mein Liebling. Aber was is g'ſchehen, was wollt'ſt du mir ſagen?“

„Kommst nit von selber drauf, Vaterl? Willst's nit lieber erraten?" fragte sie mit frohem, stolzem Lächeln zurück.

Er schob die Mütze mit dem schwarzen Lederschirm aus der gebräunten Stirne, die nur ganz oben einen weißen Streifen hatte, und schüttelte den Kopf. „Kann mir's nit denken, Reserl. Mußt mir's schon sagen. Den ganzen Tag hab' ich daran gedacht, was es nur sein kann. Alsdann sag mir's lieber gleich."

„Ja, Vaterl, gleich." In ihrem Blicke strahlte es freudig auf, sie lachte leise voll Glück in sich hinein. „Sag mir einmal, du liebes Vaterl, was g'spürst auf deinem Hals?"

Verwundert schaute er zu ihr hernieder. „Na, was werd' ich g'spüren? Deine Händ' sind's, Reserl."

„Ja, meine Händ'." Nun lachte sie fröhlich auf. „Aber sonst g'spürst nix? 's is was dran an der einen Hand. Da schau nur her, Vater. Was is denn das da?"

Rasch zog sie die Rechte hervor, hielt sie ihm hin.

Er starrte betroffen auf den funkelnden Brillanten an ihrem Goldfinger. „Von wem hast's 'kriegt?" stieß er hastig hervor.

„Von —" sie deutete auf die Fenster, die nach Oskars Stuben gingen.

Panholzer ließ das junge Mädchen jäh los. „Vom Doktor?" fragte er in rauhem Tone. „Wie kommt der dazu, daß er dir solche Präsenter macht?"

„Wie er dazu kommt?" Wieder lachte sie voll Freude auf. „Ja, das is ja der Brautring, Vaterl."

„Brautring!" Wie ein erschreckter Ausruf kam es von seinen Lippen, nicht als ein Freudenlaut.

Sie flüchtete sich neuerdings an seine Brust, umschlang ihn mit den Armen, barg ihr erglühendes Antlitz an seiner Schulter. „Ja, Vaterl, ja. Wir haben uns miteinand'

verſprochen und werden Mann und Frau, wenn du uns deinen Segen dazu giebſt. Und gelt, du wirſt ihn geben, liebes gutes Vaterl?"

Er gab nicht ſogleich Antwort. Wie vor den Kopf geſchlagen ſtand er da, betäubt, erſchüttert in den Tiefen ſeines Weſens.

Sie hatte ſich verlobt und bat nun um ſeinen Vaterſegen, hing an ſeinem Halſe, wie ſie wohl geſtern und wahrſcheinlich auch heute ſchon an dem Halſe des Geliebten gehangen hatte! Hing da ſo harmlos, in kindlichem Vertrauen, als Tochter an dem Vater! Und war doch nicht ſeine Tochter! War nicht ſein Kind!

Wie ein Donnerſchlag dröhnte das plötzlich an ſein Herz. Was er in ſiebzehn Jahren nicht gedacht, empfunden — jetzt kam es ihm mit Ungeſtüm zum Bewußtſein: nicht ſeine Tochter, nicht ſein Kind! Nur das Kind ſeiner Stiefſchweſter, eine arme Waiſe, die er nach Geſetz und Recht heimführen durfte als geliebtes Weib, wenn ſie es ſelbſt ſo gewollt hätte. Und nur ein Mädchen, das er mehr liebte, als ſich ſelbſt und alles andere auf der Welt. Die Heimat, ſiebzehn Jahre ſeines Lebens, ſein ganzes Sein hatte er ihr geopfert. Und ſie wollte nun von ihm gehen, ihn allein laſſen, ſein Glück, ſein Herz, ſeine Seele mit ſich nehmen; einem fremden Manne folgen, der nichts für ſie gethan, ihr nichts geopfert, ſie nur beſitzen wollte, weil ſie jung und ſchön war.

Nun war es da, das Leid, das Unheil, das er in qualvoller Unruhe vorhergeahnt. War's nicht genug an dem zerſtörten Anweſen? Mußte ihn auch das noch treffen? Mußte er erkennen, daß er ſie nicht nur als Vater liebte — nein, auch als Mann! Und er durfte es ihr doch nicht ſagen — es ihr niemals ſagen!

Sie hing an ſeinem Halſe, flehte in bebender Erwartung um ſeine Zuſtimmung und wußte, ahnte nicht, daß

sie grausam das eine von ihm erbat: „Reiß dir, den ich für meinen Vater halte, das Herz aus der Brust! Versinke in Nacht und Graus! Nur laß mich ziehen mit einem anderen, der mir lieber ist, viel lieber, als du!“

Mit rauher Hast befreite er endlich seinen Hals von den zarten Mädchenhänden und stieß Therese von sich.

Erstaunt mehr als verletzt sah sie ihn an. Niemals noch hatte er sie so behandelt.

„Is dir's nit recht, Vaterl?“ fragte sie schüchtern. „Hast du gegen den Doktor was einzuwenden?“

„Hast ihn so gern?“ fragte er gepreßt zurück.

„Ja, Vater. Ich glaub': sterben könnt' ich für ihn.“

Panholzer fuhr sich mit der Hand nach dem Uniformkragen, den er lockerte, als fühle er sich gedrosselt. „Und glaubst, sein Vater wird's so mir nix, dir nix zugeben, daß er ein armes Landmädel zum Weib nimmt?“

„Er is der einzige Sohn, Vater. Sein Vater wird nix dagegen haben.“

„Wenn er's aber doch hat? Was dann?“

„Dann“ — sie blickte zuversichtlich, und ihr Ton klang überzeugt — „dann, Vater, is er Manns genug, daß er's durchsetzt, auch gegen den Willen seines Vaters.“

„Und du glaubst, das könnt' euch Segen bringen, Resi?“ Die Rauhheit verlor sich aus seiner Stimme. Etwas Weiches, Kummervolles lag nun darin, sein Blick forschte besorgt in dem des Mädchens.

Therese hob leicht die Schultern. „Wenn nur du uns deinen Segen giebst, Vaterl. Der bringt uns Glück.“ Sie sprach es mit einer schlichten Innigkeit, die ihn rührte.

Er wandte das Gesicht zur Seite, um vor ihr das verräterische Zucken seiner Mienen zu verbergen.

„'s is gut, Resi,“ sagte er nach einer kleinen Weile mühsam. „Ich werd' schon noch mit ihm selber reden.

Er muß ja doch auch zu mir kommen, wenn er dich mir schon nehmen will."

Täuschte sie sich, oder klang es wirklich wie ein Stöhnen aus seinen Worten heraus? Sie horchte auf, sah ihn verwundert an. Aber sein Gesicht blieb abgewandt. Was war das nur? Warum fiel es ihm gar so schwer, sein Jawort zu geben? Er sollte sich ihres großen Glückes freuen! Statt dessen nahm er's wie ein Unglück auf. Mißtraute er dem Bräutigam vielleicht?

„Ich kenn' mich heut in dir nit aus, Vaterl," klagte sie mit stillem Seufzer. „Was hast denn nur? Warum schaust mich gar nit an?"

Sie wollte bittend seine Hand ergreifen; er wehrte ab, trat rasch einen Schritt zurück. Eine flammende Röte färbte sein Antlitz, eine dunkle Leidenschaft loderte in seinen Augen auf.

Was er hatte? O, er wußte es, war sich darüber voll Pein und Schrecken klar. Er hätte auf sie zustürzen, sie heiß umfassen mögen und bitten: „Bleib da, mein Reserl, mein Alles auf der Welt. Ich kann nit ohne dich sein, und lieber als ich kann dich auf Erden niemand haben. So hab Erbarmen und bleib da bei mir. Du bist ja gar nit meine Tochter, aber meine Frau kannst werden. Mein liebes Weib!"

In wildem Ungestüm drängte es aus ihm heraus; wie rasend kämpfte er dagegen an, mit gewaltsam verhaltenem Atem, mit fest verbissenen Zähnen, mit krampfhaft geballten Händen.

Wäre nicht sein Schwur gewesen, der sterbenden Schwester in die Hand geleistet — er hätte nun dem Mädchen das Geheimnis ihrer Geburt enthüllt. So aber durfte es nicht sein.

Er gab Therese keine Antwort. Jäh drehte er sich um und ging ins Haus hinein.

Bestürzt, nachdenklich folgte ihm das Mädchen, doch wagte sie es für den Augenblick nicht, ihm auch in das Zimmer nachzugehen. Sie klopfte nur leise an die Thür und mahnte ihn daran, er möge nur gleich in die Küche kommen, sonst werde das ganze Essen kalt.

Er kam aber nicht heraus. Ihm war für jetzt der Appetit vergangen. —

Oskar ließ nicht lange auf sich warten. Kaum wußte er Panholzer daheim, so kam er über den Flur herüber und trat ins Zimmer. Doch hatte er auf dem kurzen Wege dahin von Therese schon erfahren, daß der Vater heute wie ausgewechselt und mit ihm nicht viel zu reden sei.

Das flößte dem jungen Herrn ein kleines Unbehagen ein. Es steigerte sich, als er den Blick des schlichten Mannes dunkel und verschleiert auf sich gerichtet sah. Kein Gruß empfing ihn, kein freundliches Wort. Panholzer stand nur von seinem Stuhle auf, blieb steif stehen, streckte ihm nicht wie sonst die schwielige Hand entgegen. Stumm wartete er auf die Ansprache des anderen, der um Therese werben kam.

Oskar verlor seine Sicherheit mehr und mehr. Zögernd kam er näher, einen verlegenen Ausdruck in den Mienen. So hatte er sich den Empfang als Freier nicht vorgestellt.

Eine schwüle Pause lastete sekundenlang in dem Gemache mit der niedrigen Decke. Dann rief der Doktor Reitler sein Standesbewußtsein zu Hilfe und schüttelte gewaltsam die Beklemmung ab.

„Sie werden wohl schon von Ihrer Tochter wissen, was mich herführt, Herr Panholzer," hub er in verbindlichem Tone an, den anderen zum erstenmal mit „Herr" ansprechend. Ein Weilchen wartete er vergeblich auf Antwort. Das stachelte ihn auf. Zum Kuckuck auch! Dem Menschen da sollte es die höchste Ehre sein, in ihm den zukünftigen Schwiegersohn zu sehen; indessen benahm er

ſich, als nahte ihm ein Feind. Es mußte aber hingenommen werden, wie es war, und die ungemütliche Sache ſchnell zu Ende geführt werden.

So ſetzte Oskar nicht ohne eine gewiſſe freundliche Herablaſſung raſch hinzu: „Ich liebe Ihre Tochter, wünſche Sie zur Frau und bitte Sie hiermit um Reſis Hand.“

Panholzers mittelgroße Geſtalt ſchien ſich höher aufzurichten, als er in kurzem, knappem Ton zur Antwort gab: „Viel Ehr' für uns, Herr Doktor, aber Sie werden ſchon verzeihen: das Ganze kommt mir ein biſſerl zu ſchnell vor. Es könnt' Sie bald gereuen.“

Das blaſſe Antlitz Oskars bedeckte ſich flüchtig mit einer leichten Röte. In ſeinen dunklen Augen blitzte es zornig auf. „Ich will Ihren Zweifel lieber nicht gehört haben, Herr Panholzer,“ entgegnete er, ſich beherrſchend. „Ich bin Manns genug, um mir über meine Gefühle und Entſchlüſſe im reinen zu ſein. Und ſo geſtatten Sie mir zu fragen, ob Sie Ihre Einwilligung dazu geben, daß Reſi und ich unſere Verlobung aufrecht halten dürfen.“

Panholzer war es, als ſpränge etwas in ihm entzwei. Seine Selbſtſucht war gebrochen. Er durfte ſich dem Glücke Reſis nicht hindernd in den Weg ſtellen, mußte ſie dem anderen überlaſſen, der — jung und ſchön und vornehm — ihr eine Stellung in der Welt zu bieten hatte, die ſie in ihren kühnſten Träumen nicht erhofft. Aber er hatte doch auch ſeine Bedingungen zu ſtellen.

„Wenn's ſchon einmal ſo weit is, Herr Doktor“ — ſein Ton klang ernſt, doch nicht mehr kühl und ſchroff — „ſo muß ich freilich Ja und Amen ſagen; aber ich ſag's erſt dann mit gutem Gewiſſen, wenn Ihr Herr Vater mir mit dem Ja vorangegangen is. Der Herr Profeſſor, der mir ſo viel Gutes gethan hat, ſoll nit glauben, daß wir einfachen Leut' uns in ſeine Familie hineindrängen woll'n.“

„Das wird er nicht glauben, lieber Panholzer.“ Oskar ließ nun den zeremoniellen Ton wieder fallen. „Dazu kennt er Sie zu gut.“ Er ließ es sich nicht anmerken, wie unangenehm ihm der Hinweis auf seinen Vater war, und ergänzte seine ausweichende Antwort mit den rasch hinzugefügten Worten: „Uebrigens leben wir in einer Zeit, wo die Standesunterschiede keine besondere Rolle mehr spielen. Sie werden sehen, lieber Panholzer: als meine Frau ist die Resi in einem Jahre so weit, daß sie mit allen Stadtdamen im Auftreten konkurrieren kann. Sie ist jung, gescheit und bildungsfähig, und mir wird es die größte Freude sein, sie für den Rang, den ich im Leben einzunehmen hoffe, zu erziehen. Machen Sie sich also darüber keine Sorge.“

Er hatte sich in Eifer hineingeredet, den schlichten Mann auch überzeugt. Nur seine Absicht, ihn auch von dem Gedanken an den Vater abzubringen, hatte er nicht erreicht.

„Alles ganz schön und gut,“ gab Panholzer zur Erwiderung, „aber übern Herrn Professor geh' ich nit hinweg. Der hat dabei so gut sein Wort zu reden als ich, und mehr noch als ich. Und drum, Herr Doktor, fahren S' halt zu ihm nach Wien und sagen S' ihm, was g'schehen is, und fragen S' ihn, ob er mein Reserl als Schwiegertochter nit verachten thät'. Und dann, wenn er mit Ihnen herkommt, dann können S' es auch haben, mein Reserl. Sonst aber nit und früher auch nit. Wir sein nur geringe Leut'; aber wir haben auch unsern Stolz als rechtschaffene Menschen und drängen uns niemand nit auf. Und zu guter Letzt werden S' auch noch begreifen, Herr Doktor, daß Sie, ob's jetzt so oder so ausgeht, nit länger bei uns im Haus sein können. Für Brautleut' schickt sich's nit, unter ein' Dach zu wohnen. Nix für ungut, Herr Doktor, aber das, was ich alles g'sagt hab', is recht und billig, und dabei bleib' ich.“

Damit endete der Hauptsache nach die Unterredung der beiden Männer; das war das Resultat der Werbung Oskars. Er fühlte sich darüber arg enttäuscht, und es kostete ihn Anstrengung genug, seinen Unmut zu verbergen; doch sah er ein, daß er sich fügen mußte, wollte er das Mißtrauen Panholzers nicht neuerdings und stärker als vorher erwecken. Noch war er aber überzeugt, daß Resi sein ganzes Herz ausfüllte; daß er nicht leben könne ohne sie. Aufgestachelt durch den Widerstand des Vaters, der ihm das eigensinnig begehrte Kleinod vorenthielt, das Erlangen desselben in unbestimmte Ferne rückte, lockte es ihn mächtig, dem Manne zu beweisen, daß er ihm mit Unrecht mißtraue.

Am Nachmittage schon fuhr er nach Wien, zum Bahnhofe begleitet von dem Vater der Geliebten, nicht von ihr selbst. Panholzer ließ das nicht zu, damit die Leute nichts zu reden hätten.

Von Trennungsweh verzehrt, blieb Therese allein im Hause zurück. Der Brillantring fehlte an ihrer Rechten. Der Vater war so hart gewesen, ihr auch den abzufordern, um ihn dem Eigentümer bis auf weiteres zurückzustellen. Noch betrachtete er sie nicht als Oskars Braut, konnte es nicht thun. So sollte sie lieber durch nichts daran gemahnt werden.

5.

Fräulein Emilie Reitler pochte sachte an die Thür, die zum Studierzimmer des Professors, ihres Bruders, führte. Auf sein „Herein" that sie die Thür ein wenig auf und steckte den dunklen, leicht ergrauten Kopf durch den Spalt.

„Möchtest du nicht zum Nachtmahl kommen, lieber Johann?" bat sie mit ihrer sanften Stimme.

Der Professor, in eine wissenschaftliche Lektüre vertieft

gewesen, wandte sich verwundert nach ihr um. „Ist's schon so spät?“

„Acht Uhr. Du kommst doch gleich?“

„Sogleich.“

Das alte Fräulein verschwand. Seit dem vor wenigen Jahren erfolgten Ableben ihrer Schwägerin führte sie dem Bruder den Haushalt in so musterhafter, vor allem geräuschloser Weise, daß er bei aller Pietät für seine dahingeschiedene Gattin erst jetzt an seiner Lebensneige ein vollständiges Wohlbehagen im Hause kannte. Die verstorbene Frau Professor war für den vielbeschäftigten, der strengsten Sammlung bedürfenden Gelehrten eine in ihrem Liebebedürfnisse zu anspruchsvolle Frau, auch von zu lebhaftem Temperamente gewesen; hatte für seine wissenschaftlichen Bestrebungen wenig Sinn gehabt, ihn zwanzigmal im Tage darin gestört, ihm die ganzen Jahre ihrer Ehe den Vorwurf gemacht, daß ihm seine Wissenschaft lieber sei als seine Frau, und daß er besser daran gethan hätte, ein alter Hagestolz zu bleiben, als eine Frau unglücklich zu machen. Nun, da sie tot war, sah er ein, daß die arme Frau mit dem unruhigen Geiste und der heiß nach Zärtlichkeit verlangenden Seele an seiner Seite nicht gefunden hatte, wonach sie immerfort im Leben verlangt, und eine stille Wehmut erfaßte ihn, wenn er der armen, um ihr Glück getäuschten Genossin gedachte. Die milde Leitung seiner unvermählt gebliebenen Schwester aber ließ ihn den schmerzlichen Verlust schnell überwinden. Das Leben des Gelehrten nahm über das geschlossene Grab hinweg seinen Gang, in seiner Ruhe nicht einmal durch den Sohn gestört. So sehr respektierte dieser des Vaters Bedürfnis nach Stille. Auch hielt sich Oskar wenig im Hause auf.

Professor Reitler hatte im Speisezimmer an dem geschmackvoll gedeckten Tische kaum der Schwester gegenüber

Platz genommen, als draußen der schrille Ton der elektrischen Wohnungsklingel erscholl.

Eine Sekunde später öffnete sich die Thür. Oskar stand auf der Schwelle und trat lächelnd ein. Er sah nicht mehr so bleich aus als vor wenigen Wochen. Das Antlitz, von Sonne und Landluft leicht gebräunt, machte den Eindruck gekräftigter Jugendfrische.

„Du bist es, Oskar?“ rief der Vater erstaunt.

Der junge Mann nickte mit heiterer Miene. „Ja, Papa, ich.“

„Was bringt dich her?“ fragte der Professor mit forschendem Blick. „Du bist des Landlebens doch nicht schon satt geworden?“ Er kannte den unbeständigen Charakter Oskars leider nur zu gut.

Die Tante drückte auf die Tischglocke, befahl dem eintretenden Mädchen, ein drittes Gedeck aufzulegen, während Oskar, mit einem halben Auflachen am Tisch Platz nehmend, zur Antwort gab: „O nein, Papa, das gar nicht.“

„Was dann also?“

Er hatte es sich auf dem ganzen Wege her so leicht vorgestellt, dem Vater im Tone ruhiger Selbstverständlichkeit zu sagen: „Ich habe mich verlobt, komme her, um dir das mitzuteilen und bitte um deine Zustimmung, da der Vater meiner Braut darauf besteht.“ Er wußte auch, es hätte die ganze Sache sehr erleichtert, wenn er diesen leichten, gelassenen und doch festen Ton gefunden hätte. Allein er fand ihn nicht.

Ein Blick auf die ernste Vornehmheit der Zimmereinrichtung in ihrem altdeutschen Stile ließ ihn unwillkürlich zwischen diesem Gemache und dem ländlich-schlichten Heim da draußen einen Vergleich ziehen, ihn mit Augenblicksgewalt erkennen, daß das zwei verschiedene Welten waren, durch einen klaffenden Abgrund getrennt. Und erst die Menschen! Die mehr, weit mehr noch als die Häuser.

Da saß die Tante. Ein graues Kleid von feinem Stoffe und elegantem Schnitte umschloß ihre schlanke Gestalt mit der vornehmen Haltung und den sorgfältig gepflegten Händen. Der stolz und anmutig getragene Kopf mit dem feinen Antlitz, dem klugen, ruhig vornehmen Blicke; die gewählte Sprache: das ganze Wesen einer Dame der Gesellschaft, die sich fühlt.

Und da der Vater! Ein Mann mit einem Namen, der in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt war; gewohnt, sich in auserlesenen Kreisen zu bewegen. Und nun dagegen der Vater seiner Braut: schwerfällig, mit breiter, derbtöniger Redeweise in der Mundart des gemeinen Volkes; ein beschränkter, harter Bauernschädel! . . .

Arme Resi! Arme Resi! Du bist ja doch sein Kind! Zwar schön und fein wie eine Prinzessin, die ein böser Zauber in eine Gänsemagd verwandelt hat; aber doch Fleisch und Blut von dem Plebejer, der dein Vater ist. Und deine Hände sind auch klein und zart; aber braun ist ihre Farbe, rauh ihre Haut. Wenn du sprichst, so ist's, als läutete ein Silberglöckchen, und perlend fließt die Rede von deinen Lippen; aber die Mundart deines Vaters haftet auch dir an, und du weißt nichts von dem, was in den höheren Kreisen notwendig und üblich ist. Du armes süßes Gänseblümchen passest nicht in eine Alabastervase im Salon; nicht in dieses Haus. Die anderen alle, die Dienstleute mit inbegriffen, würden es dir zu einer Hölle machen, und sterben würdest du vor Sehnsucht nach deinem schlichten Häuschen, nach deinen grünen Wiesen, deren Kind du bist.

Und er selbst? Verhöhnen würden sie ihn alle, die Achseln zucken, sich gesellschaftlich von ihm zurückziehen.

Das zog im Nu durch seinen Sinn, erfüllte ihn mit Scheu und Beschämung. Die leichtsinnige Zuversicht, mit der er hergekommen, war vollständig verschwunden. Hin-

ein spielte ein plötzlich aufsteigender Groll gegen Resis Vater, daß er ihm das zugemutet, ein Groll, der sich auch auf seine eigene Person erstreckte, daß er auf das blöde Ansinnen des Plebejers eingegangen war. Als ob er nicht Mann genug wäre, einzustehen für das, was er that, durchzuführen, was er begonnen. Er hätte Resi einfach so schnell als möglich zu seiner Frau gemacht, den Vater und die Tante vor eine vollendete Thatsache hingestellt. Dann hätte er sich mit seiner jungen Frau ein Jahr lang von aller Welt zurückgezogen, die Kleine für sich herangebildet, wie er sie brauchte, und alles wäre in schönster Ordnung gewesen. Aber daß er wie ein Knabe bittend zum Vater kommen mußte, um alles andere, nur kein Ja zu hören — da bedankte er sich dafür!

„Was denn also?" fragte der Professor nochmals, da er nicht gleich Antwort bekam.

Oskars Erwiderung erfolgte nun rasch, in hastigem, fast gestammeltem Tone, unter leichtem Erröten. „Nur eine vorübergehende Sehnsucht nach Wien und nach städtischem Komfort. Man ist ja da draußen wie auf einer weltfernen Insel: kein Café, keine Zeitungen. Mein erster Weg war ins Café, um mich von dem Schrecken des gestrigen Unwetters draußen zu erholen. Das hat mir einen kleinen Vorgeschmack vom Weltuntergang beigebracht."

Das kleine Schamgefühl über diese Ausflucht war bald vorüber. Es freute ihn sogar, daß er auf dieses Elementarereignis, von dem alle Blätter berichteten, zu sprechen gekommen war.

Der Vater, mehr noch die Tante, gingen mit Interesse darauf ein, hörten Oskars Schilderungen zu und fanden es schließlich ganz begreiflich, daß er, wie er plötzlich gelegentlich einwandte, eine Woche in Wien bleiben wollte, bis draußen wieder alles in Ordnung sei. —

Die Woche schwand dahin. Oskar sollte wieder hinaus nach St. Andrä.

In letzter Stunde überlegte er es sich anders. Wozu wieder hinaus? Er kannte den Ort nachgerade gut genug und wußte andere Ortschaften, wo es genau so schön und still sei wie dort. Da wollte er sich lieber eine andere Erholungsstätte suchen.

Weder dem Professor noch dessen Schwester fiel an dieser plötzlichen Entschließung etwas auf. Oskars sprunghafte Entscheidungen waren ihnen nichts Neues. So redeten sie ihm nichts darein.

Zwei Tage später war wieder tiefe Stille in des Professors Heim eingekehrt. Oskar war fort; in Kritzendorf draußen an der Franz Josephsbahn.

Er war gegangen, ohne dem Vater gesagt zu haben, weshalb er eigentlich gekommen war. Zu peinlich wäre ihm die Auseinandersetzung gewesen, die dann hätte folgen müssen. Doch ging er mit dem festen Vorsatze fort, von seinem neuen Aufenthaltsorte aus dem Vater ausführlich zu schreiben und dessen schriftliche Zustimmung zur Verlobung und Vermählung zu erbitten.

Allein ein Tag um den anderen verstrich, ohne daß er sich zu diesem Schreiben aufraffen konnte.

Die Sehnsucht nach Therese quälte ihn nur kurze Zeit und schlief dann langsam ein. Der Zauber des holden Landkindes verblich, das Strohfeuer seiner Liebe erlosch, sein Begehren wandte sich einer anderen zu, die ihm der Zufall in den Weg geführt: eine junge Schauspielerin, die er da draußen kennen gelernt, ein schönes, leichtfertiges Ding, das ihn durch ihre Koketterie festhielt.

Therese war geopfert. Er dachte kaum mehr an sie zurück. Nur im Schlafe war's ihm manchmal, in tiefer, stiller Nacht, als klänge ihm von fern her ein leises Weinen ans Ohr. Ein Weinen, wie er's einmal von Therese gehört.

Aber das war ja nur Traum, vielleicht nicht einmal das — nur Einbildung, Sinnestäuschung, eine Folge seines nervösen Zustandes.

Es hielt nicht stand in ihm, wirkte nicht nach. Das helle Tageslicht verscheuchte die Erinnerung daran. Theresens Schicksal wurde ihm nach und nach so gleichgültig, als hätte er sie nie gekannt.

Warum auch war ihr Vater zu allem Ueberflusse noch so borniert gewesen, ihm den Brautring zurückzugeben? Er hatte damit übers Ziel hinausgeschossen, er hatte ihm damit geradezu eine Handhabe gegeben, die ganze Sache auch nach außen hin völlig abzuthun. . . .

Es war drei Wochen nach seinem Abschiede von St. Andrä, als er nach einer schlechten Nacht voll unruhiger Träume, darin Therese eine Rolle spielte, zu dieser Ansicht, diesem Entschlusse kam.

So setzte er sich nach dem Frühstück an den altmodischen Schreibtisch, der sein Mietzimmer schmückte, und schrieb an Panholzer:

„Geehrter Herr!

Mein langes Stillschweigen mag Ihnen zum Zeichen gedient haben, daß ich Ihrem Ansinnen bisher leider nicht gerecht werden konnte, und daß sich meiner Verlobung mit Ihrer Tochter Therese Hindernisse entgegenstellen, die, wie ich fürchte, unübersteiglich sind. Es ist ein schlechter Trost für mich, daß diese schmerzliche Thatsache hauptsächlich Ihr Verschulden und auf Ihre ganz ungerechtfertigten Bedenken zurückzuführen ist. Hätten Sie mir das Vertrauen, das ich beanspruchen darf, entgegengebracht, unbekümmert um die Meinung dritter Personen, so hätte ich Therese jetzt schon in aller Stille geheiratet, und alles hätte sich ohne Zweifel zum besten gefügt. Aber Sie sind mir in Ihrem übertriebenen Zartgefühl mit dem kränkendsten Mißtrauen begegnet und darin so weit gegangen,

daß Sie sogar ihr den Verlobungsring abnahmen und mir zurückgaben. Ich mußte mir alle Mühe geben, mich zu dem Glauben zu zwingen, daß Sie dadurch meiner Ehre nicht nahe treten wollten und nur in falschem Stolz gehandelt haben; aber das schmerzliche Facit ist für mich doch, daß Sie es waren, der die Verlobung eines liebenden Paares rückgängig gemacht hat. Da es mir zudem auch nicht gelungen ist, Ihrer mir förmlich aufgezwungenen Anforderung in befriedigender Weise gerecht zu werden, sehe ich mich zu meinem größten Schmerz genötigt, nun auch meinerseits endgültig zurückzutreten und Theresen die volle Freiheit wiederzugeben. Möge sie an der Seite eines anderen das Glück finden, das ich ihr nicht bieten durfte. Ich bitte, grüßen Sie Therese ein letztes Mal von mir. Wenn sie mir etwas zu verzeihen hat, so ist es das, daß ich ihrem Liebreiz so rasch unterliegen mußte und in ihr Hoffnungen wachrief, deren Verwirklichung mir zwingende Verhältnisse unmöglich machten.

In schmerzlichem Verzichte grüßt Sie noch einmal
in vollster Achtung

Dr. Oskar Reitler."

Er las den Brief noch einmal durch, fand ihn zu wortreich und geschraubt, fühlte sich aber gar nicht aufgelegt, sich nochmals der Mühe des Schreibens zu unterziehen. Die Hauptsache blieb schließlich doch, daß er die Verantwortung von den eigenen auf die Schultern Panholzers abgewälzt hatte.

Der Brief wurde abgeschickt. Die Episode „Therese" war abgethan.

6.

Panholzer hastete auf seine Stube. Stand Gutes in dem Schreiben da, das er vom Postamt uneröffnet mit heimgenommen hatte, dann sollte Resi es natürlich sogleich erfahren, wenn's auch gegen sein eigenes Herz ging. Er

konnte es nicht länger mit anſehen, wie ſie ſich um den jungen Herrn, der ſo lange nichts von ſich hören ließ, im ſtillen grämte. Stand aber Schlechtes drin — ei nun, er war ſich noch nicht klar, was er dann thun ſollte.

Mit zitternder Hand erbrach er den Brief und las mit Blicken, die immer finſterer, und Mienen, die immer bleicher wurden.

Er brauchte lange Zeit dazu, verſtand nicht gleich alles, was der Herr Doktor da in ſo wohlgeſetzten, glattflüſſigen Worten ſagte, gab ſich aber heiße Mühe, es zu verſtehen, und las manche Sätze ſo oft, bis ihm der Sinn aufging. Da verſtand er endlich in lichter Klarheit, daß er kein Recht hatte, den Doktor anzuklagen. Daß er vielmehr — er, der Panholzer — der Schuldige ſei, der harte Menſch, der Reſis Glück in den Staub getreten, ihr junges Herz gebrochen hatte. Der Doktor wuſch ſich rein in ſeinen Krokodilsthränen, und der Panholzer war der miſerable Kerl, der ſein Kind in Unglück und Verzweiflung ſtieß.

Er ſchaute wild um ſich, mit drohend geballten Händen, als ſuchte er denjenigen, der ihn anklagte. Gewiß: als Vater hatte er auch die Einwilligung des anderen Vaters verlangt, bevor er ſelbſt ſein Ja gab. Das wichtigere Ja des anderen war nicht gekommen, ſo wurde nun ein ganzes Nein daraus. Was weiter? Es war vorauszuſehen geweſen, er hatte ja damit gerechnet. Warum nahm er's nun ſchief? Warum trieb ihm der Zorn das Blut zum Kopfe, zuckte die Wut in ſeiner Fauſt, da er doch hätte jubeln ſollen, daß ſie ihm blieb — der Abgott ſeines Herzens, ſeine Reſi? Warum das alles?

Weil — knirſchend preßten ſeine Zähne ſich gegeneinander — weil er an dieſen Brief nicht glauben konnte. Weil dieſer Brief auf ihn den Eindruck einer Lüge machte.

„Schuft! Gottvermaledeiter Schuft!" Er wußte es

nicht, daß er's hinausschrie in die Welt; daß er in seiner Wut den Brief zusammenballte, hinwarf und mit Füßen darauf trat, daß man es im ganzen Hause hörte.

Therese war oben auf dem Dachboden, sie nahm dort die zum Trocknen aufgehängte Wäsche ab. Das dumpfe Geräusch, der wilde Fluch des Vaters lockten sie herab.

Nach kurzer Zeit wußte sie alles; hatte auch den beschmutzten, zerknitterten, fast unleserlich gewordenen Brief gelesen.

Sie hatte so viel gelitten die letzte Zeit hindurch. Von Sehnsuchtsschmerzen und den aufreibenden Qualen der Ungewißheit gemartert, waren ihr die drei Wochen seit Oskars Weggang wie drei Jahre vorgekommen. Jetzt war's damit zu Ende, die Gewißheit da. Und die ertrug sie, mußte sie ertragen! War er denn ihrer Liebe wert? Er war es nicht. Nein, er war es nicht.

Sie hatte in ihm einen Halbgott gesehen, er war aber nicht einmal ein Mann. Wäre er's gewesen, so hätte er sich durch nichts schrecken, durch nichts abhalten lassen. Er hätte nicht geschrieben, er wäre selbst gekommen und hätte ihren Vater gezwungen, auf die Zustimmung des Professors zu verzichten und ihm sein Kind zu geben. Aber er hatte bloß geschrieben und sich frei gemacht und freute sich nun wohl seiner Freiheit, die er voreilig preisgegeben. Sie durfte ihn nicht länger lieben, nicht länger an ihn denken. Aber es that gar so weh, diese Erkenntnis, dieser Entschluß. Es zerriß ihr Herz, verfinsterte ihr Gemüt, vernichtete ihre Lebensfreude. . . .

Sie sprach darüber nicht. Aber der Vater sah es ihr an. Ihr Antlitz wurde immer schmäler, immer blasser, ihre Gestalt immer zarter.

Er litt darunter mehr noch als sie. Die Angst, sein Liebstes zu verlieren, machte ihn fast wahnsinnig, ließ ihn tausendmal den Vorsatz fassen, ihr zu sagen, daß er

nicht ihr Vater sei, daß er sie liebe ohne Maß und Ziel, daß sie sein Weib werden, sich von seiner Liebe durch das Leben tragen lassen, daran wieder gesund und froh werden möge.

Doch wurde dieser Vorsatz nie zur That. Wenn Resi auch noch erführe, daß sie das Kind eines Verbrechers sei, der sein armes junges Weib ins tiefste Elend gestoßen — das wäre zu viel für sie! Das könnte sie nicht tragen! Er mußte schweigen, mochte er darüber auch zu Grunde gehen.

Er schwieg und litt. Aber er umgab das blasse, stille Mädchen mit einer so zarten Sorgfalt, daß sie darüber gerührt werden mußte. Er ließ sie im Hause kaum mehr etwas thun, nahm die Böck Bertha ganz in den Dienst und brachte seinem armen Liebling oft kleine Aufmerksamkeiten mit heim. Er ließ sie auch nicht mehr nach Wien fahren, um dort die Einkäufe fürs Haus zu machen, sondern fuhr selbst jede Woche einmal hin.

Eines Tages kam er zurück und brachte ihr einen Kanarienvogel im grünen Bauer mit. Das kostete ein schweres Geld: ganze sechs Gulden. Da wurde sie fast böse, drohte ihm, sie ginge von daheim weg, in die Stadt in den Dienst, damit er sich nicht für sie ruiniere.

Er wußte es, die Drohung war nicht ernst gemeint. Dennoch erschrak er bei dem bloßen Gedanken so heftig, daß er aschfahl im Gesichte wurde. Seine Augen hatten einen verstörten Ausdruck. Dann traf das Mädchen ein so weher Blick aus diesen treuen Augen, daß es ihr war, als würde ihr ans Herz gegriffen.

In langer Bilderreihe zog ihr ganzes vergangenes Leben an ihrem Geiste vorbei. Alltäglich und allstündlich, auf Schritt und Tritt, war sie von ihm behütet worden und beschützt und immerdar mit gleicher Sorge und Treue, so ausschließlich, daß er, der heute noch bei seinen vierzig

Jahren sehr stattlich aussah, ihretwegen nicht mehr geheiratet hatte. Und diesen einzigen Vater hatte sie um des ersten besten Fremden willen mit ruhiger Seele und kaltem Blute verlassen wollen! Hätte ihn auch verlassen, wenn dieser andere es nur ernstlich gewollt. Wie undankbar von ihr gegen ihn, der ihr sein ganzes Leben geweiht, auf jedes andere Glück verzichtet hatte! Was wäre denn aus ihm geworden, wenn sie nicht mehr bei ihm gewesen wäre? Ein einsamer, weltscheuer Mensch, aus dessen Dasein der Sonnenschein, die Freude gewichen. Armer, guter, treuer Vater!

Und doch — und doch! Sie konnte nichts dafür, aber etwas lehnte sich in ihr dagegen auf, ihr junges Leben nur als Tochter zu verbringen, es in stiller Resignation an des Vaters Seite zu vertrauern. Ihr Herz schrie nach einer anderen Liebe als der des Vaters. Es schrie nach dem Manne, der ihr so furchtbar weh gethan, sie erst an sich gerissen, stürmend heiß, einen Feuerbrand in ihre Seele geworfen, der nicht mehr zu löschen war, und sie dann kühl von sich gestoßen.

Nein! Es ging doch über ihre Kraft! Sie konnte es nicht ertragen! Konnte nicht! Sie war des Lebens überdrüssig. Ach, wer doch sterben könnte! Das war ihr Gedanke.

7.

Panholzer hatte wieder seine Einkäufe in der Stadt gemacht und kam aus einem Spezereiladen heraus, als er keine zehn Schritte vor sich einen Herrn bemerkte, bei dessen Anblick es ihn durchfuhr, als hätte er von innen heraus einen derben Stoß erhalten.

Ein kleines Weilchen blieb er mit blassem Gesichte stehen, dann, während seine Wangen sich mit dunkler Röte überzogen, wollte er hastig ausweichen. Allein der

andere hatte ihn schon bemerkt und winkte ihm leutselig mit der Hand zu.

„Wie geht's, lieber Panholzer? Sie sehen ja aus, als hätte die Zeit keine Macht über Sie. Immer noch das junge, frische Gesicht, die stramme Haltung."

Professor Reitler klopfte dabei seinem ehemaligen Diener wohlwollend auf die Schulter.

Panholzer war vor Ueberraschung sprachlos. So also benahmen sich die noblen Leute gegen einen, der nicht ihresgleichen ist und dem sie weh gethan haben! Heiß stieg's in ihm empor, würgte ihn in der Kehle, als kochende Erbitterung, als gärender Haß gegen den, der da vor ihm stand und mit harmlosem Lächeln einer Antwort harrte. Er war aber nicht so verlogen wie der Herr Professor da und fand sich durch nichts genötigt, dem, was er dachte und empfand, nicht Ausdruck zu geben.

„Wie's mir geht, kann dem Herrn Professor ganz egal sein," erwiderte er, Bitterkeit und Groll im Tone. „Mit Verlaub, Herr Professor, 's wär besser g'wesen, Sie hätten mich gehen lassen, ohne mich zu sehen."

Er zog die Mütze und wollte gehen. Mit erstaunten Mienen, großen Augen hielt der Professor ihn zurück. „Wie soll ich das verstehen, Panholzer? Worauf spielen Sie da an?"

Panholzer blickte ihn befremdet an. „Sollt' denn der Herr Professor am End' nix von der G'schicht' wissen?" fragte er, unsicher im Ton und Blick.

„Von welcher Geschichte?" forschte Reitler gespannt. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, legte er seine Hand auf den Arm Panholzers und blickte ihn fest an.

Panholzer schüttelte erstaunt den Kopf. „Wirklich nit?"

„Mein Wort darauf, ich habe keine Ahnung."

Das Gesicht Panholzers wurde purpurrot. Scheu sah

er an dem Herrn vorbei. „Na, eigentlich hätt' ich mir's denken können," murmelte er verwirrt, in entschuldigendem Tone, „und hätt' besser gethan, davon nix anzufangen." Er hob entschlossen den Kopf. „Nix für ungut, Herr Professor. Lassen wir's halt gehen."

„Nein, lassen wir es nicht gehen, lieber Freund," gab der Gelehrte energisch zur Antwort. „Wenn Sie sich schon so benommen haben, als wären Sie arg von mir gekränkt und beleidigt worden, so will ich doch auch wissen, was Sie das vermuten ließ."

Keine Antwort. Panholzer verneinte stumm.

Dem Professor dämmerte eine Ahnung auf. „Betrifft es meinen Sohn?" fragte er hastig. „Hängt es damit zusammen, daß mein Sohn so plötzlich Ihr Haus verlassen und sich nach Kritzendorf hinaus gesetzt hat?"

Panholzer horchte auf, blickte den Professor wieder an. „So is er noch immer dorten, der junge — Herr?" fragte er unwillkürlich.

„Gewiß. Aber jetzt sagen Sie mir ernstlich: warum ist er so Knall und Fall von Ihnen weg?"

Pfeifend fast stieß Panholzer die Luft aus. „Fragen der Herr Professor den jungen Herrn nur selber drum."

Der andere verstand ihn mehr und mehr. „Sie haben eine Tochter, nicht wahr? Ein hübsches Mädchen wohl?"

Wieder keine Antwort. Jetzt war es aber zweifellos: wer schweigt, stimmt zu! Der Professor glaubte nun alles zu wissen; glaubte, daß sein Sohn sich ungebührlich gegen die Tochter benommen und daß ihn Panholzer deshalb aus dem Haus gewiesen habe.

Mit finsterem Stirnrunzeln stand der Professor da und biß sich auf die Lippen. „Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Panholzer. Ich will es wissen. Hören Sie?"

Allein Panholzer hatte auch seine Entschiedenheit. Er nahm wahr, daß sie bereits die Aufmerksamkeit der Vor-

übergehenden erregten und trat raſch einen Schritt zurück. „Nein, Herr Profeſſor," erklärte er beſtimmt. „Fragen Sie nur den jungen Herrn drum, damit Sie es nit von mir zu hören brauchen."

Er riß die Mütze vom Kopfe, entzog ſich raſch dem Bereiche des Gelehrten und haſtete eilends fort. Wollte der Profeſſor nicht geradezu Aufſehen erregen, ſo mußte er ihn gehen laſſen. Er ſetzte verſtimmt, von nagender Sorge und Unruhe gequält, ſeinen Weg fort. —

Eine halbe Stunde ſpäter dampfte der Lokalzug aus der Halle des Franz Joſephs-Bahnhofes, der Panholzer davonführte.

Er wunderte ſich ſelbſt, daß ihn die dumpfe Wut nicht loslaſſen wollte, in welche ihn des Profeſſors völlige Schuldloſigkeit an dem Schickſal Reſis verſetzt. Es gärte in ihm, daß er daran zu erſticken vermeinte.

Der Zug hielt auf jeder Station. Vier waren ſchon zurückgelegt. Das altehrwürdige, prächtig gelegene Kloſterneuburg entſchwand hinter einer Kurve der Bahn, die fünfte Station tauchte auf, war in wenigen Minuten erreicht. Laut ſchallte der Ruf des Schaffners: „Kritzendorf — Kritzendorf!"

Ein Schwall von Fahrgäſten ergoß ſich die Trittbretter herunter und verſchwand durch die Ausgangsthür des Bahnhofgebäudes.

Panholzer war auch darunter. Es hatte ihn aufgetrieben und hinaus, als ſtieße ihn eine fremde Hand dazu an. Er wußte es, er würde die ſtille Wut nicht los, ſolange er ſie nicht an dem Erbärmlichen, der Reſis Jugend ſo ſchwer geſchädigt, gekühlt. Da ging er alſo hin, um mit ihm Abrechnung zu halten; ihm ins Geſicht zu werfen, daß er ein elender Halunke ſei.

Er hatte Oskar Reitlers Wohnung bald erfragt und bald gefunden, traf ihn aber nicht an und mußte auf das

Ungewisse warten, ob er vor dem späten Abend heimkommen werde.

Gegenüber lag ein Gasthaus mit einem großen Garten. Den suchte er auf und ließ sich dort nahe der Straße nieder, durch den Stamm eines alten, dichtbelaubten Kastanienbaumes gedeckt.

Ohnehin kein Freund stärkeren Alkoholgenusses hütete er sich jetzt mehr als je, viel zu trinken, so lange Stunden er auch zu warten hatte. Das Trinken bekam ihm nicht gut. Es stieg ihm bald zu Kopfe, machte den sonst Ruhigen und Gemäßigten aufgeregt und wild. Das wußte er. So trank er seinen Wein stark mit Wasser gemengt, um seinen klaren Kopf zu behalten.

Um Vier war er gekommen. Jetzt war es Sechs vorbei. Und wieder schlichen die Minuten dahin, bis es vom Kirchturm ein Viertel darüber schlug und der heiße Septembertag der blassen Dämmerung gewichen war. Schon wurde es auf der Straße, deren Petroleumlaternen nur im Winter angezündet wurden, dunkel.

Auf einmal fuhr Panholzer heftig zusammen. Zwei Gestalten kamen des Weges, ein hochgewachsener, schlanker Mann und eine imposante, üppige Dame. Mit seinen scharfen Augen erkannte er den Mann sogleich. Das war er! Und eine neue Liebe hatte er auch bei sich! Natürlich! Vielleicht hatte gar ihr die arme Resi weichen müssen. —

Wie damals, als die Resi ihm gestanden, sie könnte für den Doktor sterben, fuhr sich Panholzer an den Hals, lockerte sich den Kragen, als würde er gedrosselt. Ein dumpfer Laut der Wut kam aus seiner Kehle.

Im Nu war er auf und außerhalb des braunen Lattenzaunes auf der Straße. Im Schatten der Bäume, der das Dunkel auf der Straße noch verstärkte, ging Panholzer dem Liebespaar entgegen. Es hielt die Straßen-

mitte und näherte sich langsam wie zwei Leute, die keine Eile haben, ihr Ziel zu erreichen; überhaupt kein Ziel, als das, sich einander nahe zu wissen.

Die dumpfe Wut in Panholzer wuchs zur hellen Flamme an. Auf einmal stand er vor den beiden, wie ein Schatten, der aus dem Boden aufgestiegen ist.

Das Paar wich betroffen zurück, die Dame mit einem leichten Aufschrei, Oskar wortlos vor Erstaunen.

„Die Herrschaften entschuldigen schon, wenn ich stören thu'," sagte Panholzer in einem Tone voll höhnischer Devotion. „Aber ich hätt' dem Herrn Doktor Reitler was zu sagen, wart' schon a paar Stunden auf ihn und möcht's ihm gern allein sagen, weil's sonst niemand nit zu wissen braucht, was ich ihm zu sagen hab'."

Es lag etwas in seinem Tone, das auch der Schauspielerin wie eine offene Herausforderung und Drohung klang. Befangen, ängstlich blickte sie auf Oskar hinüber.

Der hatte sich inzwischen gefaßt und überlegt, daß es besser sei, die fatale Bekanntschaft nicht, wie er es ursprünglich gewollt, zu leugnen. Der Mann da sah ja aus, als wäre er zu allem entschlossen. Da mußten gute Saiten aufgezogen werden, um einem öffentlichen Skandale vorzubeugen.

„Das thut mir leid," entgegnete er höflich, „aber ich konnte es nicht wissen und möchte Sie ersuchen, ein anderes Mal —"

„Nein! Heut und jetzt!" fiel ihm Panholzer ins Wort. „Ich hab' heut in der Stadt drin mit 'n Herrn Professor g'red't, daß es der junge Herr nur lieber gleich weiß."

Er bog sich vor, starrte Oskar mit lodernbem Blick in das jäh erbleichende Antlitz und sah, daß es diesem wie ein Ruck durch den Leib ging. Aber sprechen konnte Oskar nicht. Er fand kein Wort, keinen Laut.

„Möcht' der Herr Doktor alsdann so gut sein, mich

allein anzuhören?" fragte Panholzer nach kleiner Weile in nur noch mühsam beherrschtem Tone, daraus das zitternde Verlangen, wild loszubrechen, zu hören war. „Oder soll ich's dem Herrn Doktor da vor der schönen Dame sagen, was er is? He? Soll ich's thun?"

Die Schauspielerin hatte vergeblich darauf gewartet, daß Oskar dem peinlichen Vorgang ein Ende mache. Die angstvolle Spannung in ihrem Blicke wich jäher Ernüchterung. Sie wollte mit der Sache, die sie nicht berührte, nichts zu schaffen haben, nicht in Mitleidenschaft gezogen werden bei einem möglichen Skandal.

Sie richtete sich entschlossen auf. „Ich will nichts wissen, nicht dabei sein," erklärte sie kalt. „Mögen das die Herren unter sich ausmachen."

Sie wandte sich um, wollte eilends den Weg einschlagen, den sie gekommen war.

„Kommen Sie ins Haus hinein!" herrschte Oskar Panholzer mit heiserer Stimme an, indem er sich in Bewegung setzte.

In Panholzer schäumte es wild auf. Er konnte nicht länger an sich halten; kannte sich nicht mehr vor Wut; er hielt jetzt beide mit festem Griffe fest.

„Nix da, ins Haus!" rief er außer sich. „Was ich Ihnen zu sagen hab', sag' ich besser da, und die Dame soll's auch hören: daß Sie ein charakterloser Mensch sind! Ein Mensch ohne Ehr' und Stolz! Ein armes braves Mädel an sich reißen und haben wollen und nit die Kurasche finden, dem Herrn Vater es zu sagen! Drei Wochen lang nix von sich hören lassen und dann erst schreiben, der Herr Papa giebt's nit zu, die Heiraterei mit dem ordinären Mädel, und die G'schicht' muß ein End' haben und alles aus sein. Und der Herr Papa weiß kein Sterbenswort von der ganzen G'schicht' und is ganz paff drüber. Der Herr Sohn aber is ein Haderlump, vor dem

ein ehrlicher Mann nur ausspucken kann.“ Er that es mit einem verächtlichen: „Pfui Teufel!“ Und schreiend setzte er hinzu: „Jetzt wissen S' es, was S' sind. Ein Haderlump! Und das Fräul'n da weiß es auch, was ihr feiner Herr Verehrer is. Und jetzt werden S' sich 's für die Zukunft vergehen lassen, noch einmal einem braven, unschuldigen Mädel das Herz zu brechen, Sie miserabler Mensch!“

Er war wie rasend, faßte Oskar, der, von Pein und feiger Angst verzehrt, eine klägliche Rolle spielte, bei den Schultern und schüttelte ihn wild.

Die Schauspielerin stieß einen lauten Schrei aus und entfloh.

Es hätte dieses Schreies nicht bedurft, um für Oskar in seiner Bedrängnis Hilfe herbeizurufen. Die Straßenscene hatte schon die Aufmerksamkeit der Wirtshausgäste erregt. Nun kamen einige Herren herbeigeeilt und befreiten Oskar gewaltsam aus den Händen des Wütenden.

Ein Gendarm, der eben seinen Patrouillengang antrat, kam eilenden Schrittes herbei, erkundigte sich nach dem Vorfall und wollte Panholzer auf das Postenkommando im Orte führen.

„Lassen Sie ihn laufen,“ nahm da Oskar Reitler endlich das Wort, bemüht, seiner Stimme Festigkeit und eine Beimischung von Geringschätzung zu geben. „Sie sehen ja, er ist betrunken bis zur Unzurechnungsfähigkeit!“

Der Wirt und einige Herren stimmten ihm bei. Sie konnten es bezeugen, daß der Mann über zwei Stunden im Garten gesessen hatte.

Panholzer schäumte neuerdings wild auf. „Betrunken — ich?! Das lügt die ganze G'sellschaft, die zu dem Haderlumpen hält, weil er ein'n feinen Rock anhat!“

„Still!“ fiel ihm der Gendarm in die Rede. „Sie sehen es, daß der Herr Sie schonen will. Machen Sie

sich eiligst aus dem Staube, sonst muß ich meines Amtes walten."

Panholzer wollte sich noch länger widersetzen. „Meinetwegen!" rief er zornig. „Sperren S' mich nur ein. Da wird sich's wenigstens herausstellen, ob ich betrunken bin oder nit. Und daß ich's nit bin —"

„Schweigen Sie!" bat peinerfüllt eine bekannte Stimme, während sich eine vor Erregung zitternde Hand kraftvoll um seinen Arm legte.

Er wandte sich betroffen um. Professor Reitler stand vor ihm. Es hatte dem alten Herrn keine Ruhe gelassen, zu erfahren, was sein Sohn Uebles angestellt, und er war selbst gekommen, um es zu erfahren. Er war auch aus einiger Entfernung Zeuge gewesen, wie sein Sohn öffentlich blamiert worden war.

Panholzers Zorn verrauchte. Er war ernüchtert. Zwar bereute er es nicht, dem jungen Herrn derb seine Meinung gesagt zu haben, aber der alte Herr, der immer gütig zu ihm gewesen, dem er nur Gutes zu verdanken hatte, that ihm leid.

„Ja, Ihnen zulieb will ich nix mehr reden, Herr Professor," sagte er besänftigt. „Aber ich hab' mir nit anders helfen können."

Damit ging er, und sie ließen ihn unbehelligt gehen. Er schlug den Weg zur Station ein und fuhr mit dem nächsten Zuge heim.

So lange war er noch niemals ausgeblieben, und Resi in Angst und Bangen, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei.

Sie atmete von einer Last befreit auf, als er kam.

„Gott sei Dank, Vater, daß du da bist! Ich hab' mich so geängstigt um dich. Wo bist denn nur so lang g'wesen?"

„Wo?" Er schaute sie so seltsam an, daß ihr eine dunkle Ahnung auf das Herz fiel. „In Kritzendorf bei dem Herrn Doktor Reitler."

Sie wurde bleich und wankte. Sie fragte nicht. Nur ihre Augen hingen weitgeöffnet, in stummer Angst an dem Vater.

„Dem hab' ich's geben!" entfuhr es ihm im nächsten Augenblicke gegen seinen Willen. „Der wird sich's merken, sein Lebtag!"

„Um Gottes willen, Vater!" schrie sie entsetzt auf. „Du hast ihm etwas angethan!"

„Beinah, Reserl, beinah, mein Kind," entgegnete er mit finsterer Genugthuung. „Aber sei nur still, es is ihm doch nix Schlimmes g'schehen. 's thut mir leid g'nug Aber der Herr Professor is dazwischen kommen. Da hab' ich halt dem alten Herrn zulieb, der an der ganzen G'schicht' unschuldig is —"

„Unschuldig?" unterbrach sie ihn mit stockendem Atem und weitgeöffneten Augen.

Panholzer nickte. „Ja, Reserl, du sollst das auch wissen. Schon damit d' einsiehst: der schöne Herr Oskar is ein Haderlump, an den du nimmer denken sollst. Der Herr Professor aber hat von gar nix nit g'wußt. Von der ganzen G'schicht' kein Sterbenswörtel nit."

Im festen Glauben, sie dadurch von allem Gram zu heilen und ihr Verachtung gegen Oskar einzuflößen, erzählte er ihr jetzt alles ausführlich, was er heute in der Stadt erlebt und was er dann gethan hatte.

Sie fühlte es, wie dabei ein tiefer Riß durch ihre Seele ging. Ein Riß, der sie förmlich auseinander zu sprengen schien. Und sie wußte, was das war. Ihr Glaube war gestorben. Ihr ganzer Glaube an Gott und Menschen; da ein Mensch, der einzige, der ihr teurer gewesen war als alles andere auf der ganzen weiten Erde, so hatte lügen können! Sie so erbärmlich täuschen! Wenn ein Antlitz, das Antlitz eines Menschen, den Gott nach seinem Ebenbild geformt, so furchtbar täuschen konnte — woran war denn dann noch zu glauben auf dieser Welt!

An nichts. An gar nichts. Nur an eines: an den Tod! Der allein hält, was er verspricht: ewige Ruhe, ewigen Frieden. Kein Leid mehr, keine Kränkung, keine Täuschung, keine Verzweiflung! Und keine Furcht vor Kommendem. Nur Ruhe — Ruhe, unstörbare Ruhe und Vergessen!

Sie war gebrochen, ganz gebrochen in ihrer Lebenskraft, in ihrem Lebensmut, krank in der Seele. Der Riß darin that ihr so weh. Und wie die Ruhe, das Vergessen so lockend wirkten! Wie mit Zauberkraft zog es sie hin zu dieser einen Vorstellung, die jetzt all ihr Denken erfüllte. Ihr überreiztes Fühlen kannte nur noch ein Ziel: sterben, vergessen, ruhen!

8.

Kühle Luft, zum Teil entlaubte Bäume, ein mit silbern schimmerndem Dunst bedeckter Himmel, stellenweise blau, mit finsterem, schwarzem Gewölk; ganz im Westen, dort, wo die scheidende Sonne davon verhüllt war, gespalten durch eine rote, feurige Wolke.

So sank der Septemberabend langsam auf das Dorf nieder. Mit den Schwalben und den übrigen Singvögeln waren auch die Sommergäste aus der Stadt zum größten Teile fort; die Dorfbewohner bis auf einzelne Familien aus Wien, die den ländlichen Herbst genießen wollten, solange es anging, wieder unter sich.

Die Kühle hielt die Leute und die Kinder in den Häusern. Still lag es da, das Dorf, als wäre es entvölkert.

Die Frau des Küsters bog eben aus der Hauptstraße auf den Feldweg ein, um den Weg zu ihrem Häuschen abzukürzen.

„Na, diese frühe Kälten!“ murmelte sie. „Kann gut werden, wenn's so fortgeht.“

Der Feldweg, erhöht zwischen den Aeckern hinlaufend, war passiert. Sie lenkte in die freundliche Gasse ein, darin ihr Haus stand, und hatte keine fünfzig Schritte mehr zu gehen. Daheim aber wartete ein Topf warmen Kaffees auf sie.

Schon hatte sie das erste Haus, dem Panholzer angehörig, fast hinter sich, als sie auf einmal lauschend stehen blieb. Ihr war's gewesen, als hätte sie von drinnen heraus ein Stöhnen gehört.

Sie horchte eine kleine Weile. Dann vernahm sie es wieder, ein schweres, langgezogenes Stöhnen, das in einem leisen schmerzlichen Wimmern dahinstarb.

Jäh trat sie ein paar Schritte zurück und blickte durch das Fenster, dahinter sie die unheimlichen Laute vernommen.

Im nächsten Augenblicke stieß sie einen Schrei aus, der laut und gellend durch die stille Straße klang.

„Zu Hilfe — zu Hilfe!"

In ihrer Stube drinnen lag die Panholzer Resi mit leichenblassem Antlitz und geschlossenen Augen auf den Boden hingesunken in einer großen Lache frischen Blutes, das bis zur Decke emporgespritzt war und unaufhaltsam den Adern an den Handgelenken entströmte. Und neben der kraftlosen Hand, die gleichwohl die Kraft gehabt, sich gegen das eigene Leben zu kehren, lag ein scharfgeschliffenes Küchenmesser.

Der gellende Hilfeschrei der Frau alarmierte die Straße im Nu. Männer und Weiber kamen aus den Häusern herbeigeeilt, sammelten sich vor dem Unglückshause an und drangen hinein.

Sie glaubten alle an einen Mord. Allein die näheren Umstände mußten ihnen die Ueberzeugung eines Selbstmordes geben.

Einer der Leute lief rasch zu dem Pfarrer, ein anderer

zum Arzt, der bei der Kirche wohnte; ein dritter wollte den unglücklichen Vater, der im Dienste weilte, herbeiholen. Die anderen bemühten sich, Therese einen Notverband anzulegen, und brachten sie ins Bett.

In wenigen Minuten war als erster der Arzt zur Stelle; kurz darauf auch der Pfarrer. Panholzer konnte nicht so rasch da sein. Von der Viertelstunde, die der Bote zur Station brauchte, war nichts wegzunehmen; ebensowenig von der zweiten Viertelstunde, die für den Herweg nötig war.

„Sollen gleich heimkommen, Herr Nachbar," redete der Mann Panholzer an. „Der Resi, is was zug'stoßen." Er glaubte, das sei der schonenden Vorbereitung genug. Aber seine Worte, die hastige Art, in der er sie hervorstieß, und sein verstörtes Antlitz wußten von dieser Schonung nichts.

Panholzer starrte ihn zu Tode erschrocken an. Fragen konnte er nicht.

„Sollen schnell machen, Herr Nachbar," fuhr der andere ebenso hastig und stoßend fort. „Sonsten is 's leicht zu spät. Wer kann das wissen?" Und da Panholzer mit aschfahlem Gesichte ihn immer nur noch mit den großen, starren Augen fragen konnte, enthüllte er ihm mit wenig Worten die ganze fürchterliche Wahrheit: „Sie hat sich's selber anthan. Hat sich die Adern aufg'macht."

Ein Weilchen stand Panholzer wie vom Donner gerührt da, unfähig, sich zu regen, zu denken, zu empfinden. Ihm war's nur wie ein furchtbares Sausen und Brausen vor den Ohren und wie nachtschwarze Finsternis rings um ihn her. Dann drang es wieder auf ihn ein: das Licht des Tages. Und nun kam's ihm fürchterlich zum Bewußtsein: sein Liebstes sollte scheiden von dem Licht der Welt und ihn allein lassen — für immer.

Er schrie nicht auf, brach nicht zusammen. Er fuhr

nur auf von seinem Sitze auf der harten Bank, als wirbelte ihn ein Sturmwind in die Höhe, warf verzweifelnd die Arme in die Höhe und rannte dann wie ein Gehetzter seinem Hause zu.

Panholzer fand die Stube Resis voll von Leuten und doch so still, als wäre keine Seele drinnen; den jungen Doktor vor dem Bett, darauf sein Abgott lag: so weiß und bleich und zart wie eine Apfelblüte, die ein rauher Windhauch vom Baume herabgeweht.

Und dem entsetzensvollen starren Blick, den er von der Thür her auf sie heftete in sterbensbanger Frage, dem offenbarte es sich allsogleich, daß sie im Sterben lag, und daß es keine Hilfe mehr für sie gab.

Und der Boden war von ihrem Blut so rot! Die Wände auch. Und auch die Decke.

Er stöhnte auf wie ein zu Tod getroffenes Tier und lehnte sich für einen Augenblick an den Thürpfosten an. Dann raffte er sich auf, nahm die Mütze vom Kopfe, drückte sie mit beiden Händen gegen die Brust, wankte mit schlotternden Knieen zum Sterbebette hin und fiel dort in den Staub, preßte das Antlitz auf das weiße Deckbett, das nicht weißer war als das Antlitz des Mädchens, und kniete dort und atmete so schwer, so mühsam, als wollte sich die Seele auch von seinem Leibe losringen.

Sie hatte wie schlafend dagelegen, hatte sich nicht gerührt. Nun that sie es. Sie fühlte seine Nähe, schlug langsam die Lider auf, blickte ihn an mit einem Blick, der nicht mehr von dieser Welt war. Und überirdisch auch das Lächeln, das ihre farblosen Lippen umspielte.

„Vaterl!" Wie ein Hauch kam es aus ihrem Munde. Er vernahm es aber doch.

Er hob den Kopf; die ganze trostlose Seele in den Augen, so schauten sie sich eine Weile schweigend an. Und über ihnen war es wie das Fittichrauschen des Todes-

engels, der ihr barmherzig ſo lange Zeit ließ, daß ſie nicht ohne einen letzten Troſt und Abſchied von dannen ginge.

Panholzer konnte nicht länger den furchtbaren Schmerz in ſich verſchließen. Ein jammervolles Aufſchluchzen entrang ſich ſeiner Bruſt. „Mein Reſerl, du arm's Kinderl, warum haſt mir das nur anthan?“ rief er verzweifelt aus, und heiße Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er legte die Arme auf die Bettkante, drückte das Geſicht hinein und jammerte in herzrührender Klage weiter: „Wie ſie ſich nur das hat anthun können! Sie war doch immer ſo zart und wehleidig und hat kein Blut nit ſehen können. Wenn ſie ſich wehgethan hat, war ſie immer gleich ganz weg, und ohnmächtig is ſie gleich worden, wenn ſie ſich nur in den Finger g'ſchnitten hat. Und jetzt hat ſie ſich ſelber 's Leben g'nommen! Sich die Adern aufg'macht! Wie hat ſ' denn das nur thun können, das arme, arme Kinderl? Wie? Wie hat ſ' denn das nur ausg'halten? Und wegen ſo ein'n miſerablen Lumpen nimmt ſie ſich das Leben! Wo ſie mir alles g'weſen is auf der Welt! Wenn ſie's nur g'wußt hätt', nur hätt' wiſſen dürfen, daß ich ſ' ſo gern g'habt hab' wie nit einmal meine Frau, und daß ſie nit mein Kind g'weſen is! Nur meiner armen Schweſter ihr unglückliches Kind, das ſie mir auf die Seel' gebunden hat, wie ſie im Sterben gelegen is. Und daß ich ihr nix davon ſagen durft', weil ihr Vater ſo ein ſchlechter Menſch geweſen is.“

Es trat ihm in ſeinem bitteren Schmerze unbewußt über die Lippen, das Geheimnis, das er ſiebzehn Jahre lang in ſich verſchloſſen, und das er niemals preisgegeben, darunter er ſtill weitergelitten hätte, wäre das Schreckliche da nicht geſchehen. Da es geſagt war, brach ſeine Stimme in einem bitterlichen Schluchzen, das ſeinen kräftigen Körper hin und her warf, als würde er geſtoßen.

Thereſe öffnete weit die Augen und ſchaute in ungläubigem Erſtaunen auf den Verzweifelten hernieder. Nicht ſeine Tochter? Nicht ſein Kind? Und er — er nicht ihr Vater? Und war es doch geweſen, ſo gut, ſo treu, wie nur ein wirklicher Vater es ſein kann. Er hatte ſie geliebt, daß er ihr ſein ganzes Leben zum Opfer gebracht, ihretwegen einſam und unbeweibt geblieben war.

Und plötzlich flammte es wie ein Blitz durch ihr erlöſchendes Bewußtſein: Das war nicht bloße Vaterliebe geweſen! Und doch hatte er die Kraft gehabt, es zu verſchweigen!

Sie verſtand nun alles, alles.

„Onkel!“

Wieder traf es wie ein Hauch ſein Ohr. Sie aber wußte nicht, daß ſie ihn ſo genannt.

Er fuhr empor, ſah ſie verſtört an. Hatte ſie ihn ſo gerufen?

Die Sterbende winkte ihm mit den Augen, daraus ihm ſtille Trauer entgegenſchaute, und ſchmerzlich war das Lächeln, das ihre blaſſen Lippen umſpielte.

Er brachte ſein Ohr dicht an ihren Mund und lauſchte eine bange Weile, bis er es endlich faſt unhörbar vernahm: „Hätteſt du's früher g'ſagt, Onkel. 's wär' vielleicht dann manches anders gekommen. Aber jetzt —“ Eine lange Pauſe. Dann ein vergebliches Bemühen, den Kopf zu heben und die zerriſſenen, noch leiſeren Worte: „Es — muß — ſo — gut — ſein. Gern geh' — ich weg von — der Welt, ſeit ich — weiß, daß — mich doch — einer — gern — gehabt hat. Ich dank' — dir — da—für — On—kel —“

Ihr Haupt ſank tiefer in die Kiſſen. Sie lächelte ihn noch einmal an, mit einem getröſteten, hoffenden Lächeln. Damit ſchloß ſie die Augen und ſchlug ſie nicht mehr auf.

Er harrte lange, fürchterliche Minuten, daß ſie ſich

rühre, noch ein Wort ſpreche. Umſonſt! Nur noch ein leiſes Seufzen; ein verklärtes Lächeln; ein leichtes Strecken, das durch den zarten Leib lief. Und dann war alles aus.

Die Leute in der Stube fielen auf die Kniee, beteten laut ein Vaterunſer für die dahingeſchiedene arme Seele. Der unglückliche Mann aber warf ſich mit einem ſtöhnenden Aufſchrei über die Leiche.

— — — — — — — — — — — —

Am nächſten Morgen fand man ihn tot an ihrem Sterbelager. Zu ſeinen Füßen lag ein Meſſer. Dasſelbe, welches ihr Blut getrunken. Einige Blutstropfen auf ſeiner Hemdbruſt deuteten den Weg, den er der Waffe gegeben. Ein wohlgezielter Stich ins Herz mußte ihn augenblicklich von allen Qualen der Verlaſſenheit befreit haben. Ein leiderlöſtes Lächeln auf den bleichen Lippen verriet, daß er im Glücke hingegangen war.

Zwei Tage ſpäter ruhten ſie im Grabe. Wie der Hagelſchlag vor wenigen Wochen die Blumen und Bäume, ſo hatte ein Schlag des Schickſals, der Kampf der Leidenſchaften, zwei blühende Menſchenleben vernichtet, und das ſtille Dorf hatte in kurzer Zeit zwei Tragödien geſehen.

Die Vorläufer unserer Klaviere.

Musikgeschichtliche Studie. Von **Ernst Montanus.**

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

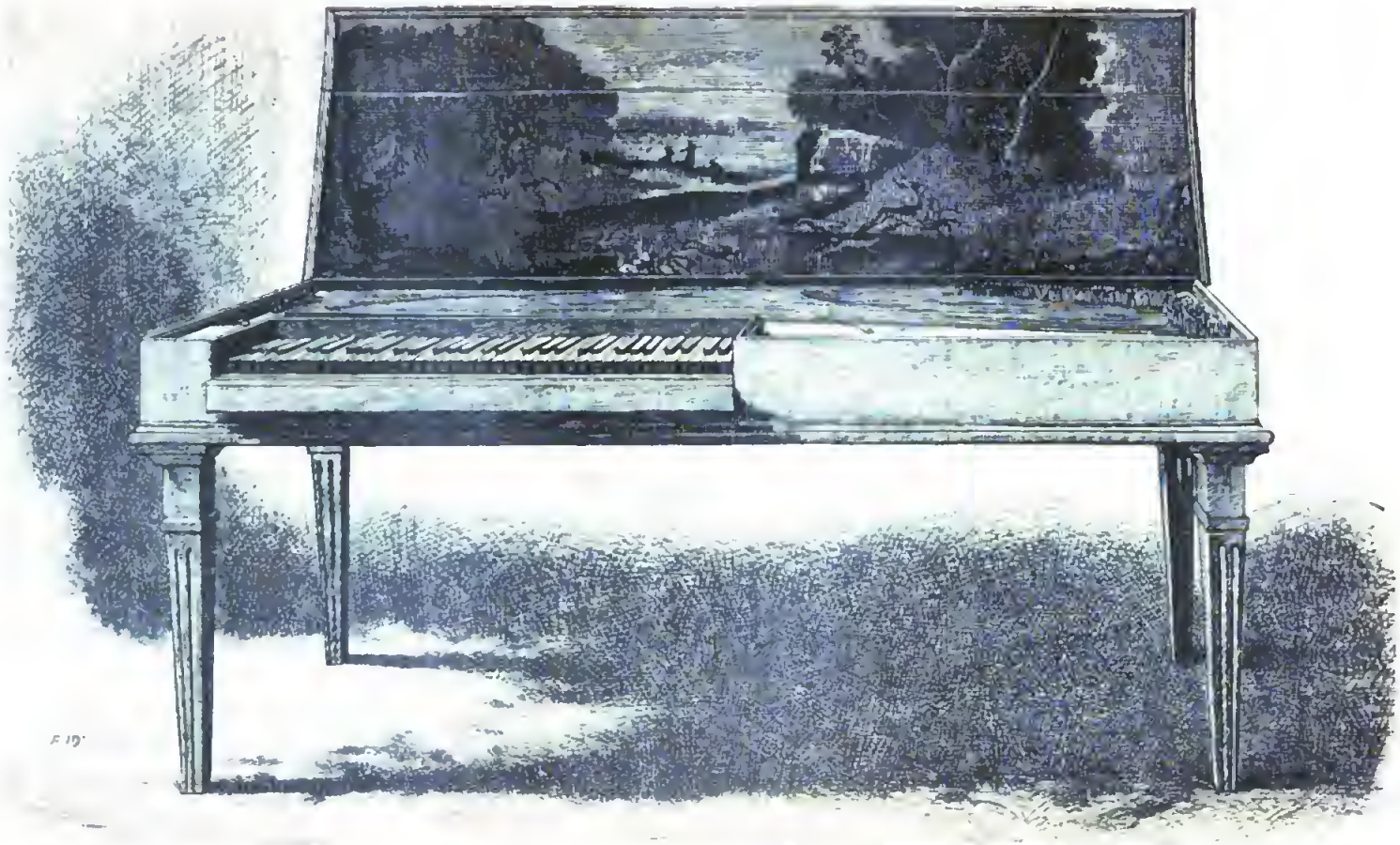
Das Klavier ist das eigentliche Allerweltsinstrument, das sich wie kein anderes über die ganze, der Zivilisation zugängliche Erde verbreitet hat. Da nun einmal die Kunst des Klavierspielens so allgemein geübt wird, dürfte wohl auch die Entwickelungsgeschichte dieses Instruments, die zugleich einen entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung der Musik überhaupt gewonnen hat, für weitere Kreise von Interesse sein.

Die Geschichte des eigentlichen Klaviers ist verhältnismäßig kurz; in seiner heutigen Gestalt, als Hammerklavier oder Pianoforte, ist es nicht älter als anderthalb Jahrhunderte, jedoch auch in seinen Uranfängen als Saiteninstrument mit Tastatur reicht es nur bis ins Mittelalter zurück. Der Name Klavier ist eine Abkürzung von Klavichord (eine Zusammensetzung von clavis = Schlüssel oder Taste und chorda = Saite), womit man in alter Zeit jenes Tasteninstrument bezeichnete, das Saiten mittels Tangenten (Messing- oder Eisenstifte anstatt der späteren Hämmer) zum

Tönen brachte. Wenn wir dagegen von der Klaviatur abſehen, die durch ihre Taſten erſt das eigentliche Klavier herſtellt, dann können wir als Vorläufer des letzteren auch alle mit einem Plektron oder mit den Fingern geſpielten Saiteninſtrumente anſehen, und in dieſem Falle reicht ſein Urſprung natürlich bis in das graueſte Altertum zurück.

Von der Tradition wird das Klavier zurückgeführt auf das Monochord (Einſaiter), jenes uralte Inſtrument, das bei den Griechen bereits zur Beſtimmung der Tonverhältniſſe und dann in den chriſtlichen Geſangſchulen beim Unterricht angewendet wurde. Es beſtand aus einem einfachen Brett oder einem länglichen Kaſten und hatte zuerſt nur eine einzige Saite, die zwiſchen zwei Stegen auf dem Reſonanzkaſten aufgeſpannt war. Später wurde auf letzterem wie bei dem Halſe der Guitarre oder Laute jeder Ton durch Querleiſtchen abgegrenzt; man ſchob dann einen beweglichen Steg nach der entſprechenden Stelle, um den betreffenden Ton zu erzeugen. Bald nach dem Jahre 1000 n. Chr. bediente man ſich ſtatt des verſchiebbaren Steges, deſſen ſchnelle Verſchiebung gewiß mancherlei Schwierigkeiten bot, der Claves oder Taſten, durch die mittels an ihrem anderen Ende angebrachter Stege oder Stifte (Tangenten) die der Tonleiter entſprechenden Stücke der Saiten abgegrenzt wurden. Allmählich ergab ſich dann auch das Bedürfnis, mehrere Saiten auf einem Reſonanzboden nebeneinander zu ſpannen, und ſo entſtanden das Hackbrett und das Klavichord.

Das Hackbrett oder Cymbal, ein Schlaginſtrument, das man noch heute namentlich bei Zigeunerkapellen findet, hat gleich dem Monochord einen Reſonanzkaſten, auf dem die Saiten aufgeſpannt ſind; dieſer iſt jedoch nicht lang und ſchmal, ſondern ziemlich breit, und die Saiten ſind auf ſeinem Deckel aufgeſpannt wie beim Monochord. Sie wurden an Wirbeln befeſtigt, mittels deren ſie geſtimmt

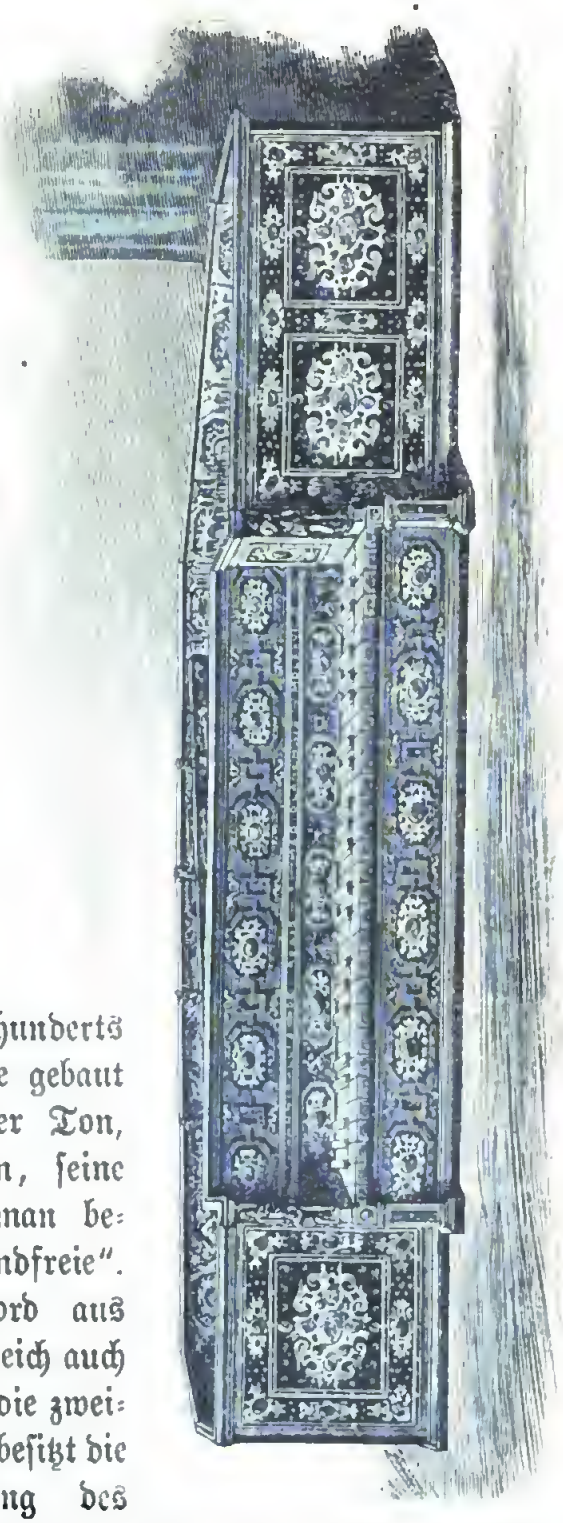


Das grüne Klavichord, 18. Jahrhundert.

werden konnten, und mit hölzernen Klöppeln geſchlagen. Dieſe waren und ſind noch heute auf der einen Hälfte mit Filz überzogen, um das Piano hervorbringen zu können; der Ton iſt ſtark und durchdringend und eignet ſich deswegen gut für ländliche Tanzluſtbarkeiten und dergleichen, für die man das Inſtrument auch beibehielt, als es für höhere Kunſtleiſtungen durch das Klavichord verdrängt wurde.

Wann dieſes Inſtrument erfunden wurde, läßt ſich nicht mehr genau feſtſtellen. Der Name taucht etwa um 1400 gemeinſam mit Monochord und Klavicimbel auf, und noch faſt zwei Jahrhunderte hindurch blieben Monochord und Klavichord Bezeichnungen, die leicht miteinander verwechſelt wurden. Das Klavichord war im Anfang des 16. Jahrhunderts bereits vollkommen ausgebildet, beſaß aber damals noch viel weniger Saiten als Taſten. Aus den hölzernen Stegen des alten Monochords waren Tangenten oder Metallzungen geworden, die, auf den hinteren Taſtenenden ſtehend, durch dieſe gehoben wurden und die Saiten zu gleicher Zeit als Stege teilten und zum Tönen brachten, was man bei dem alten Monochord mit einem Plektron oder mit dem Finger bewirkt hatte. Die Saiten liefen quer wie bei unſeren heutigen Tafelklavieren, ihr klingender Teil lag vom Spieler aus rechts; die Dämpfung des Teiles auf der anderen Seite erfolgte vermutlich mit der linken Hand, oder man flocht ſchon dazumal Tuchſtreifen ein. Bei dieſen noch ziemlich urſprünglichen Inſtrumenten konnte von einem vollſtimmigen Spiel, das beide Hände erfordert hätte, ſchon aus dem Grunde keine Rede ſein, weil mehrere Taſten dieſelbe Saite regierten. Der Klang war zwar ſchwach, aber zart und ausdrucksvoll. Der Tonumfang war anfangs ſehr beſchränkt, aber bereits um 1500 findet man die Klaviatur voll entwickelt mit zwölf Halbtönen und im Umfang von über drei Oktaven.

Die erſten Klavichorde beſaßen noch keine Füße, ſondern wurden wie Kaſten auf einen Tiſch geſtellt. Sehr lange blieb auch die Einrichtung beſtehen, mehrere Taſten an dieſelbe Saite, jedoch in verſchiedenem Abſtande vom Stege, anſchlagen zu laſſen. Hauptſächlich wurden die chromatiſchen Töne cis, dis u. ſ. w. durch Anſchlag an die bis auf das is alphabetiſch gleichen Saiten erzeugt. Daniel Faber ſoll im Anfange des 18. Jahrhunderts die erſten Inſtrumente gebaut haben, bei denen jeder Ton, auch die chromatiſchen, ſeine eigene Saite beſaß; man bezeichnete ſie als „bundfreie“. Ein ſolches Klavichord aus ſpäterer Zeit, das zugleich auch reicher verziert iſt als die zweiſaitigen Inſtrumente, beſitzt die reichhaltige Sammlung des South-Kenſington-Muſeums in London; es iſt das ſogen. grüne Klavichord und ſtammt aus dem 18. Jahrhundert.



Roſſi-Spinett, 16. Jahrhundert.

Nun hatte man aber bereits ſeit dem Beginn des 16. Jahrhunderts das Bedürfnis nach einem Inſtrumente mit kräftigerem Ton empfunden. Dadurch wurde die Erfindung des Klavicimbel oder Clavicembalo angeregt, der die des Spinetts folgte. Die beſonders in England und in den Niederlanden ausgebildete und gepflegte liegende Form dieſer kleinen Taſteninſtrumente nannte man Virginal, die aufrechtſtehende Clavicytherium. Statt letzterer Bezeichnung bürgerte ſich jedoch im 18. Jahrhundert der Name Flügel ein.

Das Spinett war von viereckiger, mitunter auch dreieckiger Form; es war nur einchörig, mit dünnen Meſſingſaiten bezogen. Bei den Klavierinſtrumenten heißen die in gleicher Tonhöhe geſtimmten Saiten: Saitenchor; man nennt Inſtrumente ein-, zwei- oder dreichörig, je nachdem ſie eine, zwei oder drei Saiten für denſelben Ton enthalten. Zum Klingen gebracht wurden die nicht in der Richtung der Taſten (wie beim Flügel), ſondern querüber laufenden Saiten an Stelle der Tangenten des Klavichords plektrumartig durch Rabenkiele, die in ſogenannte Docken aus Holz eingeſetzt wurden. Die Docken ruhten auf dem der Anſchlagſtelle entgegengeſetzten Ende der Taſten und reichten durch den Reſonanzboden bis an die Saiten. Dieſe Spinettdocken, welche mit den Spitzen der Rabenkiele die Saiten ertönen machten, hoben die kleinen Dämpfer aus rotem Tuch empor, die für das Spinett charakteriſtiſch waren. Seinen Namen erhielt dies Inſtrument von dem venetianiſchen Inſtrumentenmacher Spinetti, der die erſten verfertigte.

Die Bezeichnung Virginal ſoll zu Ehren der jungfräulichen Königin Eliſabeth von England gewählt worden ſein, die das Inſtrument ſehr gewandt ſpielte; dieſe Angabe wird jedoch von anderer Seite und wohl nicht mit Unrecht bezweifelt. In Frankreich galt der Name Epinette, in

Italien Spinetto, in Deutſchland ſagte man ſchlechthin „das Inſtrument", wie man das ja auch jetzt noch für alle Klaviere ohne Unterſchied der Form zu thun pflegt. Zuweilen hatte man auch an alten Kielflügeln die Einrichtung, daß man zu jedem Saitenchor eine Saite um eine

Italieniſches Oktavvirginal mit Schränkchen.

Oktave höher ſtimmte, und nannte auch dieſe Vorrichtung, wobei alſo zu jedem Ton ſeine Oktave mit anſchlug, Spinett oder Oktävchen.

Eine fünf- und manchmal ſogar ſiebeneckige Geſtalt des Spinetts führte im Laufe des 16. Jahrhunderts der Mailänder Roſſi oder Roſſo ein. Dieſe Inſtrumente zeigten elegante Linien und waren meiſt durch Schnitzwerk oder

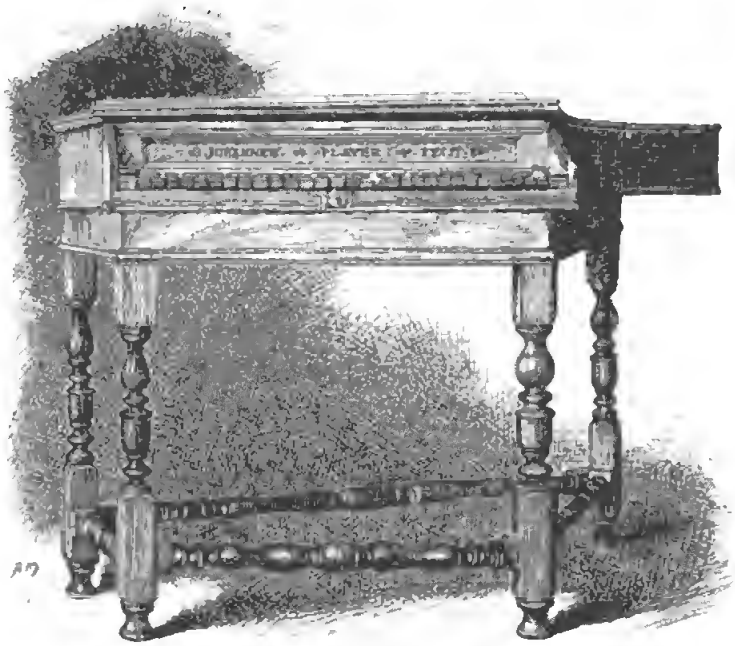
eingelegte Arbeit beſonders reich verziert. Sie beſaßen keine Deckel, ſondern waren oben offen; nur die länglich viereckigen hatten ſolche oder die Geſtalt eines Schubladenſpindes. In der obengenannten Londoner Sammlung befindet ſich auch ein italieniſches Virginal aus dem 16. Jahrhundert, auf dem ein zierliches Schmuckkäſtchen aus Ebenholz mit Elfenbeineinlagen angebracht iſt.

Eine beſondere Form von Spinetten, in Italien Spinetto traverso oder Querſpinett genannt, ſcheint im 16. Jahrhundert auch in England und den Niederlanden ſehr beliebt geweſen zu ſein. In guten Häuſern hat man damals offenbar ein ſolches Inſtrument für unentbehrlich gehalten, deswegen ſind noch ziemlich viele und von verſchiedenen Meiſtern angefertigte bis auf unſere Zeit gekommen. Das South-Kenſington-Muſeum enthält ein kleines Exemplar, das Player in London gegen Ende des 17. Jahrhunderts gebaut hat. Es iſt kleiner als die meiſten der älteren Spinette. Solche Querſpinette wurden in England noch bis 1784 gebaut, während man auf dem Feſtlande bereits mehr der länglich-viereckigen (ſogenannten Tafel-) Form den Vorzug gab. Früher hatte man die Deckel der Querſpinette häufig bemalt; in der letzten Zeit dagegen zog man es vor, ſie mit Marketerie und Boulearbeit zu verzieren.

Ausgezeichnete Spinettbauer gab es damals in Deutſchland und in den Niederlanden; von Antwerpen verpflanzte ſich die Fabrikation nach England und ſpeziell nach London. Spinett und Klavicimbel, auch noch Klavichord hielten ſich nebeneinander, bis im Anfang unſeres Jahrhunderts das Hammerklavier ſie gänzlich verdrängte.

Man benutzte die verſchiedenſten Bezeichnungen nebeneinander. Die größeren, in Geſtalt eines an den ſpitzen Ecken abgekanteten rechtwinkeligen Dreiecks gebauten Inſtrumente behielten den alten Namen Clavicembalo (kurz

Cembalo, franzöſiſch Clavecin) bei, oder ſie wurden Harpſichord, Harpichord, deutſch auch Flügel genannt. Ein ſchönes römiſches Clavicembalo vom Jahre 1521 in der Sammlung des Kenſington-Muſeums läßt die Flügelform ſehr anſchaulich hervortreten, die ſich in ganz natürlicher Weiſe ergab, als man die tieferen Töne durch längere Saiten zu erzeugen und den Kaſten nach den Saitenlängen zu geſtalten begann.



Querſpinett von Player.

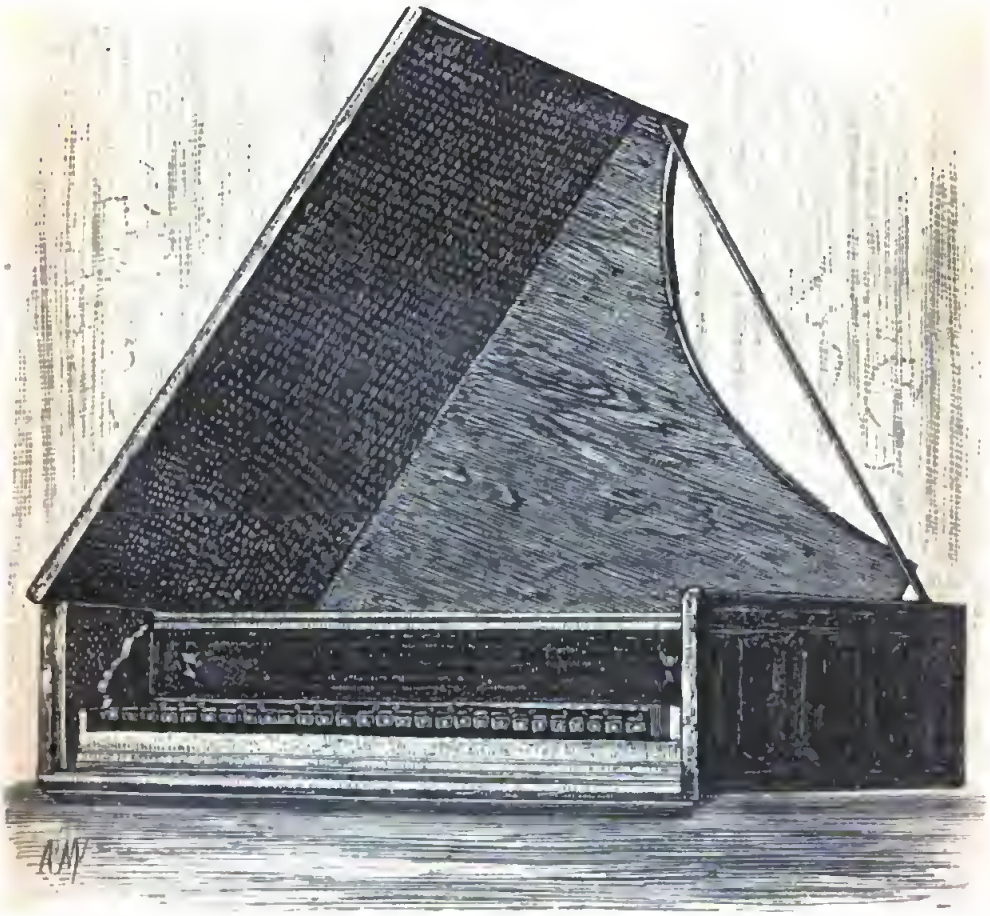
Bei dieſen Inſtrumenten nahm man erſtmals Stahl- an Stelle der bisherigen Meſſingſaiten, nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß dickere Saiten eine größere Fülle und Kraft des Tones geben und daß man dickere Saiten für die gleiche Tonhöhe ſtärker anſpannen muß. Der Kielflügel, die klangfähigſte und größte Form der ſpinettartigen Inſtrumente, diente bei öffentlichen Aufführungen zur Begleitung und galt als ſo weſentlich, daß der „Cembaliſt" eine unentbehrliche Perſönlichkeit in jedem Orcheſter war.

Damals begann auch das Experimentieren zur Vervollkommnung der Flügel, die man im Laufe des 18. Jahrhunderts aus Flöten-, Pauken-, Trompeten- und vielen Regiſtern baute. Es entſtanden verſchiedene Arten von Bogenklavieren, das Lautenklaviciubel, der Theorbenflügel, die Verbindung abgeſtimmter Glocken mit einem Inſtrument u. ſ. w. Paſtor Diwiß erbaute im Jahre 1730 ein Inſtrument, das im Bezuge 790 Saiten führte, 130 Veränderungen hatte und zum Ueberfluß noch erlaubte, dem Spieler nach Belieben einen elektriſchen Schlag zu verſetzen. Milchmeier in Mainz baute in den Jahren 1770 bis 1780 einen Flügel mit drei Klaviaturen und 250 Veränderungen; Mercia in London 1768 ein Inſtrument mit Pauken und Trompeten, und noch in den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts kamen Flügel mit Fagottzug, Janitſcharenmuſik, Pauken und Trompeten und dergleichen vor.

Ein wirklicher Fortſchritt wurde dadurch bewirkt, daß der Orgelbauer und Inſtrumentenmacher Wikleſ 1740 die ſich raſch abnutzenden Federkiele an den Docken durch kleine Meſſingfedern erſetzte; Pascal Taskin in Paris benutzte zu dieſem Zweck 1768 Tangenten aus Büffelleder, und ſeine Clavecins à peau de buffle fanden vielen Beifall. Allgemeine Verbreitung fanden die Flügel mit doppelter Klaviatur nach Art der Orgeln und einem beſonderen Bezug für jede von ihnen; das Obermanual ſtand gewöhnlich eine Oktave höher, und beide Klaviaturen konnten verdoppelt werden, ſo daß die obere die untere mitregierte. Dann verlieh die Verſtärkung durch die Oktaven dem Inſtrument eine geſteigerte Tonfülle.

Die eigentliche Glanzperiode des Klaviers fängt an mit der Erfindung des Hammerklaviers, zuerſt „Piano e forte“ (Pianoforte oder Fortepiano) geheißen, womit in der That der Kern der Sache bezeichnet wurde. Man empfand es nämlich als den Hauptmangel des Kielflügels, daß er zu

jeglicher Tonschattierung unfähig war; sein Ton war kurz und spitz und stets von der gleichen Stärke. Das zarte Klavichord dagegen ließ sich nicht zu stärkeren Accenten weiter entwickeln: es mußte ein neues Prinzip der Tongebung gesucht werden.



Römisches Clavicembalo oder Harpsichord.

Man fand dies in der Tonerregung durch Hämmer, die man ja längst beim Hackbrett und anderen Instrumenten besaß und nun auf den Flügel übertrug. Die Anregung zur Einführung des Hammeranschlags scheint das Aufsehen gegeben zu haben, das um das Jahr 1705 das von Hebenstreit konstruierte und vorgeführte Pantaleon, ein verbessertes und vergrößertes Hackbrett oder Cymbal, hervorrief, dessen

Klang außerordentlich ſtark und namentlich in der Tiefe voll und glänzend war.

Bartolomeo Criſtofori ſtellte im Jahre 1711 zuerſt das Modell zu einem Hammerklavier (Cembalo a martelletti) her, das die Grundlage der meiſten Klaviermechanismen bis zum heutigen Tag geblieben iſt. Sein Mechanismus wies bereits doppelte Hebel, Auslöſung und für jeden Ton einen freien Dämpfer (automatiſche Dämpfung) auf. Beinahe gleichzeitig mit dem Italiener traten auch der Franzoſe Marius und der Deutſche Ch. G. Schröter mit ſelbſtändigen Modellen von Hammerklavieren hervor.

Der Inſtrumentenmacher Criſtofori, der wohl unzweifelhaft als der erſte Erfinder des modernen Klaviers anzuſehen iſt, war 1683 zu Padua geboren und wurde durch Ferdinand von Medici aus Paris als Kuſtos ſeiner bedeutenden Sammlung muſikaliſcher Inſtrumente nach Florenz berufen. Es ſind in dieſer Stadt noch einige der von ihm in den Jahren 1720 und 1726 erbauten großen Pianos vorhanden. Eines davon gehört dem berühmten Sammler Aleſſandro Kraus, iſt noch ſehr wohlerhalten und giebt einen guten, wenn auch nach unſeren heutigen Begriffen immer noch ziemlich ſchwachen Ton. Criſtofori ſtarb 1731.

Manches in der Geſchichte der Erfindung des Pianofortes iſt noch nicht völlig aufgehellt; das aber darf als feſtſtehend gelten, daß die Ausbildung des Gedankens und ebenſo die Verbreitung der Erfindung beinahe ausſchließlich den Deutſchen zuzuſchreiben iſt. Der erſte deutſche Pianofortebauer war der berühmte Orgel- und Klavierbauer Gottfried Silbermann in Dresden (geb. 1683 zu Frauenſtein). Er erfand eine verbeſſerte Hammermechanik, durch die er ſeinen Inſtrumenten einen bis dahin noch unerreichten ſchönen, vollen Ton und eine feſte, dauerhafte Stimmung zu verleihen wußte. Im Jahre 1726 führte Silbermann dem berühmten Johann Sebaſtian Bach zwei Inſtrumente

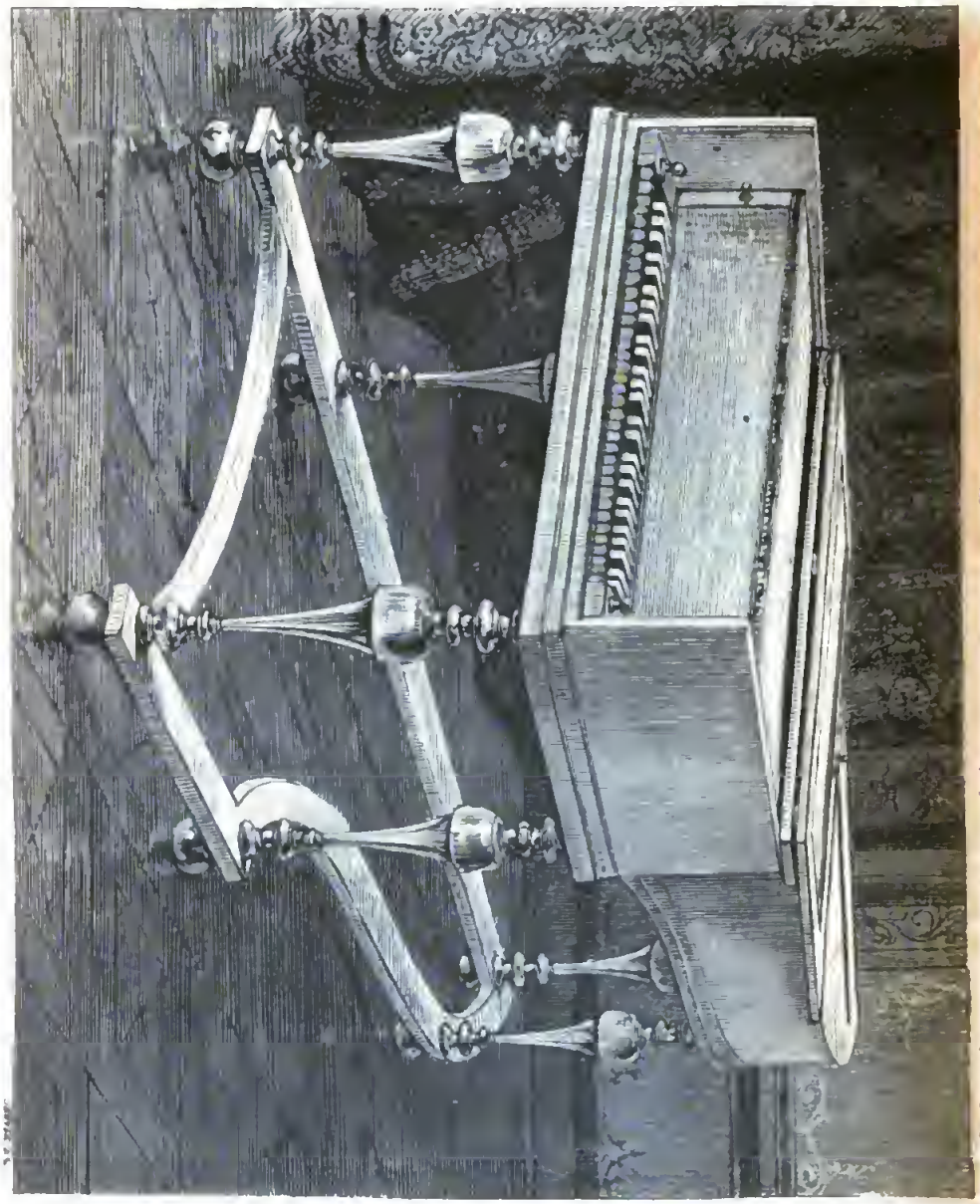
vor, an denen dieſer Großmeiſter des Klavierſpiels nach gründlicher Prüfung nichts mehr auszuſetzen fand, als daß der Diskant noch zu ſchwach klänge und daß die Inſtrumente ſich etwas ſchwer ſpielten. Silbermann zog hierauf beide zurück und trat ſpäter mit abermals vervollkommneten hervor, die dann auch die uneingeſchränkte Anerkennung Bachs fanden. Eines von dieſen Inſtrumenten kaufte der Fürſt

Piano von Criſtofori.

von Schwarzburg-Rudolſtadt; es erregte in der muſikaliſchen Welt ſolches Aufſehen, daß auch Friedrich der Große ſich eines beſtellte, das Bach im Jahre 1747 ſpielte und ganz vorzüglich fand. Es befindet ſich gegenwärtig im Beſitze der Kaiſerin Friedrich. Ferner befinden ſich in Potsdam noch zwei weitere Silbermannſche Inſtrumente, nämlich in den Muſikzimmern Friedrichs II. im Stadtſchloß und in Sansſouci. Silbermann ſtarb 1753.

Von ſeinen Schülern und Arbeitern, die in den da-

maligen unruhigen Kriegszeiten in der Heimat keinen genügenden Verdienst mehr fanden, gingen einige nach England und führten dort die Pianofortefabrikation ein, besonders



Großes Piano von Silbermann, gespielt von J. S. Bach, im Stadtschloß zu Potsdam.

A. Backer. Ein anderer Schüler Silbermanns, Johann Andreas Streicher (geb. 1728 zu Hildesheim), ließ sich 1755 in Augsburg als Orgel- und Klavierbauer nieder und lieferte vorzügliche Instrumente. Er erfand die sogenannte

„Deutſche“ oder „Wiener“ Mechanik, die ſein Schwiegerſohn Andreas Streicher in Wien (Schillers Jugendfreund) weiter ausbildete, ſo daß ſie bald in ganz Deutſchland überwiegend angewendet wurde.

Das länglich-viereckige oder tafelförmige Piano erfand Johannes Zampe um 1763 und begann ſeit 1765 ſolche Inſtrumente mit fünf Oktaven zu bauen. Dieſe Inſtrumente erwarben ſich ſehr raſch allgemeine Beliebtheit und wurden für den Hausgebrauch natürlich dem großen Flügel vorgezogen, den man nun vorwiegend in den Konzertſälen und Räumen von ähnlichem Umfange verwendete. Die Tafelklaviere wurden ſpäter weſentlich verbeſſert und finden ſich noch heute, obwohl ſie im allgemeinen durch das weniger Raum einnehmende aufrechte Piano oder Pianino verdrängt worden ſind, das eine engliſche Erfindung ſein ſoll. Die erſten Verſuche mit aufrechten Pianos rühren von Southwell (1798) und Hawkins in London (1800) her und wurden erſt Ende der dreißiger Jahre in Deutſchland eingeführt.

Gegenwärtig iſt das Pianoforte, an deſſen Verbeſſerung noch immerwährend weitergearbeitet wird, das eigentliche Weltinſtrument, deſſen Maſſenherſtellung in den Hauptkulturländern viele Tauſende beſchäftigt und die großartigſten Werkſtätten hervorgerufen hat. Den bedeutendſten Ruf haben gegenwärtig Blüthner in Leipzig, Schiedmayer in Stuttgart, Ibach & Sohn in Barmen, Bechſtein & Duyſen in Berlin, Kaps in Dresden, Steinway & Söhne in New York, Broadwood & Söhne in London, Pleyel & Erard in Paris, Seuffert und ſein Nachfolger Ehrbar & Böſendorfer in Wien u. a. m. Namentlich die deutſche Pianofortefabrikation befindet ſich gegenwärtig in einem höchſt blühenden Zuſtande und ſteht im Export obenan.

Bei der Einkleidung unserer Kolonialtruppen.

Skizze von **Gerh. ten Boer.**

Mit Illustration.

(Nachdruck verboten.)

Fünfundzwanzig Mann Nachschub nach Südwestafrika, zwei Deckoffiziere nach Ostafrika. Morgen Einkleidung. v. T.

Diese Zuschrift ging mir von dem Inhaber eines Berliner Geschäftes zu, das wohl einzig in Deutschland dasteht. Es handelt sich um ein Tropenausrüstungsgeschäft, welches sich damit befaßt, Expeditionen und einzelne Reisende, besonders für Afrika, auszurüsten, und welches gleichzeitig das Bekleidungsamt unserer Kolonialtruppen ist und sämtliche militärischen Bedürfnisse mit Ausnahme der Waffen unter Kontrolle des Auswärtigen Amtes an unsere Truppen in Kamerun, Südwestafrika und Ostafrika liefert.

Es sollte mir Gelegenheit werden, einmal einen Einblick in diese interessanten Dinge zu gewinnen, und diese läßt man sich natürlich nicht entgehen. Ich war also pünktlich zur Stelle.

Im „Kriegslager", das heißt in den Räumen, in denen auf bis zur Decke reichenden Gestellen die Uniformen und Ausrüstungsgegenstände für die Kolonialtruppen lagern,

fand ich zwanzig Infanteriſten, drei Kavalleriſten und zwei Artilleriſten vor.

„Die Leute gehen als Nachſchub nach Südweſtafrika," ſagte mir mein freundlicher Führer. „In Kamerun und Oſtafrika haben wir bekanntlich ſchwarze Kolonialtruppen, nur die Unteroffiziere und Offiziere ſind meiſt Weiße. Die ſüdweſtafrikaniſchen Reiter aber beſtehen nur aus Deutſchen."

„Reiter? Entſchuldigen Sie, es ſind doch meiſt Infanteriſten hier," verſetzte ich.

„Schadet nichts, ſie werden doch ſüdweſtafrikaniſche Reiter. Das Pferd iſt in Südweſtafrika für den Kolonialſoldaten nichts als ein Fortbewegungsmittel. Der Kolonialſoldat iſt berittener Infanteriſt, er reitet keine Attacke, und das Pferd dient ihm eben nur zum ſchnelleren Fortkommen."

„Die Leute lernen alſo wohl auch erſt an Ort und Stelle reiten?"

„Jawohl. Nach der Ankunft in Südweſtafrika wird ihnen das Reiten beigebracht, und das geht ſehr ſchnell."

„Die Leute ſind alle Freiwillige?"

„Das Kriegsminiſterium fragt bei den Regimentern an, ob ſich Leute aus dem zweiten Dienſtjahre freiwillig zu einer dreijährigen Dienſtzeit in Südweſtafrika verpflichten wollen. Die ſich Meldenden werden ärztlich unterſucht, ob ſie tropenbrauchbar ſind, dann werden ſie an einem beſtimmten Tage nach Berlin einberufen, hier im ſtädtiſchen Ordonnanzhauſe einquartiert und von uns eingekleidet. Die Leute gehen übermorgen nach Genua und von dort auf einem Dampfer nach Südweſtafrika."

Jeder Mann der Einzukleidenden empfängt vorerſt einen Koffer aus Eiſenblech. Dieſer hat an den Rändern, wo der Deckel aufliegt, Gummieinlagen, ſo daß er luftdicht ſchließt. Es darf keine Feuchtigkeit in den Koffer dringen, denn dieſe ruiniert in Afrika ebenſo alle Gegenſtände, wie

die brennende Sonne. Am Deckel ſind zwei Haſpen befeſtigt, ſo daß der Koffer mit zwei Vorhängeſchlöſſern verſchloſſen werden kann. Auch die beiden Vorhängeſchlöſſer bekommt der Kolonialſoldat geliefert. In dem Koffer ſelbſt liegen Dinge, die der Soldat nicht anzupaſſen braucht: Taſchentücher, Fußlappen, Putzzeug u. ſ. w.

Mein Begleiter zeigte mir zunächſt eine Anzahl von Photographien, welche unſere afrikaniſchen Schutztruppen in ihrer Uniformierung darſtellten und mir ſofort eine anſchauliche Vorſtellung davon gaben, wie Offiziere und Mannſchaften in Oſt- und Weſtafrika im Dienſt und im Felde ausſehen. Ich habe eine Zuſammenſtellung aller Truppengattungen auf einem Geſamtbilde für unſere Leſer dieſem Artikel beigefügt.

Nach ſolcher allgemeinen Belehrung ging es nun an die praktiſche Unterweiſung, indem das Anpaſſen der Uniformen bei den Neueintretenden begann.

Jeder Mann erhält eine Dienſtuniform und eine Felduniform. Außerdem hat er noch Anſpruch auf eine Heimatsuniform, die ihm bei der Abreiſe noch nicht ausgefolgt wird. Die Felduniform beſteht aus gelbem Khakeydrell. Es wird ein Jackett und ein Beinkleid geliefert. Das Jackett iſt blau paſſepoiliert, ebenſo haben die Beinkleider einen blauen Paſſepoil. Die gelben Knöpfe des Jacketts haben Kaiſerkronen aufgeprägt. Der Anzug iſt ſehr leicht, luftig und hell, den Tropen angemeſſen.

Nach dem Feldanzug kommt der Dienſtanzug zur Anprobe. Er beſteht aus Cordſtoff, das heißt aus grauem, durch Preſſung gereifeltem Plüſch. Dieſer iſt unverwüſtlich und doch durchläſſig. Das Beinkleid hat einen blauen Paſſepoil. Der Uniformrock, der weiß gefüttert iſt, hat hellblauen Kragen und hellblaue Aufſchläge, dazu weiße Kronenknöpfe, weiße Gardelitzen und beim Unteroffizier eine weiße Gardetreſſe.

Die Uniformierung unserer afrikanischen Schutztruppen.

Die Offiziere tragen ſilberne Stickereien, die ſich auf dem Hellblau und auf dem eigentümlichen Plüſchrock ſehr gut ausnehmen. Der Mann erhält ein Paar auf Rand gearbeitete, lohgare, naturfarbene Schnürſchuhe, ferner ein Paar hohe, ebenfalls naturfarbene Küraſſierſtiefel mit Anſchnallſporen; dazu eine Koppel für den Säbel, ein Gewehr (die Waffen ſind vom Kriegsminiſterium an das Ausrüſtungsgeſchäft geliefert), zwei Patrontaſchen, einen Sattel von naturfarbenem Leder. Die Pferde, die in Südweſtafrika von den Truppen gebraucht werden, ſtammen aus dem Kapland oder Argentinien, ſind klein, haben einen großen Kopf und einen ſo ſtarken Widerriſt, daß die Sättel beſonders konſtruiert und gepolſtert ſein müſſen. Ferner erhält der Soldat zwei Vorder- und zwei Hinterpacktaſchen, die am Sattel angeſchnallt ſind.

„Was iſt das maulkorbartige Ledergeflecht dort?" fragte ich.

„Das iſt das Gehänge für das Kochgeſchirr, das der Reiter ebenfalls am Sattel trägt," wurde mir zur Antwort. „Die Sattelgurte beſtehen aus Schnüren, die durch Lederſchlaufen zuſammengehalten werden. Jedes Pferd trägt zwei Gurte. Der Soldat bekommt außerdem noch einen großen, grauen Feldhut altbrandenburgiſcher Form, der an der einen Seite aufgeklappt und mit einer großen ſchwarz-weiß-roten Kokarde verſehen iſt; ferner zwei graue Plüſchmützen mit blauen Streifen und der deutſchen Kokarde. Beide Mützen ſind Schirmmützen, eine weiche gehört zum Feldanzug, eine feſte zum Dienſtanzug. Mit dem grauen Mantel mit weißen Kronenknöpfen endlich iſt die äußere Ausrüſtung des Kolonialſoldaten beendet. — Die Mannſchaften werden jetzt in einen beſondern Raum geführt, um die Leibwäſche anzupaſſen. Wenn es Ihnen recht iſt, ſehen wir uns das Lager für die anderen Kolonialtruppen an.

Hier liegen Kopfbedeckungen, ſogenannte Fes, für unſere

oſtafrikaniſchen Sudaneſen. Dieſe Leute tragen nur Khakeydrellanzüge, Beinkleid und Jacke mit blauer Paſſepoilierung. Die Beinkleider ſind ſehr kurz und reichen nur bis übers Knie. Hier ſehen Sie lange, bis ans Knie reichende Strümpfe, ſowie blaue Zeugbinden, welche die Mannſchaften noch über die Strümpfe um den Unterſchenkel winden. Sie dienen als Schutz gegen Schlangenbiß, gegen Dornen und ſcharfes Geſtrüpp. Der Fuß wird mit gelben Schnürſchuhen aus naturfarbenem Leder bekleidet. — Hier liegen Torniſterriemen und Torniſtergeſtelle, dort Torniſterbeutel, die an dem Traggerüſt befeſtigt werden, wenn es Eilmärſche gilt. Hier liegen Koppeln, Säbeltaſchen, Brotbeutel, Feldflaſchen, und in jener Abteilung Schanzzeug."

„Die Truppen in Oſtafrika ſcheinen viel Schanzzeug zu tragen."

„Das iſt auch dringend nötig. Müſſen ſie ſich doch auf ihren Märſchen ſehr oft den Weg durch den Urwald, durch dickes Geſtrüpp bahnen. Sie ſehen hier neben kleinen Aexten langſtielige, ſchwere Aexte, mit denen man Bäume fällen kann; die Taſchen, in denen die Metallteile des Schanzzeugs getragen werden, ſind nicht nur genäht, ſondern auch genietet. Hitze und Feuchtigkeit greifen nämlich in den Kolonien das Lederzeug derartig an, daß die feſteſte Naht binnen kurzer Zeit ſpringt oder vollſtändig zerfreſſen auseinander fällt. Für alle Fälle ſind daher die Lederteile genietet; auch die aus waſſerdichtem Stoff hergeſtellten Brot- und Torniſterbeutel ſind genäht und genietet. — Hier liegen Kochgeſchirre, dort Trommeln und Signalhörner; weiterhin Decken, in die ſich der Mann beim Schlafen einhüllt. Die Nächte ſind ſowohl in Oſt- wie in Weſtafrika ſehr kühl, und da tagsüber ſehr große Hitze herrſcht, muß man ſich nachts erſt recht gegen Erkältung ſchützen. — Dieſe graugelben Kamelhaardecken ſind zur Ausrüſtung für Offiziere beſtimmt."

„Die Offiziere der Kolonialtruppen werden auch bei Ihnen eingekleidet?“

„Die Offiziere erhalten hier ihre Felduniform, ihre Dienstuniform und ihre Heimatsuniform nebst Mantel und Mütze; dazu eine Degenkoppel, einen Tropenhelm und einen Degen in Stahlscheide. Für die anderen Dinge werden den Offizieren Ausrüstungsgelder gezahlt, mit denen sie nach Belieben in unserem Geschäft oder anderweitig ihre Ausrüstung vervollständigen können. Die Abteilung dort drüben enthält die Uniformen für die Truppen in Kamerun. Die Kameruner Negertruppen tragen ebenfalls Beinkleider und Jacken aus Khakeydrell, aber mit rotem Passepoil und weißen Kronenknöpfen. Sonst ist die Ausrüstung genau so, wie für die Sudanesen in Ostafrika.“

„Sie schrieben mir, es würden auch Deckoffiziere eingekleidet. Ich dachte, es gäbe Deckoffiziere nur bei der Marine?“

„Nein, diese Charge ist auch für die Kolonialtruppen eingeführt worden. Zu den Deckoffizieren gehören: Zahlmeisteraspiranten, Oberbüchsenmacher, Oberfeuerwerker, Unterroßärzte. Wir kleiden einen Oberbüchsenmacher und einen Oberfeuerwerker ein. Hier liegen die Uniformen. Der Oberbüchsenmacher bekommt einen Rock aus schwarzem Tuch mit rotem Passepoil, goldenen Kronenknöpfen und goldenen Tressen auf den Achselklappen. Der Feuerwerker bekommt schwarzen Tuchrock mit rotem Passepoil, Achselklappen, silberne Tressen und ein F. Diese Uniform ist aber nur die sogenannte Heimatsuniform, die in Europa getragen wird. Für den Tropendienst bekommt der Deckoffizier eine Uniform aus grauem Tuch. Die Achselklappen sind mit silbernen oder goldenen Tressen besetzt, und die Kronenknöpfe sind, je nach der Charge, weiß oder gelb.“

„Sie erwähnten, daß auch die südwestafrikanischen Reiter, ferner die Unteroffiziere und Offiziere der anderen Kolonialtruppen eine besondere Heimatsuniform haben.“

Digitized by Google

„Ich werde Sie jetzt nach der Kammer führen, in der die Heimatsuniformen sich befinden. Kommen Unteroffiziere, Lazarettgehilfen aus Kamerun oder Ostafrika, ferner Unteroffiziere und Mannschaften aus Südwestafrika auf Urlaub nach der Heimat, so haben sie sich vom Schiff direkt nach Berlin zu begeben und sich bei uns einzufinden. Hier geben sie ihre Feld- und Dienstuniformen ab und erhalten für die Urlaubszeit die Heimatsuniform ausgeliefert. Kehren sie vom Urlaub zurück, so liefern sie wieder in diesen Räumen die Heimatsuniform ab, empfangen die hier aufbewahrte, unterdessen gereinigte und ausgebesserte Feld- und Dienstuniform und fahren wieder nach Afrika zurück. Die Heimatsuniform für Kameruner Unteroffiziere und Offiziere ist grau mit rot. Die Offiziere tragen silberne Litzen, die Unteroffiziere weiße Tressen und auf dem linken Arm Winkel aus silberner Gardetresse. Die Heimatsuniform für die ostafrikanischen Truppen ist grau mit weißem Kragen, weißen Aufschlägen und weißer Passepoilierung, mit silbernen Litzen für die Offiziere und baumwollener Gardelitze für die Mannschaft. Die Südwestafrikaner tragen als Heimatsuniform graue Röcke und graue Beinkleider. Die Röcke mit hellblauem Kragen und Aufschlägen und ebensolcher Passepoilierung und mit weißen Litzen respektive weißen Kronenknöpfen. Nebenbei erwähnt hängt dort eine soeben in unserer Werkstatt fertig gewordene Heimatsuniform für einen Kolonialarzt. Sie ist grau mit blauem Sammetkragen und blauen Sammetaufschlägen. Die Litzen sind golden, dazu goldene Kronenknöpfe. Am Zweimaster, am Hut und an der Mütze befindet sich ebenfalls blaue Sammetgarnierung."

„Bekommen die Kolonialtruppen, insbesondere die Mannschaften während der dreijährigen Dienstzeit, Urlaub?"

„Nein, sondern erst dann, wenn sie sich zum Weiterdienen verpflichten. Dann dürfen sie auf sechs Monate mit

Bezug aller Kompetenzen auf Reichskoſten nach Europa gehen, und während dieſer Urlaubszeit tragen ſie, wie bereits erwähnt, die Heimatsuniform.“

Damit haben wir das Lager beſichtigt, in dem die Unteroffiziere, Mannſchaften und Deckoffiziere eingekleidet werden.

Die Perle von Südtirol.

Bozener Bilder. Von Alex. Ritter.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Hinter Blumau braust unser Zug durch den Hochklausener Tunnel, den 23. und letzten der Brennerbahn zwischen Innsbruck und Bozen. Es folgt die von der romantischen Feste Karneid überragte Haltestelle Kardaun, bei der sich südöstlich das Eggenthal abzweigt, dann weitet sich die Niederung und der Zug rollt durch die Wein-, Mandel- und Pfirsichpflanzungen des sogenannten „Bozener Bodens“ in den Bahnhof von Bozen ein.

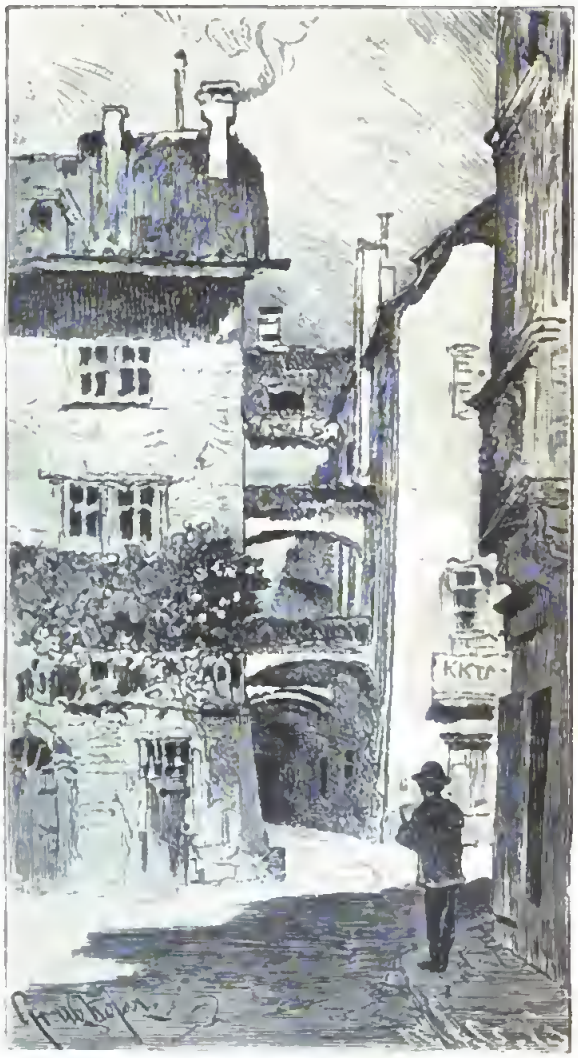
Nicht mit Unrecht hat man diesen herrlichen Landstrich in den Tiroler Alpen mit einem Garten verglichen. Die rauhen Felsen haben Weingeländen und Obstgärten Platz gemacht, daneben winken Maisfelder, Maulbeerpflanzungen, Feigen- und Granatbäume aus den fruchtbaren Niederungen, und Cypressen und Edelkastanien stehen an den Bergeshängen. Man sieht es und fühlt es an den wärmeren Sonnenstrahlen, daß hier der Süden mit seiner wonnigen Pracht beginnt. In der That, das Etschthal ist das Paradies Tirols und Bozen die Perle von Südtirol.

Schon gleich beim Hinaustreten auf den Bahnhofsplatz

überschaut man die herrliche Lage der Stadt: überraschend treten im Osten, im Hintergrund des Eisackthals, die Dolomitriesen, der sagenreiche Rosengarten und der massige Schlern, hervor, während im Westen der lange Rücken der Mendel vom Monte Roën bis zum Gantkofel den Blick begrenzt. Vier in Kreuzesform gelagerte Thäler münden in das breite Bozener Becken und verleihen dem geschlossenen Kessel die Mannigfaltigkeit seiner Formen; von Osten, von der Höhe des Brenners her, kommt der Eisack, von Norden, durch das malerische Sarnthal, die bei Bozen sich mit jenem vereinigende wilde Talfer, von Nordwesten, aus dem Vintschgau her, die Etsch, und alle drei fließen dann, bei Siegmundskron vereinigt, zusammen nach Süden weiter. Kein Wunder, daß auf einem so begünstigten Punkte schon in ältester Zeit eine städtische Ansiedelung entstand.

Wie der berühmte Kurort Meran, der kaum 30 Kilometer im Etschthal aufwärts liegt, verdankt auch Bozen sein Entstehen den Römern. Im Jahre 14 v. Chr. warf Drusus die dort sitzenden Rätier in einer entscheidenden Schlacht zwischen dem heutigen Bozen und Salurn zurück; zum erstenmal kommt dann im Jahre 378 der Name „Bauzanum" als eine dem heutigen ähnliche Form vor. Später wurde die Stadt der Sitz eines bajuvarischen Markgrafen, und im 12. Jahrhundert kam sie an die Grafen von Tirol. „Man kann es den wackeren Bajuvaren gar nicht genug danken," ruft Hans Hoffmann aus, „daß sie dies eine kleine Eckchen südländischen Bodens ein Jahrtausend lang mit solider Zähigkeit behauptet haben. Die Italiener zwar sprechen gern mit dem Trientiner Gebiet auch das Etsch- und Eisackthal bis zum Brenner hinauf als ihr naturgemäßes Eigentum an, wir aber erlauben uns, das unbescheiden zu finden; so ganz pedantisch hält die Geschichte sich nicht an die natürlichen Grenzen.

Sie thut es wohl, aber mit vernünftigen Freiheiten. Gerade hier bei Bozen kann man sehr schön ihr Verfahren beobachten. Im Osten wie im Westen bilden die hohen Bergkämme die scharfe Sprachgrenze: hier der undurchbrochene, mauergleiche Mendelrücken, dort die gewaltigen Dolomitgruppen, wo die niedrigsten Pässe mehr als 5000 Fuß über dem Eisack liegen. Diese beiden wackeren Festungsmauern haben die vorgedrungene deutsche Bevölkerung vor dem zurückflutenden Welschtum geschützt, das sie zu beiden Seiten weit nach Norden hinauf umklammert. Genau an der Stelle, wo dieser Schutz aufhört, wo die Mendel jäh abbricht und das welsche Nocethal sich öffnet, beginnt auch im Etschlande die italienische Sprache zu herrschen. Und wir werden denn da auch weiter nicht vordringen wollen; wir haben es ja noch in der Erinnerung, wie übel den Goten und Longobarden auf die Länge die Ungenügsamkeit bekommen ist. Wir müssen Fühlung behalten mit unserem Norden,

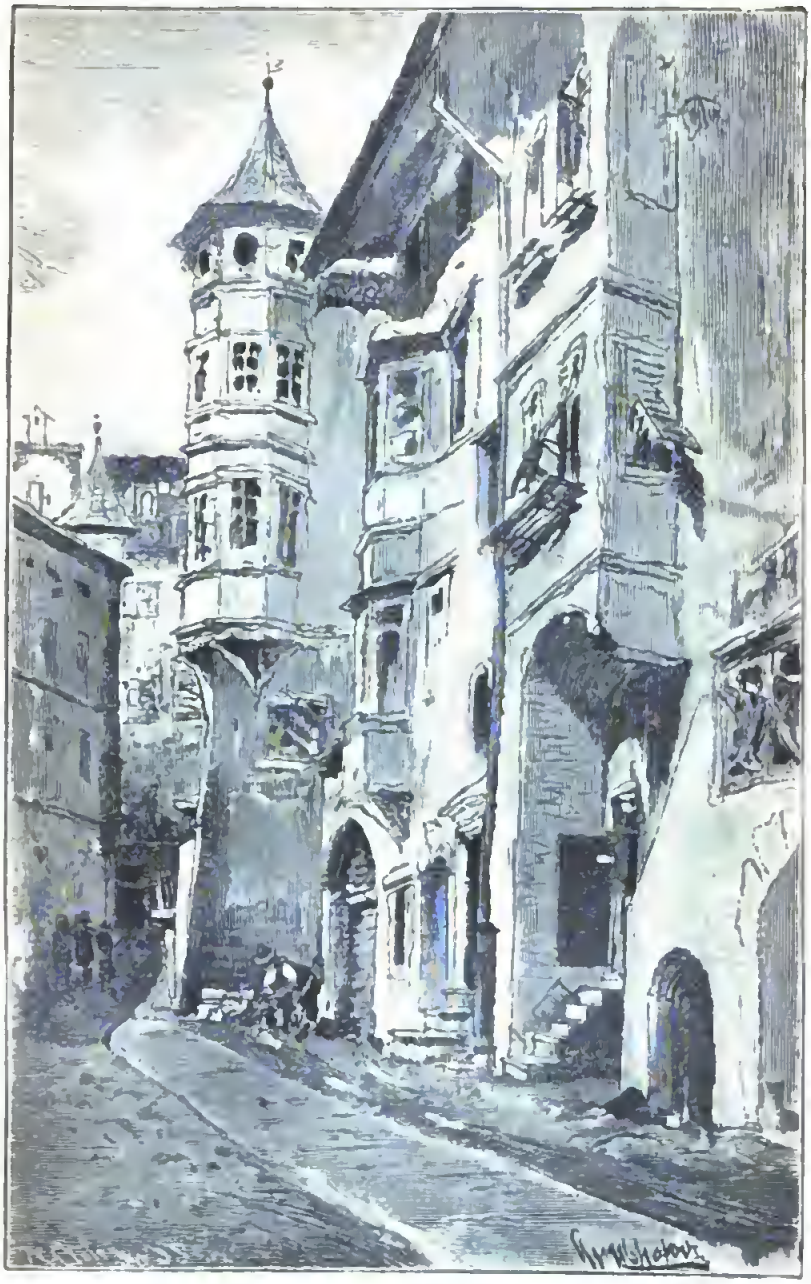


Zu den „Lauben" führende Gasse in Bozen.

um uns ſicher zu behaupten. Und die haben wir hier bei Bozen und Meran; nur ein kleiner Spaziergang in eines der Seitenthäler hinein, und die lachende Anmut verwandelt ſich in nordiſche Strenge. Ganz hart grenzen hier die beiden Welten aneinander; man ſteht immer mit dem einen Fuße im Norden, mit dem anderen im Süden."

In Bozen zeigt ſich dieſe zwiſchen dem Norden und Süden vermittelnde Stellung ſelbſt in den Formen der Berge und in der Vegetation der landſchaftlichen Umgebung, wie nicht minder in den älteren Bauwerken. Die Stadt war ja auch im Mittelalter Hauptſtapelplatz des Handels zwiſchen Venedig und dem Norden und ſie iſt heute noch die bedeutendſte Handelsſtadt Tirols. Ihre Bürger ſind deutſcher Art und deutſcher Sitte allezeit getreu geblieben, obwohl im Laufe der Zeit ein ziemlich bedeutender Zufluß des italieniſchen Elementes ſtattgefunden hat, deſſen Angehörige durch ihre Lebhaftigkeit und Beweglichkeit mancherlei Abwechslung in das Volksleben bringen. In ihrer Bauart zeigt die eigentliche Altſtadt durchweg romaniſchen Charakter, und erſtere verrät zugleich, daß man, wie überall im Süden, auf Schutz gegen die drückende Sonnenhitze bedacht geweſen iſt. Bozen iſt nämlich nicht nur die ſüdlichſte deutſche Stadt, ſondern im Sommer auch die heißeſte. Im Juli und Auguſt wohnen die meiſten wohlhabenderen Familien in ihren hochgelegenen Sommerfriſchen auf dem Ritten, in Kaltern, Jeneſien u. ſ. w., um erſt beim Wiederbeginn der Schulen im September in die Stadt zurückzukehren. Für den Fremden iſt ein Beſuch am lohnendſten im Frühjahr, wenn ringsum alles blüht und grün iſt, während nördlich vom Brenner oft noch der rauhe Winter das Regiment führt, und im Herbſt zur Zeit der Weinleſe, wenn der Duft von Trauben und Aepfeln die ganze Stadt durchzieht.

Der erwähnten hohen Temperatur ist die Vorliebe für schattige, enge Gassen zuzuschreiben. An italienische Bau-



Die Silbergasse in Bozen.

art erinnern auch die massiven Mauerwände der Häuser, ihre unten vielfach in Arkaden auslaufenden Fronten und die langen schmalen Lichthöfe, welche zur Kühlung und

Regenabwehr eigentümliche Lichthauben, gewölbte Dächer mit großer Oeffnung gegen Süden, erhielten. Steintreppen und umlaufende Gänge setzen den Hof mit den durchweg sehr geräumigen Gemächern in Verbindung. Deutsch aber sind die vieleckigen einfachen oder doppelten Erker, sowie die überhängenden Dächer und die hohen Giebel. Alle Straßen durchziehen stellenweise offene Marmorkanäle mit rasch fließendem Talferwasser, die sogenannten Ritschen, eine Einrichtung, die besonders im Sommer wesentlich zur Abkühlung dient und in gesundheitlicher Beziehung von Vorteil ist.

Seit Jahr und Tag vollendet ist jetzt das großartige Werk für Elektricitätsanlagen auf der Töll, das Bozen und Meran mit Licht versorgt und noch Kraft für andere Unternehmungen übrig behält.

Von dem Platze vor dem Bahnhof strahlen nach vier Richtungen hin Straßen aus. In östlicher Richtung gelangt man in das Stadtviertel Zollstange der Gemeinde Zwölfmalgreien, die im Norden und Osten die Stadt eng umschließt. Vorüber an dem Hotel Viktoria, dem Bahnhof gegenüber, und an der im italienischen Renaissancestile erbauten Villa des Freiherrn v. Widmann führt die Franz Joseph-Straße und in ihrer Verlängerung die Weintraubengasse zum Dreifaltigkeitsplatze und dem östlichen Teil der inneren Stadt, während links, der Bahn entlang, eine Straße nach der Neustadt geht. Wir aber verfolgen den nordwestlich vom Bahnhofsplatz abzweigenden schattigen Verbindungsweg, der uns zwischen den hübschen Anlagen des Stadtparkes unmittelbar nach dem Mittelpunkte des Verkehrs, dem Johannesplatze, geleitet.

Der schöne, geräumige Platz, der rings von Baumreihen umgeben ist, erinnert an eine italienische Piazza. In seiner Mitte steht das prächtige Denkmal Walthers von der Vogelweide, ein Meisterwerk des Tiroler Bildhauers

Heinrich Natter (gest. 1892), auf hohem Brunnensockel von Sterzinger Marmor. Zur Linken, am Südwestende des Platzes, liegt die große gotische Pfarrkirche zu Mariä Himmelfahrt, ein Münster im kleinen, das mit seinem 63 Meter hohen Turm, dessen Spitze zartem Filigranwerk gleicht, und dem bunt glasierten Ziegeldach einen sehr wirkungsvollen Eindruck macht. Hinter der Kirche liegt

Das Erzherzog Heinrich-Palais in Bozen.

der Friedhof; ihrem Hauptportal gegenüber das stattliche, 1890 erbaute Post- und Telegraphengebäude.

An dem Johannesplatze liegen mehrere der besuchtesten Gasthöfe und verschiedene, durch ihre Auslagen die Blicke der Fremden anziehende Läden. Vor den Gasthöfen sind gedeckte Tische bis auf den Platz hinaus aufgestellt, an denen man oft genug noch im Spätherbst an den milden Abenden, deren man hier in Südtirol so viele erlebt, die Gäste sitzen sehen kann. Ein besonders anziehendes Bild gewährt der Platz, wenn ihn der Wochenmarkt belebt, und die Bauern der Umgegend in ihrer kleidsamen Tracht ihre Erzeugnisse feilhalten.

Gegen Westen läuft vom Johannesplatze die Mustergasse aus, an der das Palais des verstorbenen Erzherzogs Heinrich sich erhebt, der mit Vorliebe in Bozen weilte. Malerische Straßenbilder bieten die Silbergasse, Binder- und Karnergasse, sowie die schmale, teilweise überbaute Gasse, welche von dem Kornplatz in die Laubengasse führt. Letztere ist die älteste Straße der inneren Stadt und wohl eine der interessantesten des Landes. Längs den beiden hohen Häuserreihen ziehen sich düstere, mit Holzdielen belegte Bogenhallen, Lauben genannt, hin, unter denen es selbst im heißesten Sommer kühl ist. Hier hat sich das Geschäftsleben konzentriert, und größere und kleinere Kaufläden wechseln mit fliegenden Ständen. In früheren Zeiten hatten die Lauben zur Linken, auf der Südseite, ausschließlich die deutschen Händler inne, während die gegenüberliegende Seite den „Welschen" vorbehalten war. Das schönste unter den Häusern ist das Merkantilgebäude, der Sitz der Handels- und Gewerbekammer, ein Renaissancebau aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, in dem im Sommer 1898 die interessante Landesgewerbeausstellung untergebracht war; schräg gegenüber liegt das Rathaus mit dem Wappen der Stadt Bozen — ein roter Querbalken mit goldenem Stern in der Mitte in weißem Felde — über dem spitzbogigen Thor.

In westlicher Richtung mündet die Laubengasse auf den von altertümlichen Häusern umgebenen Obstplatz, der im Sommer und Herbst in reichster Fülle die herrlichen Früchte darbietet, durch die Bozen berühmt ist. Da laden zur Auswahl neben den saftigen Riesentrauben und den Aepfeln und Birnen der verschiedensten Sorten noch Pfirsiche, Melonen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel u. s. w.; dazwischen dickbauchige Kürbisflaschen von abenteuerlichen Formen. Nur darf der Fremde nicht etwa wähnen, bei den Bozener „Grampen", so heißen die Obsthändlerinnen, besonders billig einkaufen zu können. Zu diesem Behufe

muß man schon genauer in der Umgegend Bescheid wissen und sich an die Produzenten selbst wenden; ihre beste

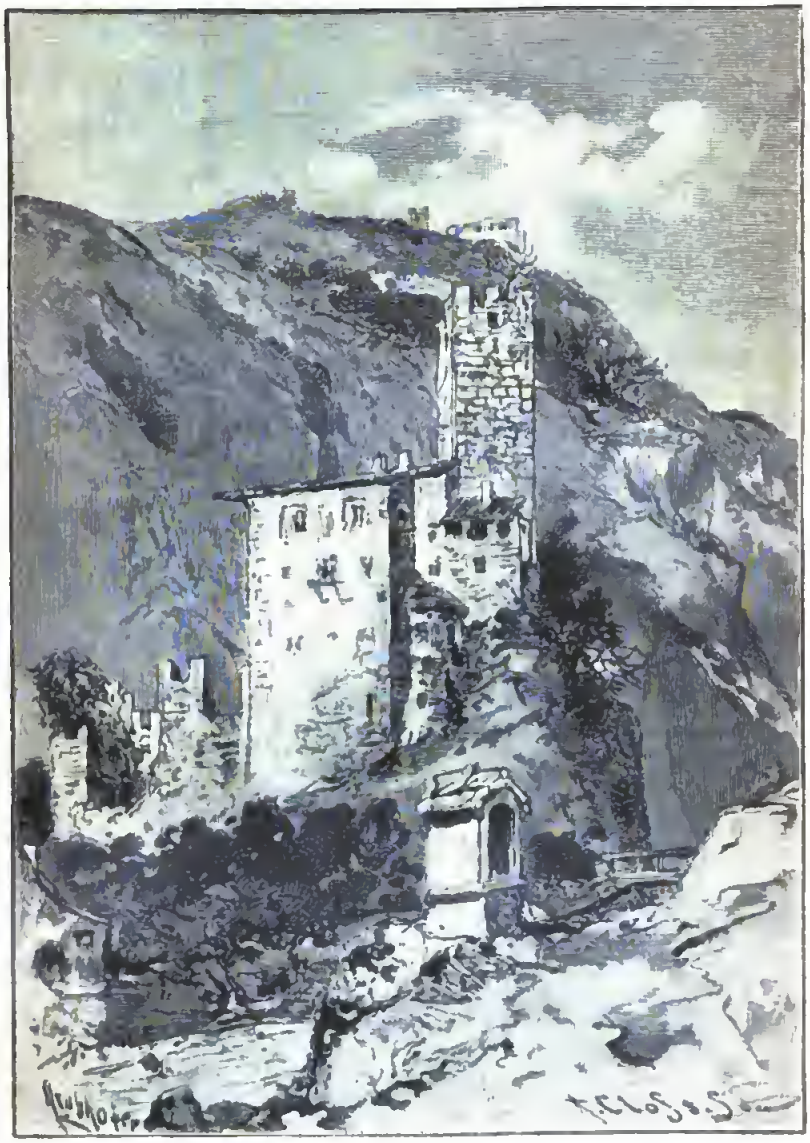
Schloß Runkelstein.

Ware wird freilich durchweg gleich vom Baum versandt und geht in zahllosen Güterwagen der Brennerbahn nord-

wärts. An der Ecke der Laubengasse steht ein Monumentalbrunnen mit einer Bronzestatue des Neptun; gegenüber an der Ecke der Fleischgasse erhebt sich ein stattlicher Neubau mit 30 Meter hohem Turm, das Torggelhaus mit der Weinkosthalle des „Verbandes der landwirtschaftlichen Bezirksgenossenschaften". Selbstverständlich ist Bozen reich an Gaststätten, in denen Südtirols Haupterzeugnis, das edle Traubenblut, geschenkt wird. Allbekannt ist ja das „Batzenhäusl" in der Zollgasse, das kein Fremder unbesucht läßt, aber es giebt auch noch zahlreiche bescheidenere Gaststätten, wie zum Beispiel die volkstümliche „Löwengrube", in denen der echte Bozener „Weinbeiser" einen nicht minder guten Tropfen trinkt.

Die oben erwähnte Fleischgasse zieht sich westlich weiter bis zur hölzernen Talferbrücke, welche die Hauptverbindung mit dem jenseits des Flusses gelegenen Kurorte Gries bildet. Auf der Talferbrücke hat der eine erste Orientierung suchende Fremde die beste Gelegenheit zu einem freien Ueberblick über das ganze Bozener Thalbecken und die Höhen, welche es umgeben. Genau westwärts liegt dort der langgestreckte Gebirgsrücken der Mendel vor uns, zu dessen Paß die 1886 vollendete Kunststraße in deutlich erkennbaren Schlangenzügen sich emporwindet. Am Fuße der Mendelkette zieht sich die fruchtbare Hochebene „Ueberetsch" hin mit den Dörfern Kaltern, St. Michael, St. Pauls u. s. w. und mit zahlreichen Schlössern und Ruinen. Nach rechts, im Nordwesten, fällt unser Blick auf den mächtigen Glaniger und Altenberg, die Gries gegen jeden von Norden kommenden Windhauch schützen. Am Nordende dieses Kurortes hebt sich der sogenannte gescheibte Turm, eine alte Römerwarte, von dem Hintergrunde des Berges ab, auf dessen Hängen und Höhen die zerstreuten Häuser der Gemeinden St. Georgen und Jenesien liegen. Rechts ragt trotzig das den Eingang zum Sarnthal be-

wachende alte Sarner Schloß, der Rafenſtein, in die Lüfte; ihm gegenüber liegen am anderen Talferufer Schloß Klebenſtein und die Baumwollſpinnerei St. Anton. Rechts



Schloß Ried.

den Berg hinan zieht ſich der Weg nach Oberbozen auf dem Ritten, an den ſich auf der anderen Seite die zu St. Magdalena und St. Juſtina gehörenden Hänge lehnen, auf denen der beſte Wein der Gegend reift. Oberhalb

dieſer Hügel aber ragt aus dem Rahmen der grünen Vorberge ein Stück Alpenwelt herüber, wie es großartiger nur ſelten zu finden: der Schlern und der vielzackige Roſengarten, deſſen plötzlich aufflammende Purpurglut um die Zeit des Sonnenunterganges geradezu märchenhaft wirkt. Die Südſeite des Bozener Thalbeckens begrenzt der meiſt mit Nadelholz bewaldete, ziemlich ſteil abfallende Kollerner Berg. An ſeinem Fuße trägt ein felſiger Hügel die Virglwarte, den lohnendſten Ausſichtspunkt in Bozens nächſter Umgebung; an der rechtsſeitigen Lehne des Virgl führt ein kapellengeſchmückter Stationsweg zum Kalvarienberg. Oberhalb der gegen Welſchland ziehenden, von hohen Pappeln eingefaßten Reichsſtraße wird am Abſturz einer Felswand die Ruine Haſelburg, im Volksmunde „Küepach“ geheißen, ſichtbar, die als Luginsland in das weite Etſchthal ſchaut, das den Südweſten unſerer Rundſchau faſt ganz ausfüllt.

Gries iſt ein weites Dorfgebiet, das ſich in neuerer Zeit zu einem vornehmen Winterkurort ausgebildet hat, der namentlich von Bruſtleidenden viel aufgeſucht wird. Großartige Gaſthöfe wechſeln mit reizenden Villen und Logierhäuſern, alle von ſonnigen, wohlgepflegten Gärten umgeben. Herrlich iſt die Erzherzog Heinrichs-Promenade, die ſich in Windungen an der Lehne des Guntſchnaberges emporzieht; ſehenswert ſind auch die alte Pfarrkirche Heilige Maria zu Keller mit einem berühmten geſchnitzten Altar und die Kloſterkirche mit Fresken von Martin Knoller. Wir verzichten jedoch auf einen Beſuch des Kurortes und gehen wieder bis zum Anfang der Talferbrücke zurück, um dort auf der Bozener Seite über die aus cyklopiſchen Steinblöcken erbaute Waſſermauer zu wandeln. Die zwanzig Minuten lange, einige Meter breite, zum Schutz der Stadt gegen die oft wildſtürmende Talfer ſchon 1352 errichtete Mauer zieht ſich vom ſtädtiſchen

Ruine Schwalbenſtein (Fingeler Schlößl) im Sarnthal.

Zollhäuschen an der Brücke bis nach dem oben erwähnten St. Anton flußaufwärts und bietet auf ihrer Krone einen der genußreichſten Spazierwege um Bozen, der immer ſtaubfrei iſt.

Bei der Baumwollspinnerei St. Anton oder Klebenstein öffnet sich der Eingang in das Sarnthal, das zu den lohnendsten Ausflügen gehört und namentlich in seiner ersten Hälfte eine Fülle wildromantischer Landschaftsbilder mit seltsamen Felsformen, alten Burgen, jähen Wasserstürzen und wilden Schluchten bietet. Gleich hinter den Gebäuden der Spinnerei wird das Thal merklich enger, und die Gegend von Bozen verschwindet dem Auge. Links oben thront auf hohem Felsen Schloßruine Rafenstein, und dem Wanderer zur Rechten grüßt das St. Peterskirchlein aus üppigem Weingelände herab. Wir bleiben zunächst auf dem linken Talferufer und haben bald Schloß Runkelstein erreicht, von dem Scheffel singt:

„Noch heute freut mich's, o Runkelstein,
Daß einstmals zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden."

Kaiser Franz Joseph ließ die verfallende Feste, die einst den Vintlern gehört hatte, durch den Wiener Dombaumeister Schmid wiederherstellen und machte sie dann der Stadt Bozen zum Geschenk. Kultur- und kunstgeschichtlich interessant sind die alten Fresken (Wandmalereien aus Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde") im Pallas, und der Burghof mit seinem Feigenbaum bietet ein entzückendes, echt mittelalterliches Bild.

Den Weg am Talferufer hat die wildbrausende Flut bereits mehrmals bei Hochwasser zerstört, deswegen ist jetzt eine neue, hochgelegene Kunststraße hergestellt worden, die 1896 von St. Anton bis zu dem zweieinhalb Stunden entfernten Wirtshause Halbwegs eröffnet werden konnte und gegenwärtig bis nach Sarnthein weitergeführt wird. Sie zieht sich am Fuße von Schloß Runkelstein über die neue Wunderhofbrücke auf das rechte Ufer. Dort thront auf einem in die Talfer vortretenden Porphyrfelsen Schloß

Ried mit seinem altersgrauen Wartturm, einst unter Kaiser Maximilian landesfürstliches Zollhaus für das Sarn-

Mackner Kessel und Johanneskofel.

thal, jetzt Wirtshaus. Am Berghange unterhalb des Rafenstein gewahrt man die Ruinenreste der Burg Schwalbenstein, von einem nahen Hofe auch das Fingeler Schlößl genannt, rechts schaut Schloß Wangen in das Thal und

über Runkelstein hinaus in das Bozener Becken. Ueber die Fingeler Brücke geht es wieder auf das linke Ufer, vorüber am Wirtshaus zum Sarner Zoll, dessen Wirt, der „Sarner Toni", durch seine bäuerliche Urwüchsigkeit und seinen trefflichen Wein bekannt ist, zum Mackner Kessel, dem Glanzpunkte des Sarnthals. Es ist ein chaotisches Gewirr mächtiger Felsblöcke, durch das im engen Schluchtbecken die Talfer schäumend rauscht; rechts oben thront auf dem fast senkrecht vortretenden, 250 Meter hohen porphyrnen St. Johanneskofel ein uraltes Johanneskirchlein. Bei dem gastlichen „Halbwegs" endigt das eigentliche romantische Schluchtthal; den Schluß des Sarnthales bildet der stadtähnliche Hauptort Sarnthein.

Durch die Menge kürzerer und weiterer Ausflüge, die man von Bozen aus unternehmen kann, bildet die „Perle von Südtirol" einen vortrefflichen Stationsort für Touristen, die behaglich von dort aus ihre Streifereien unternehmen und Land und Leute kennen lernen wollen. Die Zahl der viertel, halben und ganzen Tagestouren, sowie der noch weiter ausgreifenden Ausflüge ist in jedem Reisehandbuch angegeben. Nur noch einige der lohnendsten sollen hier erwähnt werden; solche sind beispielsweise: Tagestouren mit der Bahn nach Meran oder nach Trient, zu Wagen durch das Eggenthal bis zum Karerseepaß mit seinem neuerbauten Prachthotel oder auf die Mendel. Letzterer Ausflug wird demnächst noch erleichtert werden durch die Lokalbahn von Siegmundskron (Station der Bozen-Meraner Bahn) über Eppan nach Kaltern am Fuß der Mendel, deren Bau bis Eppan bereits vollendet ist. Es besteht das Projekt, diese Bahn als elektrisch betriebene Linie bis auf den Mendelpaß weiterzuführen.

Auch der lang gehegte Wunsch der Bozener nach einer Bahnverbindung mit dem 1193 Meter hoch gelegenen Oberbozen auf dem Ritten und weiter nach Klobenstein

(1149 Meter) soll endlich der Verwirklichung zugeführt werden. Mit Klobenstein bildet Lengmoos fast einen Ort; von

Erdpyramiden bei Klobenstein.

dort gelangt man in einer Viertelstunde zu einer waldigen Schlucht, in die der Finsterbach herniederbraust. Hier ragen auf beiden Seiten die berühmten Erdpyramiden empor, teils einzeln und freistehend, teils unten mitein-

ander verbunden, alle zwischen 15 und 25 Meter hoch. Ihre Spitzen sind meist mit einem großen platten Stein, seltener mit Gebüsch bedeckt. Diese wundersamen, in dichten Reihen und Gruppen längs des Wildbaches stehenden Gebilde sind durch die Auswaschung (Erosionswirkung) des Gebirgswassers im Gletschermoränenschutt entstanden. In diesen lehmig-sandigen Schuttanhäufungen befanden sich auch zahlreiche Felsenfragmente, die zunächst Sammelflächen des Erosionswassers bildeten und dann bei der von der Oberfläche nach der Tiefe zu fortschreitenden Auswaschung wie ein Schirm für ihre Unterlage dienten. Auf solche Art sind diese spitzpyramidalen Erdstöcke stehen geblieben, die auf ihrem oberen Ende das Felsfragment tragen.

Wenn man über Oberbozen nach Klobenstein gekommen ist, so kann man der Abwechslung halber über das ländliche Bad Seiß, Mittelberg und Lengstein nach der Brennerbahnstation Waidbruck abwärts wandern. Von dort kehrt man dann nach Bozen zurück, um sich beim Kräutner oder Stigl, im „Mondschein", „Greif" oder wie die gastlichen Stätten sonst heißen, zu neuen Wanderungen zu stärken.

Mannigfaltiges.

Ein Postkrieg. — Es war in der alten guten Zeit, als man noch in der holpernden Landpost von Ort zu Ort reiste, da sollte endlich auch eine direkte Schnellpostverbindung zwischen Berlin und Dresden zu stande kommen.

Allein die wiederholten Versuche Preußens, diese Schnellpost einzurichten, fanden bei der sächsischen Regierung kein Entgegenkommen. Der preußische Generalpostmeister v. Nagler, müde der unfruchtbaren Unterhandlungen mit der sächsischen Regierung, kehrte sich endlich nicht länger an deren Ablehnung, sondern erließ am 31. Oktober 1821 kurzweg eine Verfügung, nach welcher die Schnellpost von Berlin nach Dresden und zurück vom künftigen 15. November ab ins Leben treten solle. Auch die Route, welche einzuschlagen war, die Fahrpreise, sowie die Fahrzeit — letztere auf 26 Stunden festgesetzt — wurden öffentlich bekannt gemacht, und als erster sächsischer Berührungsort war das Städtchen Großenhain bezeichnet.

Die sächsische Regierung, empört über Naglers Rücksichtslosigkeit, beratschlagte, wie man diese preußischen „Anmaßungen" und „Uebergriffe" verhindern könne, denn geschehen mußte etwas. Da kam man schließlich überein, die von Preußen angeordnete Schnellpost am 15. November einfach nicht über die sächsische Grenze zu lassen und sie zur Umkehr zu zwingen. Am grünweißen Grenzpfahle vor Großenhain sollte sie schon erfahren, daß man an hoher Stelle in Dresden den eigenmächtigen Maßnahmen Preußens sich zu fügen keineswegs gewillt sei. Der

Großenhainer Amtmann erhielt strengen Befehl, die preußische Postkutsche unter keinen Umständen über die Grenze zu lassen.

Der entscheidungsvolle 15. November war angebrochen. Es war ein grimmig kalter Tag. Ueber den Feldern lag eine Eiskruste, und der Schnee knisterte unter den Füßen dreier Amtspersonen, die sich gravitätischen Schrittes zum Stadtthore von Großenhain hinaus nach der Landesgrenze bewegten. Es waren der großmächtige Herr Amtmann, ferner ein spindeldürres Männchen, der Herr Aktuarius, der ein Aktenbündel unter dem Arme trug, und der behäbige Amtsdiener, den Säbel an der Seite, schloß den obrigkeitlichen Zug. Am Grenzpfahle faßten die Herren Beamten, zitternd vor Frost, Posto. Dann schaute man gemeinsam nach der vermaledeiten preußischen Postkutsche aus, der auf höchsten Befehl der Eintritt in die sächsischen Lande verwehrt werden sollte.

„Mir scheint, man hat in Berlin ein Einsehen gehabt und hat die Schnellpost gar nicht erst abfahren lassen," hub der frierende Herr Amtmann mit möglichster Würde an, und setzte hinzu: „denn jetzt müßte sie nach der amtlich vorgeschriebenen Fahrzeit bereits hier sein."

„Gestatten der Herr Amtmann gütigst, daß ich mir zu bemerken erlaube, daß bei dem Schneefall leicht eine Versäumnis der vorgeschriebenen Fahrzeit eintreten könnte," wagte der Herr Aktuarius einzuwenden.

Und der höfliche Sachse hatte nicht ganz unrecht. Es handelte sich jedoch nur um wenige Minuten; denn in der Ferne sah man die erwartete Postkutsche jetzt der Grenze sich nähern.

„Sie kommt!" rief der Herr Amtmann und rüstete sich mit seiner höchsten Amtswürde.

Und der Herr Aktuarius murmelte: „Aber das muß man den Preußen lassen, pünktlich sind sie doch, selbst bei diesem miserablen Wetter."

In dem Moment rollte die gefürchtete Berliner Schnellpost heran. Der Herr Amtmann rief hinter dem geschlossenen Schlagbaum ein möglichst martialisches „Halt!" und alsbald hielt die Postkutsche an. Sie war besetzt mit etlichen Passagieren und wurde geführt von einem Postschaffner und einem Postillon.

Alsbald hielt der würdige Herr Amtmann über den herabgelassenen Schlagbaum hinweg eine längere Rede und untersagte der preußischen Schnellpost allen Ernstes das Passieren des Schlagbaumes, der entschieden nicht geöffnet werden würde. Bebend vor Frost, aber doch mit aller Amtswürde ermahnte er des weiteren den Schaffner und den Postillon, sein Verbot ja zu respektieren, da sonst unabsehbare folgenschwere Differenzen zwischen den beiden benachbarten Staaten eintreten würden.

Die beiden Diener der preußischen Post ließen geduldig die Ausführungen der sächsischen hohen Obrigkeit über sich ergehen, von denen sie nur so viel verstanden, daß ihnen der Schlagbaum nicht geöffnet werden würde. Immerhin schien die obrigkeitliche Rede ihren Eindruck auf die beiden Preußen nicht verfehlt zu haben; denn nachdem sie ein Weilchen miteinander geflüstert hatten, stiegen sie wieder auf und machten mit der Schnellpost und ihren Passagieren Kehrt.

Der Herr Amtmann fühlte sich in diesem Augenblicke ganz als die verkörperte hohe Obrigkeit und sagte triumphierend zu dem Aktuar, der verwundert den Kopf über diesen preußischen Rückzug schüttelte: „Ja, man muß den Preußen nur zu imponieren wissen."

Allein der Brave hatte zu früh gejubelt. Die beiden Preußen hatten aus strategischen Gründen nur einen scheinbaren Rückzug unternommen.

Die hohen obrigkeitlichen Personen trauten ihren Augen kaum, als sie sahen, wie die preußische Schnellpost plötzlich wieder umkehrte, aufs Feld hinaus lenkte, in großem Bogen um den Schlagbaum herumfuhr und dann ganz gemächlich in die Fahrstraße einlenkte.

Nachdem sie diese erreicht, ging's in flottem Trabe diesseits der Grenze weiter, dem schönen Elbflorenz zu. Lustig knallte der Postillon mit seiner Peitsche und überließ der „hohen Obrigkeit" von Großenhain das Nachsehen, die allmählich begriff, daß die Staatsregierung allhier eine kleine Niederlage erlitten habe.

Verblüfft und niedergeschlagen kehrte der Amtmann mit seinen Begleitern nach der Stadt zurück, in welcher man inzwischen die Kunde vernommen hatte, daß die Berliner Schnell-

post glücklich auf sächsischem Boden angelangt sei und bereits auf dem Wege nach Dresden sich befinde.

In der Residenz frohlockte das Publikum laut beim Eintreffen der ersten heiß ersehnten Schnellpost, während man hohen Orts über die saumselige Obrigkeit in Großenhain bedenklich den Kopf schüttelte.

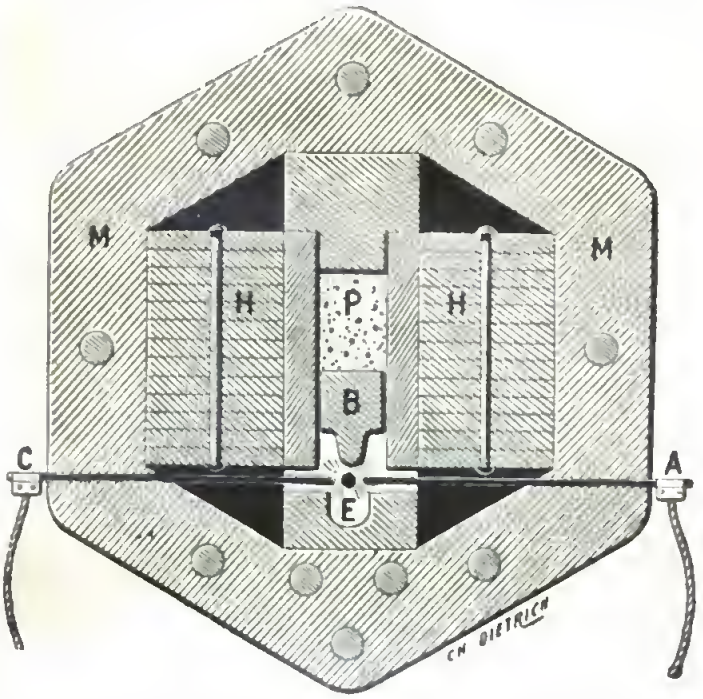
Noch aber hatte man sich von dem ersten Schrecken kaum erholt, da erschien auch schon der Großenhainer Amtmann, um Seiner Excellenz dem Herrn Minister persönlich Bericht über das ungebührliche Ueberschreiten der Grenze seitens der preußischen Postkutsche zu erstatten. Seine Excellenz hörte den Rapport kopfschüttelnd an und entließ dann den Amtmann etwas ungnädig, aber „ohne weitere Instruktion".

Fortan fuhr die Berlin-Dresdener Schnellpost ganz unbehelligt ihren Kurs. Was den diplomatischen Verhandlungen nicht gelungen war, das hatte der Mutterwitz des Schaffners und des Postillons zuwege gebracht. E. K.

Neue Erfindungen: Das neueste Verfahren zur Herstellung künstlicher Diamanten. — Seit Davy zu Anfang unseres Jahrhunderts nachwies, daß der Diamant nichts weiter ist, als krystallisierter Kohlenstoff, der sich vom Graphit und der gewöhnlichen Steinkohle nur durch den Grad der Reinheit und die Art der Krystallisation unterscheidet, hat es nicht an Versuchen gefehlt, diese Krystallisation künstlich hervorzurufen. Erfolgreich war zuerst der englische Chemiker Hannay, der im Jahre 1880 Lithium unter starkem Druck mit Kohlenruß und gewissen Flußmitteln zusammenschmolz. Es zeigten sich dann in der erstarrten Masse kleine Krystalle, welche den Charakter des Diamanten besaßen. Durch die späteren Versuche des französischen Chemikers Henry Moissan darf die Aufgabe der künstlichen Darstellung des krystallisierten Diamanten als gelöst betrachtet werden, wenn es auch noch nicht gelungen ist, so große Krystalle zu gewinnen, daß sie als Edelsteine einen Handelswert hätten.

Das neueste Verfahren jedoch rührt von dem italienischen Physiker Dr. Quirino Majorana her. Es besteht der Hauptsache nach darin, daß ein Stück Kohle im elektrischen Ofen erhitzt und dann einem ungeheuren Druck ausgesetzt wird; dieser wird durch

einen Kolben erzeugt, auf den durch Explosion plötzlich ein Druck von 5000 Atmosphären wirkt. Man erhält dadurch eine schwarze Masse, die hauptsächlich aus Graphit und formloser Kohle besteht. Wird diese Masse in geeigneter Weise behandelt, so findet man darin kleine, mikroskopische Krystalle, die meist schwarz und undurchsichtig sind, aber sich durch alle ihre Eigenschaften, namentlich durch das Verbrennen bei hoher Temperatur, als echte Diamanten ausweisen Die Majoranaschen Versuche



Majoranas Apparat zur Herstellung künstlicher Diamanten.

lehren, daß Druck und Hitze allein genügen, um formlose Kohle in die krystallinische oder Diamantform überzuführen, und daß die Benutzung eines metallischen Lösungsmittels der Kohle, wie in den Versuchen Moissans, für die Umwandlung nicht notwendig ist. Unsere Abbildung giebt einen Durchschnitt durch den von Majorana konstruierten und benutzten Apparat wieder. Inmitten einer überaus festen Umhüllung aus verbolzten und gekreuzten Eisenplatten (M und H) befindet sich eine mit Pulver (P) gefüllte Röhre. Unter letzterem ruht eine Art Projektil (B), das an seinem unteren Ende ein Stück Kohlenstoff (E) trägt. Dieses

wird mittels des elektrischen Stromes in einen sehr hohen Hitzegrad versetzt. In den Eisenkasten ragen nämlich zwei Kohlenstäbe (A und C) bis auf geringe Distanzen voneinander hinein; zwischen ihren Spitzen geht ein mächtiger elektrischer Strom über und bildet dort einen elektrischen Lichtbogen, der bekanntlich außer seiner hohen Leuchtkraft zugleich die intensivsten Hitzegrade liefert. Wenn die Temperatur hoch genug gediehen ist, wird das Pulver durch einen Platindraht, den man durch den elektrischen Strom zum Glühen bringt, entzündet und schleudert nun die Spitze des Geschosses in die Höhlung bei E. Das Stück Kohlenstoff wird dabei mit fortgerissen und zugleich einem furchtbaren Druck unterworfen. Die Diamantsplitterchen, die man nachher findet, sind freilich nicht größer als der zehnte Teil eines Millimeters, und es erscheint daher noch sehr fraglich, ob die Praxis je Gewinn von diesem Verfahren haben wird. Unmöglich ist es aber nicht, und vielleicht folgt der Entwertung des Silbers auch einmal noch eine Entwertung der Diamanten. Jedenfalls besitzen alle diese Versuche aber einen hohen wissenschaftlichen Wert und beweisen, daß die bekannten Naturkräfte ausreichen, um den Diamanten hervorzubringen und seine Bildung zu erklären. E. M.

Die imitierte Eisenrüstung. — Als am 4. November 1576 die spanischen Truppen Philipps II. die Stadt Antwerpen eroberten, wurde der unermeßlich reiche Handelsplatz drei Tage lang derartig ausgeplündert; daß den Eroberern zwanzig Millionen Gulden zur Beute fielen. Der spanische Oberst Camillo de Monte, welcher den Ueberfall geleitet hatte, erhielt allein eine halbe Million Gulden zugesprochen. Um seinen Anteil sicher aus der Stadt zu bringen, verfiel der schlaue Spanier auf den Einfall, seine Goldstücke — in Eisen zu verwandeln, damit sein Reichtum nicht die habgierigen Augen seiner Landsleute reize.

Dieses Kunststück wurde auf folgende Weise bewerkstelligt. Herr Camillo de Monte weihte einen Antwerpener Goldschmied in seinen Plan ein. Gegen ein beträchtliches Geldgeschenk sollte ihm Meister Aegid Smissart sämtliche Goldmünzen einschmelzen, mit der Weisung, aus der Goldmasse einen Harnisch, ein Rapier und einen Dolch herzustellen. Diese Waffen sollten so-

dann durch einen schwarzen Ueberstrich das Aussehen des natürlichen Eisens erhalten. Selbstverständlich versprach Aegid Smissart Stillschweigen und verfertigte heimlich, nachdem ihm der Oberst seine Goldschätze eingehändigt hatte, die kostbare Rüstung. Sie glich in der That so vollkommen einer eisernen, daß Herr Camillo de Monte beruhigt seinen Reichtum an und auf dem Leibe tragen konnte.

Wie groß war jedoch das Erstaunen des Obersten, als er nach einigen Tagen, wo er sein Goldrapier einem Freunde zum Verkauf anbot, die Entdeckung machte, daß dasselbe nicht nur scheinbar, sondern in Wirklichkeit aus Eisen bestand. Nicht anders verhielt es sich auch mit den übrigen schwarzüberstrichenen Rüstungsgegenständen. Der Schlaukopf hatte in Aegid Smissart seinen Meister gefunden, denn von dem Golde war nichts zur Verwendung gelangt. Der Schmied hatte es als Entschädigung für die Einbußen, die er selbst in der Plünderung erlitt, gegen Eisen eingetauscht, war gleich nach Ablieferung der Rüstung mit seinem Schatze zu Schiffe nach England entkommen, und der findige Oberst de Monte hatte das Nachsehen. J. W.

Schlangenzauber. — Ueber die Art und Weise, wie die Schlangen ihre Beute in einen Zustand von Bezauberung versetzen, erzählt ein in Afrika lebender Engländer, Arthur Clarence, folgende Geschichte: „Ich war in der Kolonie Port Natal auf der Jagd, als ich einen kleinen Rehbock bemerkte, welcher dort unter dem Namen Oreebec bekannt ist. Um ihn zum Schuß zu bringen, suchte ich mich auf einem Umweg zu nähern, indem ich zu diesem Zweck einen zwischenliegenden kleinen Hügel benutzte. Als ich nahe genug war und mich aus meiner gebeugten Stellung erhob, war ich nicht wenig erstaunt, als ich bemerkte, daß sich das Tier, seit ich es zuerst gesehen, nicht von der Stelle gerührt hatte und jetzt in einer eigentümlichen Stellung vollkommen bewegungslos, kaum zwanzig Schritte entfernt, vor mir stand.

Diese kleinen Geschöpfe haben ein außerordentlich scharfes Gesicht, sind sehr furchtsam und lassen sonst keinen Menschen auf hundert Schritte an sich herankommen, wenn man sie nicht zufällig während ihres Schlafes im langen Gras überrascht.

Lange ſtand ich da und beobachtete das Tier, in der Meinung, es müſſe krank ſein. Dann wollte ich verſuchen, mich ihm zu nähern; ein in der Nähe befindlicher hoher Ameiſenhaufen bot mir dazu Gelegenheit. Ich ſchlich mich zu demſelben heran. Als ich den Kopf über den Hügel erhob, fuhr ich zurück, eine große Schlange, eine Boa Conſtrictor, lag zuſammengerollt mit erhobenem Kopfe unweit des Hügels. Der Bock ſtand mit ſeitwärts gewendetem Kopfe regungslos da und blickte ſo unverwandt auf ſeine Todfeindin, daß er meine Anweſenheit gar nicht gewahr wurde. Ich zog mich, um den Zauber nicht zu brechen, vorſichtig zurück, in der Abſicht, den Ausgang dieſes eigentümlichen Schauſpiels abzuwarten. Minutenlang mußte der Bock in dieſer eigentümlichen Stellung bereits verharrt haben. Seine Haare auf dem Rücken waren geſträubt, die Augen weit aufgeriſſen, ſeine Haltung ſah ſteif und unnatürlich aus. Plötzlich ſah ich ihn am Boden liegen, die dicken ſchwarzen Ringe der Boa um ſeinen Leib und ſeine Füße gewunden. Augenblicklich feuerte ich, worauf die Schlange die Ringe langſam löſte, gezwungen, einer ſtärkeren Gewalt zu unterliegen. Der eine Lauf meines Gewehres war mit Kugeln, der andere mit Schrot geladen. Ich hatte, da die Entfernung ganz nahe war, den Schrotlauf abgeſchoſſen. Die Schlange, die nahezu neunzehn Fuß maß, war dadurch faſt auseinander geriſſen worden, und doch hatte ſie in der kurzen Zeit, ſeit ſie ihre Beute erfaßt, alle Beine des Tieres gebrochen.

Das Auge der Boa, während ſie ihre Beute fixiert oder mesmeriſiert, iſt ganz eigentümlich. Es ſcheint Flammen auszuſenden; man könnte es mit einem Amethyſt oder Rubin oder mit beiden zugleich und mit einem Schillern des Smaragds vergleichen, während es im Sonnenſchein hin und her rollt. Der Rachen war dabei faſt geſchloſſen, und die lange Zunge züngelte darin hin und her wie im angenehmen Vorgeſchmack der zu erwartenden Beute." C. T.

Gewichtige Menſchen. — Bisweilen ſcheint es, als würde die Natur des ewigen Geleiſes ihrer Normen überdrüſſig und ſuchte etwas Abwechslung in das Einerlei ihrer Tagesordnung zu bringen. Dann treten Erſcheinungen zu Tage, die uns oft

faſt wie Wunder vorkommen. Man hat dergleichen Zuſtände in faſt allen Gebieten beobachtet, ganz beſonders aber im Organismus des menſchlichen Körpers. Es dürfte kaum einen überflüſſigeren und luxuriöſeren Gegenſtand geben, als die Korpulenz, für ſo viele Sterbliche ein Erdenweh, dem der verſöhnende Schimmer der Tragik verſagt bleibt. Man behauptet zwar, daß derjenige, welcher mehr Körpergewicht beſitzt, als dem äſthetiſchen Geſchmacke der Zeitgenoſſen zuſagt, die ihm verliehenen Körper- und Geiſteskräfte wohl nicht ganz nach Gebühr verwende, und in ſo manchen Fällen erweiſt ſich die Korpulenz ſogar als ſchädlich und ſtörend für ihren Beſitzer: gegen Beamte, Gelehrte, lyriſche Dichter und Krieger erweckt ein gehöriges Embonpoint geradezu ein ungünſtiges Vorurteil, bei Kaufleuten und Oekonomen den Neid der Hungrigen; dagegen mag es einem Wirte gut anſtehen und für ihn beſſer Reklame machen, als ein noch ſo viel verheißendes Schild. Auch findet man zuweilen Leute, denen das Ideal eines „geſunden" Menſchen nur in der Form eines dickbauchigen und vollwangigen, alſo eines „wohlgenährten" Individuums vorſchwebt. Naturgemäß giebt es verſchiedene Grade der Leibesfülle, die indeſſen nicht ſo ſehr vom Gewichte, als vom Umfange abhängig ſind. Das ſogenannte Embonpoint kann, da der normale Leibesumfang ungefähr der halben Körperlänge entſpricht, ſchon jenen zuerkannt werden, die bei einer Länge von zum Beiſpiel 170 Centimeter um die Mitte 120 Centimeter meſſen. Wer mehr mißt, iſt entſchieden wohlbeleibt, derjenige aber, deſſen Umfang ſeiner Länge gleichkommt oder ſie ſogar übertrifft, erfreut ſich einer Leibesfülle, die außergewöhnlich genannt werden muß.

Die von alters her überkommene Meinung, daß jeder dicke Menſch auch ein guter Menſch ſei, iſt bei vielen ſo feſt eingewurzelt, daß ihnen ein Schmerbauch als ein unumſtößlicher Beweis der Gutmütigkeit gilt. Verſchiedene hervorragende Dichter und Schriftſteller glaubten — nach dem Vorbilde des Altvaters Homer — der Wohlbeleibtheit ein Loblied ſingen zu müſſen; dieſe Lobſprüche ſind dann in das Volk übergegangen, und heute noch heißt es zum Beiſpiel: „Ein dicker Mann — ein guter Mann!" Dieſen Ausſpruch that vor ungefähr dreihundert Jahren

Don Miguel Cervantes de Saavedra, der berühmte Verfasser des „Don Quixote"; aber auch William Shakespeare, der ein Zeitgenosse des Cervantes war und an demselben Tage (23. April 1616) wie dieser starb, vertrat die Meinung, daß ein dicker Mensch ungefährlicher sei, als ein magerer.

„Laß wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen;
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick,
Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich.
Wär' er nur fetter!"

So läßt der große Dichter seinen Julius Cäsar sprechen, der mit diesen Worten seiner Furcht vor dem Ehrgeize rühriger Menschen, die ihm einst gleichgestanden, Ausdruck verleiht.

Die einst so schlanke Maria Stuart war in ihrer langjährigen Kerkerhaft sehr beleibt geworden, als das Schafott ihrem Leiden ein Ende machte. Napoleon I. besaß bereits im mittleren Lebensalter entschiedenes Embonpoint, Lord Byron hat sein Leben lang gegen ererbte Fettsucht angekämpft. Also zwei gewaltige Charaktere, welche mit dem Fluche behaftet waren, durch den nicht wenige Geister geringeren Ranges sich aus der Reihe der interessanten Menschen gestrichen glauben. Jean Paul sagt: „Fettmangel macht zu empfindsam, denn die Nerven liegen halbnackt da und stoßen sich an alles. Ein Fetter hingegen führt sie, wie Eier, unter diesem Ueberguß gut bewahrt bei sich; Speck schützt gegen geistige Hitze und gegen äußerliche Kälte." Auch der eben genannte Lord Byron, der auf seine schönen Hände und seine Schwimmkunst fast ebenso stolz gewesen sein soll, als auf die ihm verliehene Gabe des Gesanges, zog die dicken Leute den mageren vor, und der englische Romanschriftsteller Boz (Charles Dickens) rühmte die Beleibtheit als ein Zeichen der Weisheit. Ernst v. Wildenbruch, einer unserer jüngeren dramatischen Dichter, schätzt in einem seiner Schauspiele ebenfalls die dicken Leute höher, als die mageren.

Uebrigens waren weder Goethe, noch Schiller, noch Cäsar, noch Alexander, noch Shakespeare, noch Rubens oder Murillo dick. Von den berühmten Frauen gilt nun aber gerade das

Gegenteil, da bei ihnen Berühmtheit fast immer mit Beleibtheit verbunden ist. Fast alle großen weiblichen Herrscherinnen in der Vergangenheit haben nicht an Magerkeit gelitten.

Bei rechtem Lichte betrachtet, ist Korpulenz gar nicht so übel; sie entspricht zwar nicht dem Ideal der Antike, aber auch der leichte harmonische Gliederbau, dem die knappste Fleischumhüllung die günstigste ist, gehört heutzutage zu den Seltenheiten. Nur geradlinige, dem hellenischen sich nähernde Profile verlieren bei starker Fülle der Wangen und des Kinnes; die Unregelmäßigkeiten der zu konkaven oder zu konvexen werden in gefälliger Weise durch sie verborgen. Höchst selten ist ein sehr volles Antlitz von entschiedener Häßlichkeit, meistens nur gelangt es durch mürrischen Ausdruck dazu. Auch das Lächeln prägt dem vollen Gesichte meist einen freundlichen Eindruck auf. Aber auch Sorgfalt in Haltung und Toilette üben auf Korpulente eine besonders günstige Wirkung aus. Eine gute Haltung verleiht selbst formlosen Gestalten eine gewisse Gliederung, und die Toilette ist für den individuellen Reiz einer üppigen Frau von besonderer Wirkung. Eine ärmliche oder altmodische Kleidung verursacht bei stattlicher Gestalt einen ganz eigentümlichen Eindruck, indem sie das instinktive, häufig ungerechte Vorurteil erweckt, ihre Trägerin verwende von ihrem Einkommen allzuviel auf ihre leibliche Nahrung.

Die Neigung zur Korpulenz ist zu innig mit der Individualität verbunden, als daß der Laie einen beständigen und erfolgreichen Kampf dagegen unternehmen könnte. Wo sie erbliches Belastungsgut ist, sollte der Kampf gar nicht oder doch nur unter ärztlicher Aufsicht — sei es in Form einer Banting-, Voit-, Oertel-, Ebstein-, Schweninger- oder irgend einer anderen Kur — unternommen werden. Sehr häufig aber hat die Korpulenz ihren Grund in einer allzu großen Genußfreude, in allzu großen Neigungen des materiellen Behagens. Nicht selten ist übrigens auch bei sonst rationellem Leben reichlicher Alkoholgenuß die Ursache des Unheils. Wenn die großen Fasten der Sommermonate mit ihren Wallfahrten nach berühmten Kurorten vorüber sind, naht wieder die Gesellschaftszeit. Wer dort seine Sünden gegen den Magen abbüßen konnte, ist heimgekehrt, den Ablaßbrief in der

Tasche und zu neuem Sündigen bereit. Eß- und Trinksünder sind meist von weitem zu erkennen und an verschiedenen Kurorten in Masse zu studieren. Haben doch die vermagerten Gestalten und gelbgrünlichen Faltengesichter von Karlsbad nur zu oft denselben Ursprung und dieselbe Schuld, wie die Tonnenrundungen und blauroten Vollmondwangen von Marienbad — das „Menu" hat sie geboren und großgezogen! Mit vollem Rechte stellte Alexander Dumas in einem Buche über die Kochkunst die goldene Regel auf, der Mensch lebe nicht von dem, was er genieße, sondern von dem, was er verdaue; nur daß man beim „Verdauen" nicht bloß an die Magenthätigkeit, sondern auch an den Lehrsatz denken muß, daß wir im Sinne des „Sichausarbeitens" ebensogut mit Armen und Beinen verdauen. So wenig behauptet werden soll, daß man von der Luft allein leben kann, so sicher steht fest, daß man ohne kräftiges und tiefes Atemholen die Magenkost nicht verdaut. Die Entfettungskur nach schon bekanntem Seumeschen Rezepte („Es würde alles besser gehen, wenn man mehr ginge") veranschaulichte bereits J. P. Hebel in der prächtigen Geschichte „Der geheilte Patient". Ein reicher Dickwanst, dem noch kein Arzt helfen konnte, erhält von einem in der Ferne wohnenden Wunderdoktor, an den er sich schließlich wendet, die strenge Weisung, sich per pedes Apostolorum zu ihm zu bemühen, und siehe da: als er nach mehrtägiger mühseliger Wanderung anlangt, fühlt er sich auf einmal gar nicht mehr heilbedürftig, da er sich eben seinen überschüssigen Fettansatz und Wassergehalt „ausgearbeitet" hatte. Doch muß er auch den Nachhauseweg auf Schusters Rappen zurücklegen. Noch durchgreifender hätte die unfreiwillige Kur vielleicht geholfen, wenn sie nicht in der Ebene, sondern bergauf, bergab unternommen worden wäre; daher der Name „Bergsteigekur", bei welcher man unwillkürlich mit den Lungenflügeln tiefer und voller als sonst Atem holt. Uebrigens sagt schon der ältere Plinius in seiner „Naturgeschichte": „Wer den Umfang seines Körpers vergrößern und sich ein Bäuchlein anmäßten will, dem ziemt es, während des Essens zu trinken; wer aber seinen Umfang vermindern und seinen Bauch sich nicht runden lassen will, der darf während des Essens nicht trinken, auch nachher nur

wenig Getränke zu sich nehmen, oder er muß sich überhaupt möglichst des Trinkens enthalten." Dies, sowie Enthaltung von allen fetten und mehligen Speisen bei viel Muskelbewegung ist auch heute noch so ziemlich die Quintessenz der verschiedenen Entfettungskuren.

Bei den Matabelen im südlichen Afrika ist das Dicksein ein ausschließliches Vorrecht des Königs; auch andere südafrikanischen Negervölker, zum Beispiel die Ovambos, wählen nur solche Personen zu ihren Herrschern, welche dick sind oder doch dick zu werden versprechen. Daß die Orientalen die Wohlbeleibtheit bei ihren Damen für eine besondere Schönheit halten und die Abrundung möglichst zu fördern suchen, ist männiglich bekannt. In Hindostan zum Beispiel gelten nur dicke Frauen für schön, und schon das uralte Gesetz des Manu schreibt den Hindus diesen Schönheitsbegriff vor. Aber auch im dunklen Erdteil, im innersten Afrika, wird die Menschenmästung als Spezialität betrieben und steht in vielen Gegenden desselben in voller Blüte. Vitan Hassa, der frühere Apotheker von Emin Pascha — solange letzterer noch Mudir der Aequatorialprovinz war — und späterhin sein Begleiter auf dem Wege zur Küste, berichtet hierüber in seinen Mitteilungen über Kabarega, den Herrscher von Unjoro: „Kabarega besitzt einen zahlreichen Harem, aber seine Lieblingsfrauen sind die gemästeten. Die Königin-Mutter besorgt das Geschäft, Frauen zu unglaublichen Fleischklumpen heranzubilden. Die von ihr ausgewählten Mädchen werden jeder Arbeit, sogar jeder Bewegung entzogen und müssen in einer Hütte kauern, in welcher sie auf eine geradezu widerliche Art gemästet werden. Jede von diesen Unglücklichen muß mit oder wider Willen Rationen verschlingen, die eine ganze Familie satt machen könnten, und nach diesem Mahle ein Gefäß von etwa drei Liter Milch bis auf den letzten Tropfen leeren. Diese Monstra von Frauen gewähren einen unsäglich abstoßenden Anblick. Man könnte sie mit einem Würfel vergleichen; wenigstens sind sie ebenso dick wie lang. Die Augen und Gesichtszüge sind in einem mißgestalten unnennbaren Fleischklumpen verschwunden; aber gerade daran findet der König sein Wohlgefallen." In ähnlicher Weise äußert sich Major Casati in seinem Werke „Zehn Jahre in

Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha" gelegentlich der Beschreibung eines Karawanenzuges, mit dem der Hofstaat des Königs von Unjoro aus der bisherigen Residenz in eine andere übergeführt wurde, als sich an den Grenzen des Reiches das Heer der Waganda gezeigt hatte. Am Schlusse dieser Schilderung heißt es: „Plötzlich drängt sich die Menge, sie drückt sich an dem Thore des Palastes, ein Ruf des Erstaunens und der Bewunderung erhebt sich gleichzeitig aus aller Mund. Von vier kräftigen Männern getragen, auf einem Tragsessel von großem Umfange und dicken Pfählen wird ein Weib von kolossalen Formen, gleichsam ein ungestalter Fleischklumpen mit kleinen hinter ihren Höhlen vergrabenen Augen, über die Schwelle des Palastes geschleppt. Es ist eine von den gemästeten Frauen des Königs Tschua. An den Höfen von Uganda und Unjoro gilt es als feine Sitte und königlicher Glanz, gemästete Weiber zu haben, welche die höchste Fettleibigkeit erreicht haben. Ein solcher Luxus wird als Zeichen des Reichtums und ungewohnter Feinheit angesehen, und man beneidet den königlichen Gatten ob eines so hervorragenden Besitzes. Diese eigenartige Fettleibigkeit wird durch eine besondere Ernährung erzielt, die gleichförmig und einförmig nach Zeit und Umfang geboten wird. Sie tritt stufenweise auf und geht schließlich so weit, daß die Person ihre Beine nicht mehr gebrauchen, sondern sich allein kriechend, und dies nur mit Schwierigkeit, fortbewegen kann." G. Pf.

Mozart auf Konzertreisen. — Das „Frankfurter Anzeigeblatt" vom 30. August 1763 enthält eine interessante Anzeige über ein durch den „Wunderknaben" Wolfgang Amadeus Mozart und dessen Schwester in Frankfurt a. M. veranstaltetes Konzert. Dieselbe lautet wie folgt:

„Die allgemeine Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der zwei Kinder des Hochfürstlich Salzburgischen Capellmeisters Herrn Leopold Mozart in den Gemüthern aller Zuhörer erweckt, hat die bereits dreymahlige Wiederholung des nur für einmahl angesetzten Concerts nach sich gezogen. Ja diese allgemeine Bewunderung und das Verlangen verschiedener großer Kenner und Liebhaber ist die Ursach, daß heute Dienstag, den 30. August, in dem

Scherfischen Saale auf dem Liebfrauenberg Abends um 6 Uhr ganz gewiß das letzte Concert sein wird; wobey das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knab, der im siebenten Jahre ist, nicht nur Concerten auf dem Clavecin oder Flügel, und zwar ersteres die schwersten Stücke der größten Meister spielen wird, sondern der Knabe wird auch ein Concert auf der Violine spielen, bey Synfonien mit dem Klavier accompagnieren, das Manual und die Tastatur des Klavier mit einem Tuche verdecken, und auf dem Tuche so gut spielen, als ob er die Claviatur vor Augen hätte; er wird ferner die Entfernung aller Töne, die man einzeln oder in Accorden auf dem Klavier, oder auf allen nur denklichen Instrumenten, Glocken, Gläsern und Uhren ꝛc. anzugeben im Stande ist, genaueſt benennen. Letzlich wird er nicht nur auf dem Flügel, sondern auch auf der Orgel (solange man zuhören will, und aus allen, auch den schwersten Tönen, die man ihm nennen kann) vom Kopfe phantasiren, um zu zeigen, daß er auch diese Art, den Flügel zu spielen, ganz unterschieden ist. Die Person zahlt einen kleinen Thaler. Man kann Billets im goldenen Löwen haben." E. K.

Brautschau in der Kirche. — Ein durch den italienischen Minister des Innern seiner Zeit verkündeter Erlaß, die Kirchen nicht mehr zu profanen Zwecken herzugeben, hat unter der italienischen Bevölkerung viel Aufregung zur Folge gehabt. Namentlich ist die Benutzung nicht mehr, wie dies bisher geschah, zu Versammlungen religiöser, politischer und wirtschaftlicher Art gestattet, war es doch bisher üblich, daß die Sparkassen, Vorschußvereine und ähnliche Genossenschaften ihre oft sehr stürmischen und profanen Beratungen in den Kirchen abzuhalten pflegten. Sogar zu Heiratszwecken hat man in Italien die Gotteshäuser verwendet.

Neapel hat zum Beispiel eine solche originelle Kirche aufzuweisen, die einmal jährlich, und zwar am Feste Mariä Verkündigung, von vielen Tausenden von Menschen — die meisten kommen aus Neugier — besucht wird. Diese Kirche, San Maria Annunziata genannt, liegt draußen vor den Thoren der ehemaligen verfallenen Stadtmauer in einer der ärmsten Gegenden Neapels. Mit der Kirche ist ein Findelhaus verbunden, und jährlich am

Tage Mariä Verkündigung werden diejenigen Mädchen des Findelhauses, die das sechzehnte Jahr erreicht haben, während des Gottesdienstes in der Kirche ausgestellt. Eine Brautschau wird abgehalten und ledige Männer können nach Belieben sich unter diesen Mädchen, die jetzt ins Leben hinaustreten sollen, eines zur Frau erwählen. Man verlangt von dem Bewerber nur, daß er die nötigen Legitimationspapiere bei sich führt. Nachdem er diese an den würdigen Geistlichen, der mit der Leitung des Findelhauses betraut ist, abgegeben hat, und die Legitimationen geprüft und richtig befunden sind, wird es dem Bewerber gestattet, die Reihen der zwanzig bis dreißig vor dem Hochaltare knieenden schwarzgekleideten Mädchen abzuschreiten. Natürlich hat das Mädchen das Recht, die Werbung abzulehnen. Indessen betrachten diese die Wahl immer als Ehrensache, und fast niemals kommt eine Ablehnung vor, weil sie es als eine Schande empfinden würden, an diesem Tage sitzen zu bleiben und nicht vom Altar weg von einem Manne zur Frau erwählt worden zu sein.

Gewöhnlich dauert es längere Zeit, bis der erste Bewerber sich vorwagt, sobald dieser aber seine Wahl getroffen hat, folgen fast immer rasch die anderen. Zunächst sind es Leute aus dem Stande der Arbeiter und Handwerker, die sich auf diese bequeme Weise eine Frau zu verschaffen suchen.

Von den Mädchen bleiben höchstens fünf bis sechs ungewählt, die sich unter Thränen nach dem Findelhause zurückbegeben, um am nächsten Tage, nach einem Unterkommen suchend, in das Leben hinauszutreten.

Die gewählten Bräute mit ihren Bewerbern werden eine Viertelstunde nach Schluß des Hauptgottesdienstes in feierlicher Handlung auf einmal vor dem Altare getraut.

Ob diese Ehen glücklich werden, darüber verlautet nichts. Jedenfalls ist diese Art und Weise der Brautausstellung in der Kirche eine höchst originelle. A. O. K.

Die Belagerung Frankenthals. — Im Jahre 1620 rückte Gonsalvo von Cordova, Fürst von Maratra, von dem Orte Oggersheim aus gegen die Stadt Frankenthal vor, um sie zu belagern. Bei seiner Annäherung flohen die Einwohner mit

ihrer Habe nach Mannheim, und nur 24 Bürger, die nicht viel zu verlieren hatten, blieben zurück. Sie verschlossen die Thore und machten Miene, Widerstand zu leisten. Als aber die Spanier einen Trompeter abschickten und die Stadt zur Uebergabe aufforderten, mit der Drohung, daß an Frankenthal sonst kein Stein auf dem anderen bleiben würde, da flüchteten auch die letzten Frankenthaler vor Entsetzen in einer regnerischen Nacht zum Thore hinaus. Nur Hans Warsch, ein Schäfer, blieb mit seinem kranken Weibe zurück, brannte einmal hier, einmal da ein Geschütz ab und hielt sich tapfer, bis endlich die Lebensmittel knapp wurden. Da ließ er sich mit dem Feinde in Unterhandlungen ein. Gonsalvo von Cordova, der ihn für den Vertreter der Frankenthaler Bürgerschaft hielt, ging darauf ein. Hans Warsch setzte die Sicherheit seines Eigentums und seiner sämtlichen Mitbürger nebst freiem Abzuge durch. Nachdem ihm dies zugestanden worden war, bestimmten die Spanier die Zeit seines Ausmarsches aus der Stadt. Das ganze spanische Heer, seine Oberbefehlshaber an der Spitze, war aufgestellt, da fiel die Zugbrücke, und aus dem geöffneten Thor schritt ein Mann und ein Weib, letzteres mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Gonsalvo von Cordova fand solchen Gefallen an dem entschlossenen Schäfer, daß er dessen noch ungetauften Sohn aus der Taufe hob und ihn selbst reichlich beschenkte. D.

In Todesgefahr. — Kühne Männer, die, dem Tod ins Auge schauend, nahe daran waren, ihr Leben zu verlieren, in einem letzten glücklichen Moment sich aber noch retten konnten, schildern die dabei gemachten merkwürdigen Empfindungen wie folgt. So berichtet zum Beispiel der Alpenforscher Whymper über einen Absturz aus 76 Meter Höhe, bei dem er immer von einem Felsvorsprung auf den anderen stürzte: „Ich hatte eine durchaus klare Vorstellung von dem, was mit mir vorging, und zählte jeden Anprall; aber wie ein chloroformierter Kranker empfand ich keinen Schmerz. Jeder Fall war natürlich heftiger als der vorhergehende, und ich erinnere mich ganz genau, daß mir damals der Gedanke durch den Kopf fuhr: Wenn der nächste Aufschlag noch heftiger ist, dann ist es aus mit dir. Ganz besonders bemerkenswert aber ist, daß dieser Sturz durch die Lüfte mir

durchaus keine peinlichen Empfindungen verursachte. Wäre die Höhe noch größer gewesen, dann hätte ich sicher das Bewußtsein verloren und wäre ganz schmerzlos gestorben." — Der Afrikareisende Livingstone, der bekanntlich von einem Löwen angefallen wurde und mit diesem ringend am Boden lag, giebt seinen Empfindungen in diesem entscheidenden Augenblicke folgendermaßen Ausdruck: „Ich empfand eine Art traumhafter Ruhe und hatte weder eine Schmerzempfindung, noch das Gefühl der Furcht, obwohl ich das klare Bewußtsein besaß, daß mir der Tod bevorstand. Ich konnte dem Tiere ohne Schrecken ins Auge sehen. Wahrscheinlich haben alle Geschöpfe, die den Raubtieren zum Opfer fallen, dieselbe Empfindung; wenn dem so ist, dann hat die Vorsehung hier einen wohlthätigen Mechanismus geschaffen, der das Sterben erleichtert." — Der englische Admiral Beaufort, der als junger Mensch in der Gefahr des Ertrinkens geschwebt hatte, äußerte über seine Empfindungen in jenem Momente: „Als ich meine Bemühungen, mich zu retten, aufgegeben hatte, überkam mich ein Gefühl der Ruhe und des Friedens, das zu dem wilden Gefühlsaufruhr der vorhergehenden Minute in scharfem Gegensatze stand. Ich dachte nicht mehr an Rettung, und ich litt nicht im geringsten. Ich hatte im Gegenteil eine angenehme Empfindung, ähnlich dem Gefühl der Zufriedenheit, das man nach großer körperlicher Anstrengung kurz vor dem Einschlafen hat." C. T.

Wie der Name Bockbier entstand. — Einst saßen Herzog Christoph und sein Bruder Albrecht zu München im Bankettsaal ihrer Hofburg und zechten. In ihrer Gesellschaft befand sich auch ein braunschweigischer Ritter. Diesem setzten die Fürsten einen tüchtigen Humpen guten, echten Braunbiers aus dem herzoglichen Hofbräuhause zum Frühtrunk vor. Der Ritter that einen guten Zug, aber bald setzte er den Humpen ab und meinte, das sei nur brauner Essig. Darob ergrimmten die beiden Herzöge höchlich. Sofort ließen sie den Hofbraumeister kommen, und Herzog Christoph fuhr ihn gar ungnädig an. Da rief der Braumeister mit lauter Stimme, sich an den Ritter wendend: „So Ihr nach Jahresfrist wieder nach München kommt, so bringt ein Faß Euren Bieres anher, und ich meinerseits will ein Faß

Bier sieden, so dem von Euch wohl obsiegen soll, oder ich will der schlechteste Meister sein, und Ihre Gnaden sollen mich auf einem Esel verkehrt aus der Stadt führen, auch aller meiner Habe zu Euren Gunsten verlustig werden lassen!" Da lachte der Braunschweiger und setzte 200 Gulden dagegen.

Endlich kam der Tag der Entscheidung; es war der 1. Mai. Am Hofe der herzoglichen Burg waren Galerien aufgeschlagen, die mit bunten Teppichen, Tannenbäumen und Kränzen schön geschmückt waren. Hier nahmen die edlen Damen Platz, das seltene Wettspiel mit anzusehen. Es flogen die ehernen Kranen in die Bäuche der Fässer, und das edle Naß ergoß sich schäumend in die Humpen. Diesmal verzog der Braunschweiger das Gesicht nicht; aber er meinte geringschätzig: „Das mag wohl ein guter Trunk sein, aber nur für Eure Weibchen, denn Kraft ist keine drinnen."

„So, meint Ihr, gnädiger Herr?" entgegnete siegesbewußt der Braumeister. Und er befahl einem seiner Brauknechte, zwei Humpen herbeizubringen, von denen jeder 2½ Maß Bayerisch hielt. Beide Riesengefäße wurden aus den aufliegenden Fässern bis zum Rande gefüllt. „Gesegne Euch Gott den Trunk vom Münchener Hofbräuhause," fuhr dann der Braumeister fort und reichte ihm den Humpen, „ich will den Euren auf Euer Gnaden Wohl leeren! Und wer nach einer halben Stunde auf einem Beine stehend noch einen Zwirnsfaden in eine Nadel einfädeln kann, der hat die Wette gewonnen."

Beide Kämpfer setzten an und leerten die Humpen bis auf die Nagelprobe. Nun ging die Burgpflegerin, um Nadel und Zwirn zu holen, in ihre Stube, in welcher sich ein Geißlein befand, von dessen Milch der Pflegerin krankes Mägdelein trinken mußte. Als sie heraustrat, entwischte das Geißlein und eilte mit lustigen Sprüngen in den Hof, gerade als die beiden Kämpfer sich auf ein Bein stellten. Der Braumeister hatte seine Nadel schon längst eingefädelt, als der Ritter die seinige schon zum drittenmal hatte fallen lassen. Plötzlich geriet er ins Schwanken und kugelte unter vergeblicher Anstrengung, sich wieder auf die Beine zu stellen, am Boden herum.

„Ei, ei, edler Herr," lachte der Braumeister, „was ficht Euch an, daß Ihr auf dem Boden herumkugelt?"

Da lallte der Ritter mit schwerer Zunge: „Das Böcklein da, das hat mich umgestoßen."

„O nein," lachte Herzog Christoph, vergnügt ob des Sieges seines Braumeisters.

Dieser aber meinte: „Dies Böcklein hat Euch so wenig gethan, als mir Euer Einbecker. Den Bock, der Euch umgestoßen hat, den hab' ich gesotten."

Das war ein Jubel im Burghofe. Ueberallhin drang die Kunde, drang der Sieg des Hofbraumeisters, der einen Bock gesotten, der den Braunschweiger Ritter in den Sand geworfen. Der Meister wurde reich beschenkt, der Braunschweiger aber verlor 200 Gulden und zog beschämt nach Hause. „Seht," sagten die Leute, als er fürbaß ritt, „das ist der, den des Hofbraumeisters Bock gestoßen." Zum Andenken an jenes große vaterländische Ereignis wurde seitdem im Frühjahr lange Zeit hindurch im Hofbräuhause ausschließlich das starke, süße Bier gebraut, das noch bis in die spätesten Jahrhunderte hinein „Bock" genannt werden mag. O. v. Br.

Die beiden Klubgenossen. — Der später so berühmt gewordene Oberrichter Lord Holt hatte in seiner stürmisch verlebten Jugend einem jener verrufenen Klubs Londons angehört, deren Mitglieder Heldenthaten daraus machten, Nachtwächter zu prügeln oder einzelne, die sich des Nachts verspätet haben, halbtot zu schlagen. Eines Tages, als der Lord dem Kriminalgericht in Old Baily vorsaß, wurde ein Angeklagter des Straßenraubes überführt. Der Richter erkannte in dem Verbrecher einen seiner alten Klubgenossen. In der Meinung, daß dieser selbst ihn nicht mehr erkenne, frug ihn Holt, was aus den anderen Mitgliedern des gefährlichen Klubs geworden sei, dem der Angeklagte das Unglück gehabt habe anzugehören.

Mit einem tiefen Seufzer gab der Straßenräuber zur Antwort: „Ach, du lieber Himmel, Mylord, sie sind alle gehenkt, außer Eurer Herrlichkeit und mir." W. H.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Schatzkästlein des guten Rats.

Siebente

vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln. * Elegant gebunden Preis

5 Mark.

Dieses bewährte Hausbuch gibt auf alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben mit sich bringt, ausführliche und zuverlässige Antwort und kann daher jeder Familie zur Anschaffung bestens empfohlen werden. Der Inhalt ist sorgfältig umgearbeitet und um vieles vermehrt worden. Von besonderem Werte ist die Neubearbeitung des wichtigen Abschnittes

„Unser Recht"

auf Grund des **Neuen Bürgerlichen Gesetzbuches**, welche die durch letzteres veränderten Rechtsverhältnisse des Deutschen Reichs eingehend berücksichtigt. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abteilungen:

Unser Haus. Die Gesundheit. Die Haushaltung. Am Schreibtisch. Unsre Tiere als Hausfreunde. Der Hausgarten. Die gute Lebensart. Erziehung und Berufswahl. Unser Recht. Spiele.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Allen Freunden schwäbischen Humors empfehlen wir die bei uns erschienenen Werke:

Aus 'em scheine Hohelohe

'em alte Gäwele ferrer Haamet.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich

vum

Wilhelm Schrader,

eme alte Naiestaaner.

Zweite Auflage. Broschiert Preis 2 Mark.

Gamm alte Gäwele.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich

vum

Wilhelm Schrader,

eme alte Naiestaaner.

Zweite Auflage. Broschiert Preis 2 Mark.

Die Humoresken des „alten Gäwele" haben überall nachhaltigen Beifall gefunden. Nicht nur auf süddeutsche, sondern auch auf nichtsüddeutsche Leser wird der prächtige Humor Schraders seine Wirkung nicht verfehlen.

Bei uns erschien:

Die

geistige Entwicklung in der ersten Kindheit.

Nebst Anweisungen für Eltern, dieselbe zu beobachten

von

Professor Wilhelm Preyer.

Kartoniert Preis M. 4.—.

In anregender Fassung gibt uns der fein beobachtende Autor eine Handhabe, wie das Studium der Kinderseele zu betreiben ist. Einen besonderen Wert für die Eltern erhält das Werk dadurch, daß der Autor neben einer Anzahl allgemeiner Regeln eine ganze Reihe beherzigenswerter besonderer Vorschriften für die gedeihliche Entwickelung des Kindes in psychischer und physischer Hinsicht erteilt.

Das Buch sollte in keiner Familie fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Jugendschriften.

Jeder Band elegant gebunden M. 4.50.

Die alte Freundin.

Eine Sammlung nachgelassener Erzählungen.
Mit 6 Farbendruckbildern. 3. Auflage.

Aus Schloss und Hütte.

— Erzählungen für die Jugend. —
Mit 6 Farbendruckbildern. 9. Auflage.

Für Freistunden.

— Erzählungen für die Jugend. —
Mit 6 Farbendruckbildern. 8. Auflage.

Aus Nord und Süd.

Erzählungen der deutschen Jugend geboten.
Mit 6 Farbendruckbildern. 5. Auflage.

Kindergruss.

— Erzählungen für die Jugend. —
Mit 6 Farbendruckbildern. 10. Auflage.

Von Berg und Thal.

— Erzählungen für die Jugend. —
Mit 6 Farbendruckbildern. 9. Auflage.

Jugendgabe.

— Erzählungen für die Jugend. —
Mit 6 [illegible]ge.

Zu beziehen [illegible] dlungen.